

**Radowa.
Roman
von
Gustav vom See.
(G. v. Struensee.)**

Hannover, 1871.

Carl Rümpfer.

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL. IM SCHWARZWALDE.

Der Herbst des Jahres 1796 ruhte in voller Pracht und Schönheit auf der Erde. Die Luft war hell, klar und rein, mit den über die Stoppelfelder dahin ziehenden Sommerfäden Erinnerungen tragend, Sehnsucht erweckend und an die Vergänglichkeit mahnend. Die Sonne sandte wie immer ihre leuchtenden und erwärmenden Strahlen der kleinen mit Milliarden anderen Welten im Aether schwimmenden Erde zu, und diese hatte ihren eigenen Haushalt so eingerichtet, daß die von uns auf ihr bewohnten Strecken zeitweise nicht durch Nebel, Wolken oder kalte Luftströmungen am Empfange derselben gehindert wurden.

So war es denn ein schöner Herbst, ebenso schön, wie der im vergangenen Jahre und ebenso bemüht, für den schlechten und regnerischen Sommer Ersatz zu gewähren.

Die Menschen, welche damals lebten und sich dieses Herbstes freuten, wurden von denselben Empfindungen bewegt wie wir, und besaßen, nach Alter und Geschlecht, dieselben Eigenschaften, dieselben Tugenden, Fehler und Laster, erzeugt von der Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Befähigt, die Ideale zu denken, ohne sie jemals zu erreichen; das Auge der Sonne zuzuwenden, ohne ihren Glanz ertragen zu können; von der Sehnsucht nach dem Himmel verzehrt und doch an die Erde gekettet; nach Erkenntniß schmachend und doch nur zu

der Einen gelangend, daß wir nie ein einziges: Warum? beantworten werden; mit allen Fiebern an das irdische Dasein gekettet und doch unwiderruflich dem Tode verfallen!

Die Menschen, welche damals lebten, sind dahin gegangen, wie viele Geschlechter vor ihnen, und wie viele nach ihnen dahingehen; vielleicht leben noch einige Wenige, welche in jenen schönen Herbsttagen sich in den ersten Anfängen ihres Daseins befanden; sie stehen jetzt hart am Rande des Grabes und besitzen keine Erinnerungen mehr aus jener Zeit ihrer unbewußten Kindheit.

Was uns eine lange entschwundene Vergangenheit dünkt, war einmal ebenfalls Gegenwart. Wir wollen uns in der Phantasie dahin zurückversetzen, jene Zeit für uns zur Gegenwart machen, und mit den Menschen, welche damals lebten, die uns näher treten werden, wie mit unseren Zeitgenossen verkehren. Es wird uns dies nicht schwer werden, denn, wenn Jenen auch nicht dieselben Mittel zu Gebote standen wie uns, um dem Phantom: Glück nachzujagen, sie erreichten eben so viel davon wie wir, nicht mehr und nicht weniger, und wurden von denselben Leidenschaften: Ehrgeiz, Stolz, Genußsucht, Liebe, Haß und all ihren anderen finsternen und verlockenden Brüdern und Schwestern in gleicher Weise geknechtet. Deshalb werden wir uns unter jenen Menschen bald heimisch fühlen, wenn auch die Scenen und Decorationen der damaligen Bühne etwas anders sind. Es bleibt doch im Großen und Ganzen immer dasselbe Spiel. Der

als Raubthier geborne Mensch sucht die anderen zu unterdrücken, zu morden, zu vertilgen, damit er sich sättige und behaglich lebe; nur mit seiner eigenen Brut macht er zuweilen eine Ausnahme, indem er sie an seiner reichen Azzung sich betheiligen läßt, vorausgesetzt, daß er selbst gesättigt sei.

Versetzen wir uns daher in die Herbsttage jenes Jahres, und schauen empor zu dem wolkenlosen, klaren Himmel, welcher wie ein lichtblauer, durchsichtig wehender Schleier über die dunkeln waldbewachsenen, ein enges Thal begrenzenden Höhen sich ausbreitet.

Die steil abfallenden Wände der Berge waren dicht mit dunkeln hohen Tannen bestanden, die ernst und melancholisch, vom Wechsel der Jahreszeiten unberührt, in das Thal herabschaueten. Nur hin und wieder blickte zwischen ihnen eine Buche oder eine Birke im Gewande des Herbstes schimmernd hindurch.

Die Sohle des Thales durchrauschte ein rasch und wild dahin stürmender Bach. Seine klaren Wellen schäumten an den Steinen und Felsen auf, welche sich seinem Laufe entgegenstellten, und schossen brausend über ein Wehr, nachdem er gezwungen worden, vor demselben eine kurze Zeit seine Eile zu mäßigen. Um so wilder stürzte er sich dann auf zwei schwerfällige Räder einer Sägemühle, die, widerwillig seiner Kraft nachgebend, sich langsam umwälzten und mehre rasch bewegliche Sägen gleich Schlangen in das Herz der gefesselten Baumstämme eindringen ließen.

Der Bach, dessen Fluthen diese Stämme bewässert, der von ihnen einen Theil seiner eigenen Lebensnahrung erhalten, der fast hundert Jahre in engster Freundschaft unter Sturm und Sonnenschein mit ihnen verkehrt, wurde jetzt gezwungen, ihrem grimmigsten Feinde, dem Menschen, seine Kräfte zu ihrem Verderben zu leihen; den Söldlingen gleich, welche den Ehrgeiz und die Gewalt eines Machthabers beliebig zum Morden oder zum Gemordetwerden verbraucht.

Nachdem er dies Freundschaftswerk vollbracht, zog er in alter Weise fröhlich weiter, mit den Blumen und Farrenkräutern an seinen Ufern spielend, bis der große Strom, in den er sich ergoß, ihn aufnahm, um mit demselben, nachdem sie lange Strecken durchzogen, an volkreichen Städten vorbeigeflossen, stolze Schiffe getragen, in dem unendlichen Meere müde, alt und ermattet zu verschwinden. In gleicher Weise gestalten sich die den Menschen zugetheilten Minuten zu Stunden und Jahren, um endlich, als nicht faßbare Zeitatome, im Meere der Ewigkeit sich zu verflüchtigen.

Das Thal, durch welches jener jugendliche Bach so ungestüm und lebensfroh dahin rauschte, dehnte sich weit aus. Zuweilen schien es, als ob die Berge es abschlossen, aber so eng und malerisch auch die Windungen waren, sie öffneten sich immer wieder, den Wiesenmatten, welche sie einrahmten, bald mehr, bald weniger Raum gestattend.

Wenn wir dem schmalen und steinigen Fahrwege folgen, der sich, von oben gesehen, wie ein heller Faden

zwischen den Wiesenstreifen und dem Bache hinzieht, so gelangen wir nach einer kurzen Wanderung an eine Stelle, wo sich das Thal erweitert und mit einem noch engeren und schrofferen zusammentrifft.

Hier, wie an allen Stellen, wo der Mensch in harter Arbeit der Erde die Nahrung seines Körpers abzugewinnen vermag, hatte er sich angebaut, schon lange Zeit vor dem Beginne unserer Erzählung, und diese Ansiedelung war im Laufe der Jahrhunderte zu einem umfangreichen langgestreckten Dorfe geworden. Die in halb schweizerischer Bauart errichteten Häuser, wie es in der dortigen Gegend üblich, bildeten auf beiden Seiten des Baches eine lange Straße, und waren dann, als es an Raum gebrach, auch auf die Berglehnen hinauf gestiegen, wo sie wie Schwalbennester sich angeklebt hatten.

Das Ganze gewährte einen malerischen Anblick, der noch erhöht wurde durch ein ruinenartiges Gemäuer, welches sich unfern des Dorfes auf einer steilen, isolirt gelegenen felsigen, die beiden in einander laufenden Thäler trennenden Kappe befand.

Es war gegen Abend. Eine friedliche Ruhe lagerte über diesem stillen, vom Geräusche der Welt abgeschlossenen Gebirgswinkel. Die Sonne hatte ihren Lauf so weit vollendet, daß ihre Strahlen den Grund des Thales nicht mehr erreichten, ihr röthliches Licht lag nur noch auf den höheren Abhängen der einen Gebirgslehne, während die andere und das Dorf sich bereits im Schatten befanden. Langsam, dem Blicke unmerklich, zog dieser auch an der

sonnigen Seite hinauf, um bald der nahenden Dämmerung zu weichen.

Aus den Schornsteinen stiegen blaue Rauchsäulen, von keinem Luftzuge bewegt, senkrecht empor, als ob sie bemüht wären, noch vor ihrem Verschwinden den Kuß der scheidenden Sonne zu empfangen.

Auf dem durch das Thal ziehenden Wege fuhr hin und wieder ein beladener Karren müde dem Dorfe zu, unten auf den abgemähten Wiesen weideten glockenläutende Kühe, an den Hängen Ziegen, und vor den Häusern tummelten sich spielende Kinder. Auf der breiten Freitreppe eines am östlichen Ende des Dorfes gelegenen stattlichen Hauses befanden sich zwei Männer in anscheinend eifrigem Gespräche. Von der Stelle aus, wo sie standen, vermochte man eine längere Strecke in die beiden Thäler hineinzusehen, und den Weg, welcher sich durch das größere zog, bis auf eine Anhöhe, die er überschritt, zu verfolgen. Die beide Thäler beherrschende Ruine schloß den Horizont in grader Richtung ab und zwar so nahe, daß eine von oben entsandte Büchsenkugel bis zu jener Stelle, wo die beiden Männer standen, hinabgereicht haben würde.

Beide befanden sich bereits im vorgerückten, doch noch kräftigen Alter. Sie trugen lange blaue Tüchröcke von nichts weniger als kleidsamem Schnitt, kurze feuerrothe Westen, dicht besetzt mit weißen Knöpfen, schwarze Kniehosen, graue wollene Strümpfe und plumpe, mit großen Schnallen versehene Schuhe.

Wenn wir noch hinzufügen, daß ihre Kopfbedeckung aus einem unförmlichen schwarzen dreieckigen Hute bestand, so wird der geneigte Leser darin die sich bis auf den heutigen Tag ziemlich unverändert erhaltene bäuerliche Tracht des Schwarzwaldes erkennen.

In der That war das von uns beschriebene Thal eines von denen, welche sich quer durch den Schwarzwald ziehen, ausgestattet mit wilder romantischer Schönheit und dem einer großartigen, abgeschlossenen, alpinen Gebirgswelt eigenthümlichen Zauber. Es führte und führt noch den Namen: Höllenthal, und man gelangt, dasselbe von Freiburg aus verfolgend, wenn man das Himmelreich durchschritten hat, auf das Hochplateau, welches die Wasserscheide zwischen dem Rheine und den Quellen der Donau bildet. Seinen Namen trägt es wahrscheinlich der tiefen und steilen Schluchten und engen Windungen wegen, welche es bildet, oder verdankt es irgend einer verschollenen Sage, denn es gibt sonst nichts in ihm, was die Phantasie mit dem von ihr geschaffenen Aufenthalte der Verdammten, in Verbindung bringen könnte.

Die Blicke der beiden Männer hafteten, während sie angelegentlich mit einander redeten und zugleich abwechselnd der vor ihnen auf einem weißgescheuerten Tische stehenden Flasche Landwein zusprachen, auf die ihnen gegenüber liegende Ruine. Sie wurde in diesem Augenblicke von einem in das Thal fallenden Sonnenstrahl beleuchtet, wodurch die alten Mauern in warmem röthlichen Schimmer erglänzten. Man vermochte alle Einzelheiten genau zu erkennen: die von Rissen durchzogenen

verwitterten Mauern, den Epheu, welcher sie, wie ein schützender zerrissener Mantel, stellenweise bekleidete, und auch den Eingang der auffallender Weise mit einem neuen und wie deutlich sichtbar, fest verschlossenen Thor versehen war.

Hinter den alten Mauern stieg ebenfalls eine blaue dünne Rauchsäule empor, gleich den anderen aus den Schornsteinen der Häuser kommenden, senkrecht und von keinem Luftzuge beeinträchtigt, nur daß sie allein noch von dem letzten Strahle der Sonne vergoldet wurde.

Es unterlag hienach keinem Zweifel, daß auch diese Ruine von Menschen bewohnt wurde, obgleich von dem Standpunkte aus gesehen, wo sich die beiden Männer befanden, nichts darauf schließen ließ, als das fest verwahrte Eingangsthor.

»Wie ich sagte, Herr Amtmann,« fuhr der Eine der beiden Männer in seiner Rede fort, »es ist immer noch die alte Wirthschaft; das Thor bleibt fortwährend geschlossen, und sie leben, wie die Einsiedler, als ob sie gar nicht zu der Gemeinde gehörten.«

»Das würde ihnen am Ende Niemand verwehren können, Herr Schultheiß,« erwiderte der Andere, »es will ja jetzt ein Jeder leben, wie es ihm beliebt, und der Wind, der von jenseits des Rheines herüber weht, wird immer stärker; wir können ihnen das nicht wehren, aber wenn Jemand in einer Gemeinde wohnt, so muß man doch wenigstens wissen, wie er heißt, was er treibt, wovon er

lebt, und ob er nicht etwa zu dem räuberischen Gesindel gehört, was sich jetzt überall herumtreibt.«

»Letzteres dürfte wohl nicht der Fall sein, denn sie bezahlen Alles baar und es hat sie noch Niemand auf unrechten Wegen ertappt.«

»Das beweist gar nichts,« erwiderte der Amtmann, indem er sein Glas austrank und wieder vollschenkte; sie können ihren Raub hier in Sicherheit verzehren, oder auch gar vielleicht Falschmünzerei treiben,« setzte er mit Wichtigkeit hinzu.

»Ach, wo denken Sie hin, das würde uns nicht entgangen sein. Die Leute hier passen genau auf, in unserem Dorfe geschieht nichts, was nicht bekannt würde. Sie wohnen jetzt drei Jahre oben in der alten Ruine, welche sie im Innern nothdürftig haben herstellen lassen, bekümmern sich um Niemand und bezahlen, wie gesagt, Alles baar.«

»Drei Jahre sind es schon,« wiederholte nachdenkend der Amtmann, »wie die Zeit vergeht! Sie läuft jetzt so rasch und es geschieht so Vieles, was man für ganz unmöglich gehalten, daß man den einen Tag über den anderen vergißt. Denkt einmal zehn Jahre zurück, wir schrieben damals Anno 86. – Es war drüben noch still und ruhig, der arme König lebte und regierte noch und auch die Königin, und jetzt, – man darf gar nicht daran denken!«

»Nein, man darf nicht daran denken, um so mehr, da es alle Tage miserabler wird,« bestätigte mit einem langen Seufzer der Schultheiß. »Danken wir Gott, daß wir bis

jetzt wenigstens hier in unserem abgeschlossenen Thale von den räuberischen, spitzbübischen Franzosen verschont geblieben sind. Unten am Rhein wissen sie ein Lied davon zu singen. Ja, daß sich Gott darüber erbarmen sollte.«

»Hierher kommen sie nicht, können nicht, weil das Thal zu enge ist und wir die Wege seit zwei Jahren ungebessert gelassen haben. Können ja selbst kaum mehr darauf fortkommen.«

»Schadet nichts. Besser unser Vieh quält sich ab, als daß sie es auffressen.

»Wir haben das ja bereits reiflich besprochen und wollen uns daher jetzt nicht damit beschäftigen. Sind dadurch vom Gegenstande unseres Gespräches abgekommen. Also drei Jahre sind es schon, daß jene Leute da oben wohnen?«

»Drei Jahre, Herr Amtmann. Sie kamen eines Tages, es war auch im Herbst und es regnete in Strömen, auf einem Einspanner von Drüben herüber und kehrten hier im blauen Hirschen ein. Nachdem sie zwei Tage hier gewesen, klärte sich das Wetter auf und es gab einen schönen Herbst. Sie wissen es ja, so schön wie den heurigen, der Dreiundneunziger ist ein vortreffliches Gewächs geworden.«

»Weiß das, weiß das,« unterbrach der Amtmann, indem er sich wieder von dem gelobten Weine einschenkte, »aber wie kam es dann weiter?«

»Es waren zwei Männer, der Eine der Herr, der Andere der Diener, und ein Kind von ungefähr 7–8 Jahren. Der

Herr nannte sich Wandsberg und der Diener heißt Peter, wie das Kind heißt, habe ich bis zu diesem Augenblick nicht erfahren. Man würde gar nicht wissen, ob es noch lebte, wenn man es nicht zuweilen oben an der alten Ruine herumklettern sähe.«

»Ihr erzählt confus durcheinander. Daß der Mann, der den Berg gekauft hat, Wandsberg heißt, weiß ich, aber der Diener wird doch noch einen anderen Namen haben, als Peter. Peter ist ja nur ein Vorname.

»Jedenfalls hat er noch einen anderen, aber er hat ihn mir nicht gesagt; er ist sehr grob, weshalb soll ich mich mit so einem Kerl weiter einlassen.«

»Dazu wäret Ihr, als die Obrigkeit, verpflichtet gewesen, und ich werde ihn bei der nächsten Gelegenheit in ein strenges Verhör nehmen. Doch weiter, wie kamen sie auf den Berg und in die alte Ruine?«

»Ganz einfach und natürlich. Der Herr Wandsberg ging am anderen Tage aus, und direct, als ob er deshalb hergekommen, auf den Berg. Dort trieb er sich mehre Stunden herum, besichtigte Alles genau, und als er herunterkam, erkundigte er sich, wem die Ruine und der Berg gehöre. Diese gehörten nun, wie Sie wissen, dem Schätzels Jakob, der immer ein liederlicher Wirth gewesen ist. Von dem Berge und dem alten Steinhaufen hatte er nichts, es wächst oben kein Grashalm, und das Gemäuer war ebenfalls zu nichts zu gebrauchen. Als ihm der Fremde daher 200 Gulden dafür bot, war er vor Freude wie aus

den Wolken gefallen, und der Kauf wurde sogleich abgeschlossen, obgleich er es später bereuete, weil er glaubte, der Käufer würde sein Gebot noch gesteigert haben.

»Nun und dann?«

»Dann ließ der Herr Wandsberg Zimmerleute und Maurer kommen, und im Innern mehre Gelasse ordentlich ausbauen, doch so, daß man von außen nichts davon sehen kann, nicht einmal den Schornstein, aus welchem jetzt der Rauch aufsteigt.«

»Und als das fertig war, zogen sie hinauf?«

»Er hatte es sehr eilig, denn der Winter war vor der Thür. Aber in drei Wochen war, Alles fix und fertig. Die Leute tummelten sich und arbeiteten Tag und Nacht, denn er bezahlte doppelten Lohn. Der October ging gerade zu Ende, und die Weinlese sollte unten beginnen, da zog er hinauf. Und von jener Zeit an sitzt er droben.«

»Er sitzt droben,« wiederholte wieder nachdenklich der Amtmann, »aber er wird doch nicht immer dort sitzen, sondern auch zuweilen herunter kommen.«

»Keinenfalls wird er immer sitzen,« bemerkte mit einem genugthuenden Lächeln der Schultheiß, »aber herunter kommt er nicht. Im Dorfe ist er nicht wieder gewesen. Zuweilen soll er in der Dämmerung oben in den Bergen herumlaufen.«

»Auffällig, jedenfalls sehr auffällig. Aber wie bekommen sie denn ihre Nahrungsmittel?«

»Das besorgt Alles der Peter. Was sie brauchen, holt er, bezahlt es baar und schleppt es hinauf. Holz lassen sie anfahren, aber es wird draußen vor dem Thore abgeladen

und der Peter trägt es hinein. Niemand aus dem Dorfe hat seit jener Zeit den Fuß in die alte Burg gesetzt.«

»Im höchsten Grade auffällig. Aber Wasser, wie steht es mit dem Wasser?«

»Die Quelle, welche etwas oberhalb zu Tage kommt, ist in die Burg geleitet; sie besitzen auch eine Kuh, welche der Peter ebenfalls hier gekauft hat.«

»Und das Kind? Wie lebt das Kind? Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?«

»Ein Mädchen, Herr Amtmann; hatte ich vergessen, dies zu sagen?«

»Also ein Mädchen, heißt?«

»Man erzählt, sie hätten sie einmal Wanda gerufen, ein komischer Name.«

»Fremd, fremdartig, ich glaube italienisch. Ist das Kind hübsch?«

»Die Leute, welche es gesehen haben, das heißt in der Nähe, sagen, es sei ein häßlicher Balg. Gelblich, schwarze Augen, schwarze zerzauste Haare, klein, mager.«

»Es deutet das Alles auf italienische Abkunft, wie der Name. Wie alt wäre es jetzt?«

»Jetzt müßte es so neun bis zehn Jahre sein?«

»Und wie steht es mit dem Schulunterricht?«

»Mit dem Schulunterricht, Herr Amtmann? Ja, du lieber Gott, wie kann ich das wissen, gehen doch die meisten Bauernkinder auch in keine Schule.«

»Nun, ich werde die Sache einer genauen Recherche unterwerfen; wenn ich wieder herkomme, in ungefähr drei Wochen, haltet Euch bereit, wir wollen dann diesem

Herrn Wandsberg einen Besuch abstatten und uns von Allem selbst überzeugen. Aber – was ist das,« setzte er mit sichtlichem Schreck hinzu, indem er das Glas, welches er an die Lippen zu bringen im Begriff stand, rasch wieder auf den Tisch stellte, »so wahr Gott lebt, französisches Militair.«

ZWEITES CAPITEL. UNERWARTETE GÄSTE.

Um dem geneigten Leser den Schreck zu erklären, welchen der Amtmann beim Anblick französischer Soldaten empfand, die ganz unerwartet, und zwar nicht vom Rheine her, sondern auf dem nach dem oberen Thale führenden Wege herabkamen, sind wir genöthigt, die damalige Weltlage in kurzen Umrissen zu schildern.

Die französische Revolution war durch die Auflösung des Conventes und die Errichtung des Directoriums am 28. October 1795 in eine neue Phase getreten.

Die Schreckenszeit hatte ihr Ende erreicht. Der durch das in Strömen vergossene Blut erzeugte Rausch war vorüber, und an dessen Stelle Ernüchterung und das Verlangen nach geordneten Zuständen getreten. Im Innern noch immer in wilder Gährung und fast von allen Hülfsmitteln entblößt, die Assignaten besaßen keinen Werth mehr, war die Lage der französischen Republik nach außen hin glänzend zu nennen.

Man hatte Holland erobert, die Deutschen über den Rhein gedrängt, mit Preußen und Spanien Frieden geschlossen und die Vendée wenigstens theilweise beruhigt; nur zur See war England Sieger geblieben.

Deutschland, das heißt Oesterreich mit seinen Verbündeten, blieb allein auf dem Kampfplatze. Der Feldzug von 1795 schloß ohne erhebliche Erfolge mit einem Waffenstillstande, welchen der am Rheine stehende Erzherzog Carl am 31. März 1796 kündigte.

Dieses Jahr, in welchem unsere Geschichte beginnt, wurde eines der ruhmvollsten für die Waffen der jungen Republik, indem es zum ersten Male Feldherrn auf das Kriegstheater brachte, deren Namen theilweise diejenigen der größten der Vergangenheit überstrahlen oder sich ihnen ebenbürtig zeigen sollten.

In Italien erfocht der junge Bonaparte, damals 27 Jahre alt, Siege auf Siege, mit einer bis dahin demoralisirten und halbverhungerten Armee. Er eroberte Piemont, die Lombardei, schloß mit den kleineren italienischen Staaten unter harten Bedingungen Friedensverträge und warf die Oesterreicher, Mantua einschließend, bis weit in Tyrol zurück. Er sammelte in diesem unvergleichlichen Feldzuge die ersten und zugleich die werthvollsten Lorbeeren, welche sich später für ihn zur Kaiserkrone zusammen flechten sollten.

Fast ebenso siegreich waren die von Moreau, Jourdan und Kleber geführten französischen Armeen in Deutschland. Nach mehren hartnäckigen Gefechten am Rheine zogen sich die Oesterreicher bis Eltlingen zurück, wo sie

unter, dem Erzherzog Carl am 10. Juli von Moreau geschlagen und genöthigt wurden, ihren Rückzug fortzusetzen. In Folge dessen schlossen Württemberg und Baden unter harten Bedingungen Separatfrieden mit Frankreich. Sie traten von der Coalition zurück, verstanden sich zu großen Lieferungen, zahlten 6 Millionen Franken Kriegsentschädigung und gaben ihre linksrheinischen Länder an Frankreich.

Es waren die Anfänge der späteren mit Königskronen verbrämten rheinbündlerischen Vergewaltigungen gegen die süddeutschen Kleinstaaten.

Am 17. August stand Moreau bereits in Augsburg, im Begriff sich mit der von Bamberg heranziehenden Armee Jourdans zu vereinigen und in einer Stellung, worin die Rheinarmee in vier Tagen Nachricht von dem überall siegreichen General Bonaparte aus Italien erhalten konnte. In Folge dieses raschen Vordringens der Franzosen, sowohl in Italien, als in Deutschland, hatte auch der fränkische Kreis zu Würzburg und der obersächsische Kreis zu Erlangen einen Waffenstillstand unterzeichnet, eben so Baiern in München einen Vertrag, nach welchem es von der Coalition zurücktrat, zehn Millionen Franken Kriegsteuern zahlte, 3000 Pferde stellte und sich zu großen Lieferungen verpflichtete.

In den von den französischen Heeren eroberten deutschen Ländern gab sich zwar eine entschiedene Abneigung, ja sogar ein oft gekennzeichnete Haß gegen die Sieger kund, welche, ungeachtet ihrer freiheitathmenden Reden und der damit unvermeidlichen Schlagwörter

von Freiheit und Gleichheit, sich dennoch überall auf die übermüthigste Weise benahmen, und da ihre Verpflegung im höchsten Grade vernachlässigt wurde, rücksichtslos plünderten und maßlos requirirten, aber – man fügte sich der Gewalt, und durch die kleinlichsten Rücksichten und Anschauungen gefesselt, zu keinem höheren Aufschwunge fähig, hatte man im Allgemeinen nur das eine Verlangen, dieser schlimmen, unruhigen Zeit ein Ende gemacht zu sehen, gleichviel auf welche Weise. Je näher dem Rhein, und je größer die Wahrscheinlichkeit und die Befürchtung eines sich wiederholenden französischen militairischen Spazierganges über denselben, mit all den damit verbundenen Annehmlichkeiten, um so mehr trat diese patriotische deutsche Gesinnung zu Tage.

Dennoch mochte es wohl keiner der zu jener Zeit Lebenden und in dieser Weise Politisirenden für möglich halten, daß die schönsten Länder Deutschlands zu Vasallenstaaten des französischen Eroberers erniedrigt, und ihre Söhne nach dessen Machtwort zur Unterdrückung und Knechtung ihrer Brüder massenweise zur Schlachtbank geführt werden sollten.

Noch weniger hätte man es aber für möglich gehalten, daß es deutsche Fürsten geben könne, welche diese ihrem Volke angethane größtmöglichste Schmach durch Denkmäler der Nachwelt in Lapidarschrift überliefern würden.

Da es damals weder Eisenbahnen noch Telegraphen und nur ausnahmsweise gute Postverbindungen gab, so

marschirten die Armeen oft schneller, als die ihnen voranziehenden Nachrichten, und verursachten Ueberraschungen, welche jetzt außerhalb der Möglichkeit liegen.

Der kühne Marsch Napoleons über den großen Bernhard, wodurch er plötzlich im Rücken der in Piemont stehenden österreichischen Armee erschien, sowie die genial erdachte und meisterhaft ausgeführte Einschließung und Gefangennehmung der österreichischen Armee bei Ulm, wären unter den jetzigen Verhältnissen unausführbar gewesen.

So geschah es denn auch, daß an jenem Tage plötzlich und gänzlich unerwartet die Franzosen im Höllenthale erschienen.

Ihr Anblick brachte, wie wir gesehen, auf die beiden Männer, welche sich auf der Freitreppe vor dem Wirthshause unterhielten, einen großen Schrecken hervor, was ihnen unter den obwaltenden Verhältnissen keinesweges verdacht werden kann.

»So wahr Gott lebt,« wiederholte der Amtmann mit verstörter Miene, »es sind Franzosen. Wo kommen die her?«

»Ja, es sind Franzosen,« stöhnte der Schultheiß, »wer kann wissen, wo sie herkommen. Jetzt wird es auch hier bei uns losgehen.

»Es wird nur ein kleiner durchziehender Haufen sein,« bemerkte der Amtmann mit einer wichtigen Miene, als ob er sich selbst Muth einsprechen wollte, »unser gnädigster Herr Markgraf lebt ja mit der französischen Republik in Frieden; derselbe ist ja, Gott sei Dank, erst vor ein paar

Monaten in Paris abgeschlossen worden. – Sie werden uns nichts thun, Schultheiß, es sind unsere Freunde, und wir müssen sie als solche behandeln.

»Ach, darum werden sie sich wenig kümmern. Sie nehmen überall, was sie kriegen können, und – sehen Sie nur, es kommen immer mehre! Man munkelt schon seit einiger Zeit, es wäre ihnen droben in Baiern schlecht gegangen. Am Ende sind sie auf dem Rückzuge, und dann stehe uns der liebe Gott bei.«

»Weshalb sollen sie grade auf dem Rückzuge sein? Von Augsburg bis hieher ist ein schönes Ende, da zieht es sich nicht so schnell zurück.«

»Das sind hohe Officiere! Ich kenne sie genau, die Federn auf dem Hut,« rief in gesteigerter Angst der Schultheiß, »und wie eilig sie es haben. – Sie sind doch auf dem Rückzuge, Herr Amtmann, und werden ohne Zweifel verfolgt, es wird hier zur Schlacht kommen, wir werden Alle massacrirt, unsere Häuser niedergebrannt werden! Retten wir, was wir können, und machen wir uns eilig davon, hinauf auf die Berge. Soll ich Sturm läuten lassen?«

»Ihr seid ein Narr,« erwiderte der Amtmann, sich ängstlich umsehend, »man könnte, – doch es ist zu spät, sie sprengen im Galopp heran und werden gleich hier sein. Wir können nicht mehr fort, und müssen sie erwarten. – Es sind unsere Freunde, Schultheiß, unsere Freunde; haltet diesen Gesichtspunkt fest. Sie werden sich als solche benehmen, und wenn sie in ihren Anforderungen vielleicht etwas lebhaft und rücksichtslos sein sollten, so liegt das in den Verhältnissen, wir müssen uns fügen.«

Den beiden Männern blieb zu weitem Reflexionen keine Zeit, denn es sprengte in diesem Augenblick ein Trupp keinesweges sehr friedlich aussehender Husaren vor das Haus, parirte die Pferde und ein Theil der Mannschaft, darunter der Officier, stieg ab und stürmte eilig die Treppe hinauf.

»Welches ist das beste und größte Haus in diesem Dorfe?« fragte in befehlendem Tone der Officier.

»Das beste Haus, Ew. Gnaden Citoyen,« erwiderte der Amtmann, indem er demüthig seinen großen Dreimaster abnahm, »ist dies hier, zugleich ein Wirthshaus.«

»Quartier für den General und den Stab! Alle Zimmer werden mit Beschlag gelegt. Sorgen Sie für ein gutes Abendessen, zwanzig bis dreißig Personen. Sind Sie der Wirth?«

»Der Amtmann, Ew. Gnaden Citoyen, und dies ist der Schultheiß.«

»Das trifft sich vortrefflich. Die Armee der französischen Republik unter General Moreau befindet sich im Anmarsch, wird hier im Dorfe und Umgegend übernachten und bivouakiren. Alles Vieh, alle Lebensmittel sind mit Beschlag belegt. – Erhaltet Bons, oder auch Assignaten, wenn Ihr wollt. Marsch! Erfüllt sogleich meine Befehle. Die Soldaten sind müde vom marschiren und hungrig und durstig. Viele Umstände werden nicht gemacht! Ungehorsam oder Widersetzlichkeit – füsiliren!«

»Macht, daß Ihr fortkommt,« fuhr er den bleich und zitternd dastehenden Amtmann an, »und sorgt, daß die

Befehle ausgeführt werden. Ihr aber bleibt hier,« wandte er sich dem Schultheiß zu, der im Begriff stand, sich heimlich ebenfalls zu entfernen, »damit Jemand da ist, an den man sich halten kann.«

»Vorwärts!« befahl er dann der unten befindlichen Truppe, »am Ende des Dorfes halten, und abzäumen, bis ich komme. Abfüttern! – Nehmen, wo es vorhanden, wird nichts übrig bleiben! Und jetzt schafft mir schnell etwas zu Essen und zu Trinken, ehe der Stab kommt, bin hungrig und durstig, habe heute noch fast nichts genossen.«

Mit diesen Worten schenkte er sich den Rest des in der Flasche befindlichen Weines ein, ihn rasch austrinkend.

Während der Schultheiß, der Weisung folgend, sich eilig entfernte und eben so eilig mit einem Brode, Butter, einem Schinken und einer neuen Flasche Wein erschien, zeigten sich die ersten geschlossenen dichten Reihen der französischen Truppen auf der Höhe des Weges und zogen in raschem Schritte dem Dorfe zu.

Der Officier rief seinen unten haltenden Burschen und übergab ihm eilig das Brod, die Butter, den Schinken und die Flasche Wein.

»Stecke ein, Jean,« sagte er, »zeige es Niemand, damit wir etwas zum Abend haben. Komm, wir wollen aufsitzen, ich sehe etwas vom Stabe, sie werden bald hier sein, und nicht viel übrig lassen. Adieu, Schultheiß, wird eine etwas unruhige Nacht werden, und morgen? Morgen wahrscheinlich noch unruhiger. Die Position ist hier gar nicht übel, und der General nicht der Mann, sich ohne Noth drängen zu lassen.«

Mit diesen Worten eilte er die Treppe hinab, schwang sich auf sein Pferd und sprengte, von seinem Burschen gefolgt, davon. Inzwischen mehrten sich die dichtgedrängt marschirenden Truppen. Der aus Cavallerie bestehenden kleinen Avantgarde folgten mehre Regimenter Infanterie, und lange Züge Artillerie. Sie bivouakirten hinter dem Dorfe, welches selbst von neu anziehenden Truppen dicht besetzt wurde.

Die Dunkelheit war längst eingebrochen, überall lohten Wachtfeuer auf, und das bis dahin so stille und friedliche Thal hallte wieder von Geschrei und dem kriegerischen Geräusch, von dem Rasseln fahrender Geschütze und der Waffen.

Erst mit dem Anbruch der Nacht langte der angekündigte General Moreau selbst in dem gedachten Wirthshause an, welches von diesem Augenblicke an der Schauplatz lebhaften Verkehres wurde. Adjutanten kamen und gingen, und noch während der Nacht nahmen die ermüdeten Truppen theilweise andere, auf ein Gefecht hindeutende Stellungen ein.

DRITTES CAPITEL. DIE RUINE UND IHRE BEWOHNER.

Dem mit der Geschichte der französischen Revolutionskriege Vertrauten ist es bekannt, daß der Erzherzog Carl, nachdem Jourdan mit der Division Bernadotte bis in die Nähe von Regensburg gerückt war und seiner Vereinigung mit der Armee Moreau's fast kein Hinderniß mehr entgegenstand, durch ein kühnes Manöver den Letzteren

täuschend, Jourdan unvermuthet angriff und in unaufhaltsamem Siegeslauf, ihm mehre Schlachten liefernd, bis an den Rhein zurücktrieb.

Dadurch in seiner linken Flanke bedroht, fast schon umgangen, sah sich Moreau ebenfalls genöthigt, alle von ihm erkämpften Erfolge aufzugeben und jenen denkwürdigen Rückzug anzutreten, welcher seinen Ruhm mehr erhöhte, als die von ihm erfochtenen Siege.

Er führte sein Heer von Augsburg über Ulm, wo er ein unglückliches Arrièregarden-Gefecht bestand, nach Bieberach, dort zwar wieder einige Vortheile erringend, jedoch in eine Stellung gebracht, aus der er nur noch durch das Höllenthal den Rhein erreichen konnte.

Auf diesem beschwerlichen und gefahrvollen Wege erblicken wir jetzt die noch vor Kurzem überall siegreiche französische Armee, zwar in guter Ordnung, aber von den Oesterreichern hart verfolgt, und zugleich von Frankfurt und Stuttgart aus im Rücken bedroht, sich ohne Aufenthalt zurückziehend. Von dem langen, durch unwegsame rauhe Gebirge gehenden Marsche erschöpft und an dem Nöthigsten Mangel leidend, waren die Soldaten fast allein auf das Requiriren oder vielmehr auf das Rauben und Plündern angewiesen, und machten, ohnehin dazu geneigt, davon den umfassendsten Gebrauch.

Den Weg, den dieser so berühmt gewordene. Moreau'sche Rückzug nahm, kennzeichnete sich durch niedergebrannte Dörfer und dem Verschwinden alles dessen, was der Soldat sich in irgend einer Weise nutzbar machen konnte.

Das erbitterte und bis auf das Aeüßerste getriebene Landvolk rächte sich zwar dadurch, daß es die einzeln herumschweifenden Marodeurs erbarmungslos todt-schlug, indessen blieben diese Rache-Acte immer sehr untergeordneter Natur, und die verfolgenden Oesterreicher hausten eben so schlimm, als die sich zurückziehenden Franzosen.

Ehe wir diejenigen Ereignisse schildern, welche die unerwartete Ankunft der französischen Armee in dem beschriebenen Dorfe zur Folge hatte, müssen wir den Leser auf die ebenfalls öfter gedachte Ruine führen, aus deren Innern an jenem Abende der Rauch des Schornsteins ruhig und friedlich emporstieg.

Ein steiler, steiniger Weg führte, von dem Seitenthale ausgehend, hinauf. Eigentlich nur ein Fußweg, und auch als solcher keinesweges bequem, diente er doch dazu, einen leicht beladenen Karren hinaufzuschleppen, was jedoch höchst selten und nur dann geschah, wenn die jetzigen Bewohner Holz für ihren Bedarf anfahren ließen.

Oben angelangt, befand man sich auf einem wenig geräumigen Plateau, welches, nach drei Seiten steil und unzugänglich abfallend, auf der vierten, aber ebenfalls nur durch einen ziemlich tiefen Einschnitt, mit den höher gelegenen Feldern und Wäldern in Verbindung stand.

Auf dem kleinen Plateau selbst befand sich die Ruine. Sie bildete ein unregelmäßiges Viereck, dessen Mauern, zum Theil alt und verwittert, doch so hoch und so gut erhalten waren, daß sie den Raum im Innern fest abschlossen. Da, wo Alter und Zeit eine Lücke oder eine Oeffnung

in ihnen geschaffen, hatte man diese eben so zugemauert, wie alle ehemaligen Fenster. Der Eingang, ein früheres Thor, war ebenfalls verkleinert und mit einer starken eichenen, mit Eisen beschlagenen Thür versehen.

Sie stand nie offen. So oft Jemand durch dieselbe hinein- oder hinausging, wurde sie jedesmal sogleich wieder verschlossen. Indem wir, ohne uns an dies Hinderniß zu kehren, in das Innere treten, erblicken wir einen kleinen, rings von Mauern umgebenen Hof, theilweise mit Gras bewachsen, in den Winkeln wucherndes Gesträuch, in der Mitte ein Bassin, in welches durch Röhren Wasser zu- und abfließt, an einer Seite neu angebaute Schuppen und Ställe, und an der anderen diejenigen mit Fenstern versehenen Räume, welche man als Wohngelesse eingerichtet hatte. Aus dieser ragte ein kurzer, nicht über die Mauerbrüstung sich erhebender Schornstein hervor, derselbe, dessen Rauch die Aufmerksamkeit des Amtmanns und seines Untergebenen erregt hatte.

Das Ganze machte einen wüsten, fast unheimlichen Eindruck, welcher noch durch zwei große an Ketten liegende zottige Wolfshunde vermehrt wurde.

Weiter gehend durch eine niedere Thür, gelangen wir in ein Gelaß, eine frühere geräumige, jetzt durch eine Wand getrennte Halle. Der eine Theil bildet den Flur, der andere die Küche. In der letzten erblicken wir, am Herde stehend, einen älteren, wüst aussehenden Mann mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt. Seine Tracht ist nicht diejenige des Schwarzwaldes, aber seine Kleider

sind so abgetragen, daß ein Schluß auf ihre Abstammung oder Herkunft unmöglich bleibt.

Ganz gegen die damalige Sitte zeigt sein grauer, struppiger Bart, daß derselbe sich eines ungehinderten Wachstums erfreuet, womit die buschigen, über die Augen herabhängenden Brauen und die ungeschnittenen grauen Haare im vollen Einklange stehen. Während er seinen Rock auszieht, sich die groben Hemdärmel in die Höhe streift, und mit einem großen scharfen Beile Holz zerhackt, zeigt er muskulöse, starkbehaarte Arme, und sein von Pockennarben zerrissenes Gesicht nimmt einen wilden, thierischen Ausdruck an.

In einer Ecke auf einem niedrigen Scheitel sitzt zusammengekauert ein Mädchen. Ihre magere, dürftige Gestalt, sie mochte zehn bis zwölf Jahre zählen, auch vielleicht noch jünger sein, ist in ein grünes, um die Taille mit einem Gurt zusammengehaltenes Gewand gekleidet. Sie beschäftigt sich mit dem Schälen von Kartoffeln und hört immer verdrossen damit auf, wenn sie sich unbeobachtet glaubt.

Dann blicken ihre schwarzen, großen Augen mit einem wilden Ausdruck auf den am Herde beschäftigten Mann, aber sie senkt sie sogleich wieder und kauert sich wie eine Katze zusammen, wenn der Mann zu ihr hinüber sieht oder sie sich beobachtet glaubt. Dieser richtet in einer fremden Sprache in rauhem Tone eine Frage an sie, worauf sie aufsteht, mit schleichendem Gange sich ihm nähert, den Holznapf mit den Kartoffeln ihm mit der ausgestreckten Hand darreichend.

Mürrisch und ohne ein Wort der Entgegnung ergriff der Mann das Gefäß, sie selbst zog sich dann eben so scheu zurück, wie sie zu ihm herangetreten war, setzte sich nieder auf den Holzschemel, und verharrte dort schweigend in zusammengekauerter Stellung, während er in der Zubereitung des Abendessens fortfuhr. Keiner von Beiden sprach ein Wort, er schien sich gar nicht mehr um sie zu kümmern, während ihre Augen unablässig auf ihm ruhten, und jeder seiner Bewegungen mit der Aufmerksamkeit eines in der Dressur befindlichen Raubthieres folgten.

Als sie sich unbeobachtet glaubte, stand sie leise auf und schlich mit katzenartiger Gewandtheit aus dem Gemach. Der Mann, dem dies keinesweges entging, blickte ihr eine kurze Zeit schweigend nach, setzte dann aber seine Beschäftigung wieder fort. Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als sie in sichtlicher Erregung zurückkehrte und einige Worte in der fremden Sprache zu ihm redete.

Dieselben schienen auf ihn einen ungewöhnlichen Eindruck zu machen, denn er setzte den eben vom Feuer genommenen Topf fort und richtete rasch hintereinander mehre Fragen an sie, welche sie mit lebhaften Gesticulationen, und öfter den mageren Arm ausstreckend beantwortete, worauf Beide eilig das Gemach verließen.

Auf dem Hofe angekommen, stiegen sie eine an der äußeren Umfassungsmauer befindliche, halbverfallene Treppe hinauf und gelangten zu einem Vorsprunge, von welchem man über die Brüstung hinweg in die Gegend

hinaus sehen konnte. Dieser kleine Platz schien der öftere und längere Aufenthalt des jungen Mädchens zu sein, vielleicht, weil es ihr dort allein möglich war, ihre Augen auf andere Gegenstände zu richten, als die einförmigen und wenig einladenden des inneren Hofes. In einzelnen Höhlungen der alten Mauer befanden sich verschiedene Blumen, welche darin nicht von selbst gewachsen sein konnten, sondern in der hinaufgebrachten Erde gepflanzt sein mußten.

In der That bildete dieser Vorsprung in der alten Mauer des Kindes täglichen längeren Aufenthalt. Hier saß sie stundenlang und starrte unbeweglich mit melancholischen Blicken das Thal hinab, welches ihr Fuß nie betreten hatte und nie betreten durfte, und zu den waldbewachsenen Bergen hinauf, über welche sie so gern mit den Krähen und Dohlen hinweg geflogen wäre.

Hier hatte sie die wenigen unschönen Blumen, deren sie habhaft werden konnte, in den Vertiefungen der alten Mauer angepflanzt und manche ungesehene Thräne vergossen, wenn diese, an der ungewohnten Stelle den Sonnenstrahlen ausgesetzt, ungeachtet ihrer sorgsamer Pflege dennoch verwelkt waren.

In diesem Augenblicke beschäftigten sie jedoch ganz andere Gedanken; sie würde sonst keinesfalls den Mann auf diesen ihren Lieblingsplatz hinauf geholt haben. Dieser blickte jetzt, der Richtung ihres ausgestreckten Armes folgend, über die Brüstung hinweg, und seine immer mehr sich verfinsternden Mienen wurden zugleich

von sichtlicher Unruhe erfaßt, je länger er in das Thal hinabsah.

Es war um dieselbe Zeit, als der Amtmann und der Schultheiß auf der Freitreppe des Wirthshauses standen, und der Gegenstand der beiderseitigen Besorgniß ebenfalls derselbe.

Noch eine kurze Zeit blieb der Mann in gebückter Stellung, um von außen nicht gesehen zu werden, auf dem Mauervorsprunge stehen, als ob er sich vergewissern wolle, daß seine Augen ihn nicht getäuscht hätten, dann eilte er schnell hinab und verschwand in der Thür, aus welcher Beide kurz vorher in den Hof hinausgetreten waren. Das Mädchen blieb allein oben. Ihre Züge nahmen einen wilden, aber freudigen Ausdruck an und glänzten, wie zwei glühende Kohlen, aus dem abgemagerten, blaßgelben Gesichte fast unheimlich hervor. Rasch machte sie ein um den Hals geknüpftcs, altes schmutziges rothes Tuch los und war eben im Begriff, damit über die Mauer hinab zu winken, als ihr feines Ohr das Geräusch nahender Tritte vernahm, worauf sie sich eilig in einem Winkel des Vorsprunges zusammenkauerte.

Der fortgegangene Mann erschien jetzt in Begleitung noch eines anderen. Die etwas bessere Kleidung und mehr noch die Art seines Benehmens kennzeichnete ihn als den Herrn und Eigenthümer dieser keinesweges beneidenswerthen Besizung.

Er mochte noch um einige Jahre älter als sein Diener sein, trug eine weite graue Joppe von grobem Tuche und

eben solche Beinkleider. Haar und Bart waren grau und der letzte eben so wild und ungepflegt, wie derjenige seines Dieners. Eine große Habichtsnase und die von starken Brauen beschatteten stechenden grauen Augen waren fast das Einzige, was von seinem Gesichte, nebst einem Stück wettergebräunter hervorstehender Backen, zu sehen war.

Beide stiegen eilig die Treppe hinauf, und sahen dann gemeinschaftlich, hinter der Mauer sich verbergend, die sich immer vermehrenden Truppen aus dem Thale heranziehen. Rasch und in abgebrochenen Sätzen redeten sie mit einander in der fremden Sprache, sich Bemerkungen mittheilend, oder auch wohl Maßregeln erwägend, wie sich zu verhalten hätten.

Während der Herr noch oben blieb, um seine Beobachtungen fortzusetzen, ging der Diener eilig hinab und löschte das Feuer auf dem Herde aus, um den verrätherischen Rauch des Schornsteines zu beseitigen. Nach kurzer Zeit sprach der Erstere im befehlenden harten Tone einige kurze Worte zu dem Mädchen, worauf dasselbe, scheu an ihm vorbeischleichend, eilig in den Hof hinabstieg und in dem Hause verschwand.

Der Besitzer der Ruine blieb noch eine kurze Zeit oben, dann ging er ebenfalls hinab, durch die Küche in den anderen Theil der Halle, wo jetzt auf einem ungedeckten Tische das karge Abendessen bereit gestellt war. Das Mädchen erhielt ihren Antheil auf einer besonderen Schüssel und aß, diese auf dem Schoße haltend, in einer Ecke des

Zimmers. So sehr sie sich damit beeilen mochte, es schien dies der Ungeduld des Herrn der Ruine doch nicht zu genügen, denn er fuhr sie hart an, ertheilte dem Diener einen Befehl, worauf dieser mit dem Mädchen, welches scheu und widerwillig aufgestanden war, das Zimmer verließ, um sie in ihrer Schlafkammer, einem dunkeln Gelaß ohne Fenster, einzusperren.

Wenn die in dem Gemache herrschende Finsterniß es gestaltet hätte, – das Licht fiel nur durch eine in der Thür befindliche festvergitterte Oeffnung, die jetzt außerdem noch durch einen hölzernen Schieber von außen geschlossen war, – so würde man die einem Gefängniß ähnliche Einrichtung desselben erkannt haben.

Die dicken Wände bestanden aus feuchten verwitterten Bruchsteinen, ohne eine weitere Bedeckung oder einen Anstrich. Der Fußboden war ungedielt und die Einrichtung im höchsten Grade dürftig. Auf einem niedrigen, roh gearbeiteten Bette lag ein mit Stroh und Moos gefüllter Sack nebst einem eben solchen Kopfkissen und einer alten wollenen Decke. Dies Lager, nebst einem alten Schemel und einem eben solchen Tische, bildete das ganze Meublement.

Ogleich durch den vor die Oeffnung in der Thür vorgeschobenen Schieber das ohnehin spärliche Tageslicht gänzlich abgeschlossen war und völlige Finsterniß in diesem unheimlichen Gemache herrschte, so schien das Mädchen doch dadurch in ihren Bewegungen nicht gehindert; sie mußte häufig längere Zeit unter gleichen Verhältnissen darin zugebracht haben.

Als die Thür geschlossen und der Schieber derselben vorgezogen war, blieb sie dicht davor stehen und legte lauschend das Ohr an die verwahrte Oeffnung, bemüht, durch dasselbe diejenigen Eindrücke zu empfangen, welche durch die Augen aufzunehmen ihr versagt waren.

Sie hörte den eilig sich entfernenden Tritt des Mannes, und während sie unverrückt in der angenommenen Stellung verharrte, bald darauf vielfaches rasches Umhergehen beider Männer in dem Hofe. Aus den verschiedenen fremdartigen Tönen, welche an ihr lauschendes Ohr schlugen, erkannte sie, daß die Bewohner der Ruine sich einer ganz ungewöhnlichen Beschäftigung hingaben. Sie hörte Klopfen und Hämmern, und es kam ihr vor, als ob große Steine, deren eine Menge in einer Ecke des Hofes lagen, gegen die Eingangsthür desselben gewälzt wurden, wahrscheinlich, um sie zu verrammeln.

Dann vernahm sie das laute Schnüffeln und Kratzen der beiden großen Wolfshunde an ihrer Thür, und erkannte daraus, daß diese zu einer ungewöhnlich frühen Zeit von der Kette gelöst waren. Sie hatte mit diesen beiden wilden und gegen Fremde im hohen Grade böartigen Hunde eine enge Freundschaft geschlossen. Sie waren ihre einzigen Freunde und liebten sich gegenseitig mit gleicher Zuneigung. Stundenlang saß oder lag sie bei ihnen, ihren Kopf auf die zottige Brust des einen gelegt und die Schnauze des anderen in ihrem Schoß, oder sie spielten und balgten sich miteinander. Sie kroch in des

einen Hütte und erregte dadurch so sehr des anderen Eifersucht, daß er heulend an der Kette zerrte, bis sie ihm die gleiche Gunst erwies.

Niemals, so lange sie frei umherging, wurden jedoch die Hunde von der Kette gelöst; es geschah dies immer erst Abends spät, wenn sie selbst eingeschlossen war, wo dann der erste Gebrauch, den die Hunde von ihrer beschränkten Freiheit machten, darin bestand, daß sie in wilden Sätzen zu der Thür ihrer Gespielin sprangen, davor kratzten, heulten und sich gegen die Oeffnung aufstellten. Sie versäumte es dann niemals, ihnen einige freundliche Worte zuzuflüstern, und mit der durch das Gitter gestreckten magern, schmalen Hand längere Zeit ihre rauen Köpfe zu streicheln.

Heute war das Letztere unmöglich, da der Schieber geschlossen, auch wurden die Hunde sofort durch eine rauhe befehlende Stimme abgerufen.

Sie trat nun ebenfalls mit einem tiefen Seufzer von der Thür zurück und setzte sich auf das ärmliche Bett. Es schmerzte sie in diesem Augenblicke am meisten, daß sie ihren geliebten Freunden nicht in der gewohnten Weise hatte »Gute Nacht« sagen können. Niemals war sie eher eingeschlafen. Bald nahmen jedoch ihre Gedanken eine andere Richtung an. So wenig sie auch von der Außenwelt kannte, sie sah doch die Möglichkeit ein, daß die vielen Soldaten, die sie unten gesehen, auch heraufkommen würden und daß dann eine Aenderung für sie eintreten könnte. Diese Vorstellung erfaßte sie immer mehr, und ihre Erregung steigerte sich auf den Höhepunkt, als

sie zuerst wildes Geschrei und dann mehre rasch nach einander abgefeuerte Schüsse vernahm.

VIERTES CAPITEL. DAS GEFECHT.

Der Lärm vermehrte sich, aber sie unterschied deutlich, daß er nur außerhalb des Hofes stattfand, innerhalb desselben blieb Alles ruhig. Plötzlich ertönte ein heftiger Knall, gleich einem Kanonenschusse, darauf fielen mehre Schüsse in unmittelbarster Nähe und wildes Geschrei erhob sich dicht vor der Thür ihres Gemaches.

Das Schießen hörte zwar wieder auf, dagegen konnte sie deutlich wahrnehmen, daß der Hof mit vielen fremden Menschen angefüllt war, welche in einer ihr unbekannten Sprache heftig und laut mit einander verkehrten.

Nach einer Zeit drang der helle Schein eines Feuers durch die Spalten der Thür, als ob die ganze Ruine in Flammen stände. Es erfaßte sie eine Angst, sie rüttelte an der Thür, versuchte sie zu öffnen, da ihr Bemühen jedoch keinen Erfolg hatte, setzte sie sich mit stiller Resignation auf das Bett. Die Gewalt, welcher sie bis dahin unausgesetzt unterworfen gewesen, welche ihren Willen gefesselt und die Neigungen und Wünsche des Kindes im Keime erstickt hatte, ließ sie sich auch jetzt in das Unvermeidliche fügen. Ihr Empfinden glich demjenigen eines Wesens, welches eine große Gefahr ahnet, von derselben aber eben so wenig, wie von dem Tode selbst, einen Begriff besitzt.

In diesem Zustande brachte sie die Nacht zu, erst gegen Morgen schlief sie endlich ein, ungeachtet sich der Lärm draußen eher vermehrte, als verminderte. Plötzlich wurde sie gewaltsam aus diesem unruhigen Schlummer erweckt. Sie hörte mehre heftige Schläge an die Thür, in Folge deren dieselbe bald darauf heftig aufsprang und Soldaten mit Fackeln in den Händen herein stürzten. Voll Angst kroch sie auf das äußerste Ende ihres Lagers. Die Soldaten leuchteten fluchend und tobend in dem Gemache umher, klopfen mit den Säbeln an die Wände, stachen damit unter das Bett, und hielten die Fackeln so dicht an ihr Gesicht, daß sie angstvoll aufschrie. Ein rohes Gelächter war die Erwiederung, worauf die Soldaten, wie es schien, sehr enttäuscht und zornig sich wieder entfernten, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Die Thür war jetzt offen. Sie vermochte auf den Hof hinaus zu sehen und that dies, nachdem sie sich leise und scheu bis an die Thür hinan geschlichen hatte.

Was sie erblickte, erfüllte sie mit Entsetzen. Mitten im Hofe brannte ein großes Feuer. Darum saßen und lagen Soldaten, wilde fremdartige Gestalten, kamen und gingen; es wurde gekocht und Fleisch gebraten, sie erkannte die Geräthe ihrer eigenen Küche, und es entging ihr nicht, daß das Feuer rücksichtslos mit Allem, was zur Hand war, auch mit den Möbeln jenes Mannes, der sie bis dahin so grausam behandelt, unterhalten wurde.

Wo mochte dieser selbst sich befinden? Jedenfalls besaß er nicht mehr die Macht, dieses Treiben zu verhindern, er würde es sonst unbedingt gethan haben. Sie

empfand darüber eine mit Haß gepaarte Freude, denn sein Wille und seine Laune, welche für sie bisher Gesetz gewesen, denen sie sich unbedingt hatte unterwerfen müssen, waren jetzt von Anderen, Mächtigeren gebrochen.

Sie betrachtete, während sie mit der Auffassung eines unverständigen Kindes diese Reflexionen machte, die um das Feuer gelagerten Soldaten mit weniger Furcht, ja sie empfand eine Art von Zuneigung für dieselben.

Dann wurde bei ihr das Verlangen lebendig, diesen Umstand zur Flucht zu benutzen. Der Gedanke, sich durch die Flucht aus der Gewalt ihrer Peiniger zu befreien, war schon längere Zeit in ihrer Seele gereift, und sie hatte ihn mit dem Instincte und der Schlaueit eines Thieres, schon mehrmals zu verwirklichen gesucht; die Ausführung war jedoch immer an der Wachsamkeit ihrer Wächter gescheitert und jeder Versuch hatte die größere Beschränkung ihrer Freiheit zur Folge gehabt.

Jetzt schien der Augenblick gekommen; Niemand kümmerte sich um sie, und diejenigen, welche sie hätten hindern können, befanden sich selbst in der Gewalt der Soldaten.

Der Morgen begann zu grauen und sein bleiches Licht, indem es sich mit dem röthlichen des Feuers vermischte, spielte in kalten und unheimlichen Reflexen an den alten verwitterten Mauern.

Scheu und langsam schlich sie aus der Thür in den Hof, aber als ihre Augen angstvoll darin umher blickten,

bot sich ihr ein so schrecklicher Anblick dar, daß sie versteinert einen Moment stehen blieb und dann mit einem lauten Angstschrei wieder in ihr Gelaß zurückfloh.

Sie hatte sie Beide gesehen, welche sie bisher so grausam behandelt und die sie deshalb haßte, Beide! – Sie lagen in einer Ecke des Hofes mit Blut übergossen, – todt, – ihr Anblick war schrecklich, denn sie hatte noch nie einen Todten gesehen,

Der Haß gegen sie war plötzlich verschwunden; sie würde in diesem Augenblick Alles gethan haben, um sie wieder in das Leben zurück zurufen. Es waren ja die einzigen Menschen, mit denen sie bis dahin verkehrt hatte. Fast bewußtlos sank sie auf ihr hartes Lager hin und bedurfte einer längeren Zeit, um einen Entschluß zu fassen.

Es wurde ihr klar, daß sie ihnen nicht helfen könne, auch gewann das Verlangen zu entfliehen wieder die Oberhand. Sie sagte sich, daß die Gelegenheit günstig sei und benutzt werden müsse, ehe es völlig hell geworden. Wohin sie gehen wollte, wußte sie nicht, nur fort von diesem schrecklichen Orte.

Abermals schlich sie bis an die Thür und spähte umher, wie sie unbeobachtet den dicht mit Soldaten angefüllten Hof verlassen könne, da erblickte sie ihre geliebten Hunde. Der eine lag unfern mit zerschmettertem Kopfe, der andere, ebenfalls im Blute dicht an seiner Hütte. Aber er bewegte sich, er lebte also noch! Unbekümmert um die Soldaten, stürzte sie auf ihn zu, warf sich über ihn, umschlang ihn, und weinte laut auf, als er, matt den Kopf erhebend, ihre Hand leckte.

Die Soldaten lachten und machten rohe Späße, aber sie hinderten sie nicht, als sie aufsprang, furchtlos das erste ihr zur Hand stehende Gefäß, einen Feldkessel, ergriff, aus dem Bassin Wasser holte, das dem durstigen Thiere reichte, und als es getrunken, seine Wunde auswusch und mit ihrem Halstuche verband.

Dann brachte sie, ihn halb tragend, in die Hütte, kroch selbst mit hinein und legte sich neben ihn und seinen Kopf auf ihren Schooß. Alle Gedanken an Flucht, jede Furcht vor den Soldaten war verschwunden, sie dachte nur an ihren Freund, an seine Wunde und seine Pflege.

Der General Moreau, nachdem er seine erschöpften Truppen bis hierher geführt, hatte nicht die Absicht, mit den ihn hart verfolgenden Oesterreichern sich in einen nachhaltigen und entscheidenden Kampf einzulassen. Das Terrain wäre dazu wenig geeignet gewesen. Aber es stand ihm noch ein längerer und beschwerlicher Marsch durch das Höllenthal bevor, ehe er den Rhein erreichen konnte und er mußte daher durch ein längeres Arrièregarde-Gefecht die Oesterreicher aufhalten, um seinen Truppen, welche sich nur in einer langgestreckten Linie bewegen konnten, den Weitermarsch durch das enge Thal unangegriffen zu ermöglichen.

Die Position, am Zusammenfluß zweier Thäler, mit einem beide beherrschenden Plateau, schien vorzugsweise dazu geeignet.

Es wurden daher noch während der Nacht alle zur Ausführung dieser Maßregel nöthigen Anordnungen getroffen. Die Truppen, welche die Arrièregarde bildeten,

besetzten das Plateau, indem sie einige das Thal dominirende Batterien dort aufstellten, und den Einschnitt, welcher die Anhöhe, worauf sich die Ruine befand, abschloß, durch zahlreiche Infanterie schützten. Diese selbst, deren verschlossenes Eingangsthor durch eine Petarde¹ gesprengt werden mußte, bildete den Mittelpunkt der so gewählten Stellung.

Die darin zuerst eindringenden Soldaten wurden von den beiden großen Hunden mit Wuth angegriffen, und da sie außerdem zwei bewaffnete Männer erblickten, welche sich ihnen gegenüberstellten, so schossen sie sowohl diese, als die Hunde nieder, und hausten dann in der alten Burg, wie in einer eroberten Festung. Sie überzeugten sich jedoch bald, daß darin nicht viel zu holen war, nahmen, was vorhanden, schleppten die noch zuckenden Körper der beiden Männer in eine Ecke des Hofes, zündeten ein großes Feuer an und bereiteten sich aus den vorgefundenen Lebensmitteln, soweit diese ausreichten, eine lange entbehrte Mahlzeit.

Es befanden sich jedoch nur eine Compagnie nebst einigen höheren Officieren in der Ruine, die anderen zur Arrièregarde gehörigen Truppen mußten in nahen Umkreisen die ihnen angewiesenen Stellungen einnehmen. Noch während der Nacht setzten sich dagegen die übrigen Heerestheile, so abgemattet und ermüdet sie auch

¹Feuerwerkskörper.

waren, wieder in Marsch, um wo möglich bis zum Abende das Rheinthäl zu erreichen. Es war in dem Dorfe Feuer ausgebrochen, von den Franzosen aber selbst sogleich wieder gelöscht worden, um die ohnehin enge Passage nicht noch mehr zu erschweren.

Den die Arrièregarde bildenden Truppen war der Befehl geworden, die ihnen angewiesene Position jedenfalls bis zum Mittag, wenn möglich aber bis zum Abende, zu halten und sich dann ebenfalls zurückzuziehen.

Der Leser wird hierin die Erklärung der Vorgänge finden, welche dem jungen Mädchen soviel Angst, Schrecken und Schmerz verursachten.

Sie lag noch immer mit dem verwundeten Hunde in dessen Hütte, lediglich mit seiner Pflege beschäftigt, theilnahmlos für Alles, was sich sonst um sie her zutrug. Niemand kümmerte sich um sie, denn die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der in der Ruine befindlichen Truppen wurde bald durch andere Dinge im vollsten Maße in Anspruch genommen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Schüsse oben auf dem Plateau fielen, ein Beweis, daß die Oesterreicher den Angriff bereits begonnen hatten. Die in der Ruine befindlichen Truppen traten unter das Gewehr und verließen dieselbe, nebst den dort befindlichen höheren Officieren. Im Innern der Ruine wurde es wieder ganz still. Nur das dem Verlöschen nahe Feuer und die wüst umherliegenden Trümmer der zerschlagenen Möbeln verrieth die stattgehabte Anwesenheit der Franzosen.

Der Kopf des Mädchens spähte nach einiger Zeit aus der Hundehütte hervor, zog sich aber sogleich wieder zurück. Die Veranlassung, welche einen abermaligen Schrecken bei ihr hervorgerufen, lag in der Wahrnehmung, daß der Eine der beiden Männer, der Diener, keineswegs todt, sondern nur verwundet und im Stande war, wenn auch mit sichtlicher Beschwerde, sich zu bewegen und sogar aufzustehen.

Ihre Furcht, er werde sie sogleich aus der Hundehütte herausholen, war jedoch ohne Grund. Mühsam und mehrmals wieder zusammensinkend, schleppte er sich nach dem Bassin, aus welchem er mit gierigen Zügen trank. Dann suchte er seine in der Seite befindliche Wunde auszuwaschen und zu verbinden. Hiermit fertig, füllte er ein Gefäß mit Wasser und trug es zu seinem Herrn. Derselbe lag regungslos, ohne jedes Zeichen des Lebens. Sie bemerkte, während sie mit lauerndem, angsterfüllten Blicke aus der Oeffnung der Hütte hervor spähte, daß der Diener dem Daliegenden mehrmals vergeblich das Gefäß an die Lippen setzte, nachdem er ihm leise Worte zugeflüstert. Dann untersuchte er die Wunde, indem er die Kleider öffnete, und sie sah schaudernd eine blutige Stelle auf der Brust. Der Diener wusch die Wunde aus, legte einen Verband darauf und dann, als seine Bemühungen immer noch vergebens blieben, zog er den Todten – denn dafür mußte sie ihn halten – mit Aufbietung aller Kräfte nach dem Gelaß, welches sie selbst inne gehabt, und nachdem er dies endlich ausgeführt und in der Thür desselben mit ihm verschwunden war, trat die alte Stille

wieder in der Ruine ein. Draußen wurde es jedoch um so lauter und lebendiger. Das Schießen nahm immer mehr zu und bald mischte sich in das anhaltende Knattern des Gewehrfeuers der Donner der Kanonen. Ihr lauschendes Ohr unterschied deutlich das laute Krachen der in der Nähe aufgefahrenen Batterien und die dumpfen Schläge der fernen feindlichen Geschütze. Wie ein leichter Nebel zog hin und wieder bläulicher Pulverdampf, vom Winde getragen, über die Mauern hinweg, dann sah sie plötzlich oben an ihrem Lieblingsplatz mehre Steine gewaltsam, wie von einer höheren Macht geschmettert, fortgeschleudert, und zog angstvoll den aus der Hütte vorgestreckten Kopf wieder zurück.

Nachdem wieder einige Zeit vergangen, kamen mehre verwundete Franzosen in den Hof gewankt, sanken an dem Bassin nieder, wo sie tranken, oder legten sich stöhnend längs den Mauern hin. Dann wurden schwer Verwundete hereingetragen und an geeigneten Stellen, zuerst in den Zimmern, dann auch auf dem Hofe, hingelegt. Sie hörte deren Wimmern und Klagen und verbarg sich schauernd in der Hütte. Während das Schießen draußen immer zunahm und näher kam, erschienen mehre Aerzte und das Innere der Schutz gewährenden Ruine wurde zu einem Verbandplatze gemacht. Der kleine Raum füllte sich immer mehr mit Verwundeten, Sterbenden und Todten; sie drückte ihr Gesicht fest an die Brust des Hundes, der unbeweglich da lag und nur zuweilen dankbar ihre kalte Hand leckte.

Die Schrecken des Krieges, denen sie so plötzlich verfallen war, hatten jedoch noch keineswegs ihren Höhepunkt erreicht. Die Franzosen wurden hart gedrängt und der Schauplatz des Gefechtes kam bis in die nächste Nähe. Die feindlichen Kanonenkugeln schlugen wiederholt, Mauertrümmer umherwerfend, in die Ruine ein, eine Granate fiel mitten in den Hof und verwundete oder tötete, mit lautem Krachen zerspringend, mehre der dort befindlichen Soldaten.

Wildes Geschrei, laute Commandoworte, das Wimmern und Klagen der Verwundeten vermischte sich mit dem Knattern des Gewehrfeuers und dem unaufhörlichen Donnern der Geschütze.

Plötzlich stürmte eine Masse Soldaten in den Hof. Das Eingangsthor wurde verbarrikadirt, die Mauer, wo es irgend möglich, mit Schützen besetzt und es entspann sich nun ein hartnäckiges Gefecht zwischen den in die Ruine zurückgeworfenen Franzosen, einem abgeschnittenen Haufen, und den ungestüm angreifenden Feinden.

Je schrecklicher es wurde, je weniger vermochte sie ihre Augen davon abzuwenden. Es war, als ob eine magische Gewalt sie zwingt, hinzusehen.

Mehre Officiere standen ruhig, Befehle ertheilend, in der Mitte des Hofes, und immer wurden wieder neue Soldaten auf die Mauervorsprünge hinaufgeschickt, wenn die dort Gewesenen getödtet, verwundet und herunter gestürzt waren.

Da ertönte wieder ein wildes furchtbares Geschrei, das Eingangsthor war erstürmt und sie sah eine Masse weißgekleideter Soldaten, an der Spitze einen jungen Officier, mit gefälltem Bajonet in den Hof eindringen.

Eine kurze Zeit entspann sich ein mörderischer Kampf, Mann gegen Mann, Schüsse fielen in unmittelbarster Nähe, und man stach und hieb wild auf einander ein, bis die wenigen noch übrig gebliebenen Franzosen, in einen Winkel des Hofes zurückgedrängt, die Gewehre fortwarfen und um »Pardon« schrieen.

Der junge Officier bemühte sich, sofort dem Gefechte Einhalt zu thun, was ihm jedoch erst nach einiger Zeit gelang. Die weißgekleideten Soldaten mußten sich ordnen, in Reihen stellen, und die gefangenen Franzosen blieben waffenlos in einer Ecke dicht zusammen stehen. Draußen waren inzwischen die österreichischen Geschütze unmittelbar an die Ruine herangefahren und feuerten unablässig in das Thal hinab, den in eiliger Flucht abziehenden Franzosen nach. Sie schossen absichtlich das Dorf dabei in Brand, aus dessen Häusern bald überall die Flammen empor schlugen. Was kümmerte sie ein badisches Dorf. Das Markgrafenthum hatte ja mit der französischen Republik Frieden geschlossen und sich von der Coalition losgesagt, das Markgrafenthum, an welches, nachdem es zum Großherzogthum geworden, jetzt nur noch der gute Markgräfler erinnert, war also Feindesland. Die Trümmer der geschlagenen französischen Arrièregarde flohen heftig verfolgt durch das Thal. Der enge Weg war gesperrt durch umgeworfene Bagagewagen, demolirte Kanonen,

sterbende und verwundete Soldaten, herabfallende brennende Balken und einstürzende Mauern. Darüber hinweg ging die Flucht und die Verfolgung. Ueberall loderten die Flammen empor, helle, graue, noch lohende Rauchwolken lagen dicht über dem Thale und wehten hinauf bis zu den Kuppen der Höhen und drüber hinaus; die Sonne, welche gestern so friedlich geschieden, ihren letzten Abschiedskuß einer zärtlichen Mutter gleich dem geliebten Kinde zur »Gute Nacht« ausgedrückt hatte, mußte heute durch Qualm und Rauch gehindert ihr strahlendes Antlitz abwenden.

Der ganze Jammer und das ganze Elend des Krieges lag jetzt auf diesem stillen, friedlichen Gebirgsthale; die Bewohner, welche nicht getödtet, waren entsetzt in die Wälder geflohen, hoffnungslos und verzweifelnd. Unten aber wüthete noch immer der Tod und das Verderben, und die Erzeuger dieses Elends, fremde, noch nie in dieser Gegend gewesene Menschen, bedienten ruhig und befriedigt ihre Geschütze, sich freuend und jubelnd, je mehr die Wirkung der von ihnen entsandten Kugeln sich als eine verderbliche kennzeichnete.

FÜNFTES CAPITEL. WANDA.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Greuel und die Verwüstungen näher zu schildern, welche der Krieg über das bis dahin friedliche Dorf gebracht, oder uns mit den Leiden seiner Bewohner weiter zu beschäftigen; der Gang unserer Erzählung führt uns vielmehr nach der Ruine zurück.

Nachdem der Kampf daselbst beendet war und die Gewißheit keiner Erneuerung desselben durch die Flucht des Feindes feststand, begannen die Sieger, so gut es ging, sich einzurichten. Sie wurden hierzu durch die ihnen gewordene willkommene Ordre veranlaßt, während des Tages und der Nacht in der genommenen Position zu verbleiben, da andere nicht im Gefecht gewesenen Truppen die weitere Verfolgung übertragen war.

Mit der den Soldaten eigenen Gewandtheit und Routine bemühte man sich, die nach langen beschwerlichen Anstrengungen gewährte wohlverdiente Rast sich so behaglich zu machen, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Die gefangenen Franzosen wurden abgeführt, um mit anderen ihrer Leidensgefährten vereinigt zu werden, man schaffte die Todten hinaus und legte sie einstweilen hinter einen Mauervorsprung, da man für jetzt keine Zeit gewann, sie zu begraben. Die wenig bewohnbaren inneren Gemächer waren mit Verwundeten angefüllt, welche man nicht daraus entfernen konnte, so daß man sich mit dem Hofraum begnügen mußte.

Während derselbe gereinigt und die vorhandenen Blutlachen mit Wasser aus dem Bassin beseitigt wurden, entdeckten zwei Soldaten in der Hütte den Hund und das bei ihm befindliche Kind.

Sie blieben erstaunt stehen, wurden aber an dem Versuche, sich des Kindes zu bemächtigen, durch den wild die Zähne fletschenden und heftig knurrenden Hund gehindert. Darüber erbost, – wollten sie ihn mit den Bajonetten erstechen, aber das Kind legte sich rasch, laut

aufschreiend und ihn umschlingend, vor ihn, so daß sie, ohne es zu verletzen, ihre Absicht nicht auszuführen vermochten.

Während des Bemühens der Soldaten, es dennoch zu thun, wurde der Officier durch das Geschrei des Kindes aufmerksam und trat ebenfalls an die Hütte heran. Voll Erstaunen vernahm er in den wenigen Worten, welche das Kind hervorstieß, während es mit seinem Kopf und Oberkörper den Hund vor jedem Angriff zu schützen suchte und den Officier mit großen dunklen Augen flehend und angstvoll anblickte, die Laute der böhmischen Sprache.

»Sei unbesorgt,« redete er sie an, indem er die Soldaten zurückwies, »es soll Dir nichts geschehen – auch Deinem Hunde nicht.«

Sie blickte freudig zu ihm auf, darüber, daß er sie verstand und in ihrer eigenen Sprache zu ihr redete.

»Er ist verwundet,« sagte sie zaghaft, ohne ihre Stellung zu ändern. »Ihr werdet ihm nichts thun, Du versprichst es mir?«

»Ich verspreche es Dir und Du kannst Dich auf mein Wort verlassen.

»Aber die Andern?«

»Die Andern gehorchen meinem Befehle. Sei deshalb unbesorgt und komm heraus.«

Sie sah zweifelnd und mißtrauisch im Hofe umher, ohne ihre Stellung zu verändern.

»Wenn Du nicht willst,« sagte der Officier ungehalten, »so werde ich mich wieder entfernen, was dann aber mit

Dir und Deinem Hunde geschieht, nicht mehr verantworten.«

Sie flüsterte diesem einige leise liebkosende Worte zu, streichelte seinen Kopf und kroch dann langsam, ihre Augen immer auf den Hund gerichtet, aus der Hütte hervor.

Er sah, während sie sich erhob und dann vor ihm stand, zwar mit Neugierde, aber sonst mit der Gleichgültigkeit des Soldaten auf sie herab. Sein jugendlich edelgeschnittenes Gesicht verrieth weder Theilnahme noch Erstaunen, vielmehr verzog sich der von einem keimen den dunklen Bart umsäumte Mund zu einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln, als sie endlich mit ihrer dürftigen, abgemagerten Gestalt, von einem schlechten, schmutzigen, blutbefleckten, unkleidsamen Gewande umgeben, vor ihm stand, und ihn mit ihren großen dunklen Augen noch immer mißtrauisch und voll Besorgniß anblickte.

»Du scheinst mir immer noch nicht zu trauen,« sprach er kurz, wie man zu einem Untergebenen redet, »halte das, wie Du willst; ich wiederhole, so lange ich hier bin, wird Dir und Deinem Hunde nichts geschehen.«

»Aber wenn Du fort bist? Wirst Du bald wieder fortgehen?«

»Darüber kann ich Dir keine Auskunft geben, morgen jeden Falls.«

»Und dann kommen wieder Andere, die ihn vielleicht tödten werden?«

»Wie kann ich das wissen, es ist Krieg, was liegt an einem Hunde.«

»So will ich mit Dir gehen und immer bei Dir bleiben, ich und der Hund.«

»Das wäre nicht übel,« lachte der Officier auf, »Ihr wäret ein Paar recht brauchbare Rekruten.«

Sie verstand ihn nicht und hielt es für selbstverständlich, daß er ihre Bitte gewährt habe.

»Du hast nichts zu befürchten,« sagte sie, mit der Miene, als ob sie seine etwaigen Bedenken beseitigen wollte, »daß ich wieder von Dir fortgehe, aber der Hund muß bei mir bleiben, ich werde mich nie von ihm trennen.«

»Du bist ein albernes Ding,« erwiderte der Officier ungehalten, »wie kannst Du glauben, daß ich Dich und den Köter mitnehmen werde.«

Sie sah ihn erstaunt, aber ruhig an.

»So will ich fort,« sagte sie dann in bestimmtem Tone, »vorausgesetzt, daß Herko mich begleiten kann.«

Sie rief dem Hunde mit sanfter, schmeichelnder Stimme, welcher darauf aus der Hütte hervorkam und sich mühsam aufrichtete. Ihre Blicke verfolgten mit Aufmerksamkeit und Besorgniß jede seiner Bewegungen, sie streichelte zärtlich seinen Kopf und trat dann einige Schritte zurück, um sich zu überzeugen, ob er im Stande sei, zu gehen.

»Er wird es können,« sagte sie vor sich hinsprechend, »es wird ihm nichts schaden; so wollen wir fort.

Der Officier hatte nicht ohne Erstaunen das sonderbare und zugleich so entschlossene Benehmen des Kindes beobachtet. Sie fing an, seine Theilnahme zu erregen, der

Umstand, daß sie böhmisch sprach, trug wesentlich dazu bei.

»Wo willst Du denn hingehen?« fragte er daher, »hast Du Bekannte, oder Verwandte hier in der Gegend?«

»Hier in der Gegend? Ich kenne sie gar nicht.«

»Du kennst sie gar nicht? Bist Du erst vor Kurzem hierher gekommen?«

»O nein! es ist schon lange her, als wir ankamen; es ist in der Zeit schon drei Mal Winter gewesen.«

»Und Du kennst die Gegend gar nicht?«

»Ich bin nie hier aus dem Hofe herausgekommen, die Thür war immer verschlossen.«

»Sonderbar! Wer hat Dich denn hier gefangen gehalten?«

Sie blickte sich scheu um, wurde von einer sichtlichen Unruhe ergriffen, und ein leises Beben flog über ihren abgemagerten Körper.

»Sie liegen da drinn,« sprach sie fast unhörbar, mit der Hand nach der offenstehenden Thür ihres bisherigen Gelasses zeigend.

»In jenem Loch?« fragte erstaunt der Officier, indem er sich rasch hinbegab und in der bezeichneten Thür verschwand.

Während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit schien sie zu überlegen, ob sie dieselbe nicht zur Ausführung ihrer Flucht benutzen sollte. Der Umstand jedoch, daß das Eingangsthor des Hofes mit Wachen besetzt war, außerdem Soldaten hinaus- und hineingingen, schien sie davon abzuhalten.

Der Officier kehrte wieder zurück.

»Drinn liegen zwei wild aussehende Männer,« sagte er, »der eine scheint todt, der andere schwer verwundet. Hat auch nicht mehr viel übrig, denn zum Sprechen war er nicht zu bewegen.«

Sie athmete erleichtert auf und sagte, wieder scheu nach der Thür blickend:

»Der Peter will nicht, er könnte es wohl. Er ist über den Hof gegangen und hat den Herrn dorthin geschleppt.«

»Ist einer davon Dein Vater oder Verwandter?«

Sie schüttelte unwillig und zornig den Kopf, und ihre Augen erhielten einen funkelnden Glanz.

»Nicht? Was sind sie denn? Bist Du in ihren Diensten? Ihre Magd?«

Sie sah ihn wieder fragend an; sie verstand ihn offenbar nicht, was er meinte.

»Woher sprichst und verstehst Du die böhmische Sprache, welche in der hiesigen Gegend Niemand redet?«

Er erkannte, daß sie auch den Sinn dieser Frage nicht verstand, denn sie beantwortete sie nicht.

»Die Menschen hier verstehe ich nicht,« sagte sie nach einiger Ueberlegung, »ich bin auch nie mit ihnen zusammengekommen; nur im Anfange, es ist schon lange her und ich erinnere es mich kaum, ehe wir hierher auf den Berg zogen. Dann habe ich Niemand mehr gesprochen und weiß nicht, wie sie reden.«

»Und die beiden Männer, die bei Dir sind, sprechen so wie Du?«

»Auch zuweilen anders, aber nur, wenn sie allein sind, und ich verstehe es nicht.«

»Und weshalb willst Du fort und nicht abwarten, ob sie wieder genesen? Du solltest ihnen Wasser bringen und sie pflegen, da Du zu ihnen gehörst.«

Sie schauderte zusammen und blickte angstvoll nach dem Thore.

»Laß mich hinaus,« bat sie flehend, »laß mich fort, da Du mich nicht bei Dir behalten willst. Sage jenen Leuten, daß sie mich gehen lassen. Komm, Herko!«

»Wo willst Du denn hin, da Du draußen Niemand kennst?«

»Ich will hinaus. Der Peter ist nicht todt. Er wird aufstehen, herauskommen und mich wieder einschließen, wenn Du fort bist.«

»Sonderbar,« murmelte der Officier in deutscher Sprache vor sich hin, während er das mit angstvoller Miene dastehende Kind, mit gesteigertem Interesse betrachtete; »sollte man sie gewaltsam und widerrechtlich hier gefangen gehalten haben? Es ist nicht anzunehmen, und lohnte sich auch kaum der Mühe,« setzte er hinzu, indem er seinen Blick über ihre dürftige Gestalt schweifen ließ, »dennoch thut sie mir leid.«

»Sei ohne Sorgen,« sagte er in freundlicherem Tone, als bisher, »so lange ich hier bin, soll Dir nichts geschehen, und Du wirst auch nicht gegen Deinen Willen hier zurückgehalten werden. Jene beiden Männer, vor denen Du Dich so sehr fürchtest, sind dazu ohnehin nicht im Stande, werden schwerlich wieder aufkommen. Deshalb

beruhige Dich und bleibe einstweilen mit Deinem Hunde hier, er wird es ohnehin nöthig haben.«

Der zuletzt angeführte Grund schien für sie besonders maßgebend, denn die Besorgniß und die Furcht, welche sich in ihren Zügen bis dahin gekennzeichnet, fingen an zu schwinden und sie blickte den Officier zum ersten Male mit dem Ausdrücke ruhigen Vertrauens an.

»Ich habe jetzt zu thun,« sagte dieser, »Dienst, und kann mich für den Augenblick nicht mehr mit Dir beschäftigen. Aber ich werde Dir einen meiner Diener schicken, mit dem Du reden kannst. Er soll für Dich sorgen und Dir zu essen geben, so gut wir es selbst haben. Wenn ich später frei bin, so reden wir weiter mit einander, und Du sollst mir erzählen, wie Du hierher gekommen und wer jene beiden Kerle eigentlich sind, die da drüben in dem dunkeln Loche liegen. Mache bis dahin nicht etwa einen Versuch zu entfliehen, die Soldaten würden Dich, ohne meinen Befehl, nicht hinaus lassen.«

Mit diesen Worten verließ er sie, um seinen Dienstgeschäften nachzukommen und sie kauerte sich ruhig neben dem Hunde hin, der sich auf die Erde hingestreckt hatte, und mit aus dem Maule hängender Zunge rasch und heftig athmete.

Bald darauf trat ein Soldat an sie heran, ein schon älterer Mann, mit einem großen grauen Schnurrbart, aber einem gutmüthigen und wohlwollenden Gesicht. Er hinkte etwas und trug in der rechten Hand einen Feldkessel mit Suppe, und einen blechernen Kochlöffel. Es war der von dem Officier gesandte Diener. Er redete sie ebenfalls

in der böhmischen Sprache an, setzte sich zu ihr auf die Erde und nöthigte sie zum Essen.

So hungrig sie war und so begierig ihre Blicke die ihr dargereichte einfache Suppe betrachteten, so goß sie doch zuerst einen Theil davon in den vor der Hütte stehenden hölzernen Napf und reichte diesen dem Hunde dar. Erst als dieser begann, die lang entbehrte Nahrung zu schlürfen, aß sie ebenfalls, die Gier, mit welcher sie ihren Hunger stillte, unterschied sich nur sehr wenig von derjenigen des Hundes.

Der Diener des Officiers störte beide nicht in dieser Beschäftigung, schien sich vielmehr an den hastigen Bewegungen des Kindes zu ergötzen, besonders, als sie schließlich, nachdem der Hund seinen Antheil eher beseitigt hatte, als sie, den Rest nochmals mit ihm theilte.

Dann erst fing er eine Unterhaltung mit ihr an. Als ein aus den niederen Classen des Volkes herstammender Mann und gewohnt mit seines Gleichen zu verkehren, schien er mehr befähigt, als sein Herr, auf die Ideenverbindungen und die Anschauungsweise des Kindes einzugehen, denn sie beantwortete nicht nur seine Fragen, sondern erzählte in längeren zusammenhängenden Perioden, immer lebhaft dabei gesticulirend. Es mochte so eine Stunde vergangen sein, als der Mann sich wieder erhob, und an den in den Hof zurückgekommenen Officier, dessen dienstliche Geschäfte beendet schienen, herantrat.

SECHSTES CAPITEL. HERR UND DIENER.

Der Officier, welcher die Mittheilungen seines Dieners nicht ohne Neugierde und Interesse anhörte, suchte es sich dabei so bequem zu machen, als es die Umstände gestatteten. Er ließ sich Stroh bringen, eine Decke darüber ausbreiten und legte sich dann behaglich und ermüdet auf dies improvisirte Soldatenlager nieder.

Während er so der Erzählung seines Dieners zuhörte, ranchte er aus einer kurzen, schöngeschnittenen, mit Silber beschlagenen Meerschampfeife, und wir gewinnen daher Zeit, ihn etwas näher zu betrachten.

Er mochte einige zwanzig Jahre zählen, war hoch und schlank gewachsen, besaß ein edelgeschnittenes, die Mischung der deutschen und slavischen Race kennzeichnendes Profil, dunkle, feurige Augen, volle Lippen und ein stark modellirtes Kinn. Neben der Energie zeigten seine Züge zugleich eine leichte und leidenschaftliche Erregbarkeit. Wie er jetzt, sich der lang entbehrten Ruhe hingebend, auf der dunkeln feinen Wolldecke da lag, in der kleidsamen, weißen eng anschließenden Uniform, die halb geöffneten Augen träumerisch auf das unfern von ihm mit ihrem Hunde dasitzende junge Mädchen gerichtet und von Zeit zu Zeit bläuliche Rauchwölkchen in die Luft hinaus dampfend, war er das Bild eines schönen, jungen Kriegers, würdig des Pinsels eines Malers, besonders mit der ihn umgebenden abenteuerlichen Staffage.

»Franz,« sagte er, nachlässig den Kopf auf die schmale feine Hand stützend, welche einem jungen Mädchen

zur Zierde gereicht haben würde, während die dunkeln Locken zwischen den Fingern hervorquollen, »Franz, das klingt im hohen Grade unwahrscheinlich. Am Ende ist das Ding, so jung sie sein mag, doch nichts, als eine abgefeimte Betrügerin, Vagabondin, oder dergleichen.«

»Nein, Herr Graf,« erwiderte der Diener mit Bestimmtheit, »das ist sie ganz gewiß nicht. Sie ist ein armes, verwahrlostes, verkommenes, grausam behandeltes Geschöpf.«

»Was Du Dir wieder Alles zusammenreimst,« lachte der Officier auf, »Du bist und bleibst der alte gutmüthige Narr. Ein Kind kann Dich betrügen und thut es auch.«

»Sie würden anders denken, wenn Sie selbst mit ihr sprächen.«

»Habe ich das nicht gethan? Wozu soll das weitere Reden nützen. Morgen ziehen wir fort, vielleicht noch in der Nacht, es kommen ja alle viertel Stunde neue Befehle, und dann mag sie gehen oder bleiben, – was kümmert es uns.«

»Sie sollten –«

»Schlafen, nicht wahr?« unterbrach er gähnend; »Du hast Recht; wir sind die halbe Nacht marschirt, haben den Vormittag im Gefecht gestanden, und daher ein bißchen Schlaf redlich verdient. Da, nimm die Pfeife, und such Dir auch ein Plätzchen. Wecke mich, wenn es etwas geben sollte!«

Mit diesen Worten wickelte er sich fester in die Decke und seine tiefen Athemzüge bekundeten bald, daß er die lang entbehrte Ruhe gefunden.

Der Tag neigte schon dem Ende zu, das Licht der tiefer am Rande der Berge stehenden Sonne lag wieder mit röthlichem Scheine wie gestern auf den alten Mauern, der Himmel war wolkenlos, nur der aus den Brandstätten unten im Thale noch immer aufsteigende Rauch zog, zuweilen leichte Schatten werfend, an der Sonne vorüber. Der Officier hatte mehre Stunden fest und ruhig geschlafen, als sein Diener ihn weckte.

»Was gibt es?« fragte er, sich sogleich mit der Gewohnheit des Soldaten ermunternd.

»Eine Ordonnanz.«

»Wieder ein Befehl, wahrscheinlich marschiren.«

Er las die erhaltene kurze Ordre und legte sich dann wieder auf sein Lager zurück.

»Wir bleiben die Nacht hier. Morgen um fünf Uhr brechen wir auf.«

Er rief einem Unterofficier und ertheilte diesem, nachdem er eine sitzende Stellung angenommen, die erforderlichen Befehle.

»Also morgen marschiren wir wieder weiter, Herr Graf?« fragte, nachdem der Unterofficier sich entfernt, der Diener.

»Ja, aber Du wirst nun die Rückreise antreten, was Du schon vorgestern hättest thun sollen.«

»Der Herr Graf werden das nicht von mir verlangen, der Krieg ist noch nicht zu Ende, meine Wunde nicht der Rede werth –«

»Fange nicht wieder das alte Lied von vorne an, Franz, Du kennst meine Gründe, es bleibt dabei.«

»Es wird immer noch einige Gefechte geben, ehe die Franzosen den Rhein hinter sich haben, und wenn der Herr Graf verwundet würden, wer sollte –«

»Ich werde nicht verwundet, auch laufen die Franzosen jetzt unaufhaltsam bis über den Rhein. Sei dem aber, wie ihm wolle, ich habe es meiner Mutter versprochen, ihr durch Dich Nachricht zu senden. Du nimmst den kleinen Korbwagen und die beiden Ungarn und fährst direct nach Hause, wo Du in zehn bis zwölf Tagen eintreffen kannst. Keine Widerrede mehr,« setzte er in befehlendem Tone hinzu, »Du hättest längst fort sein sollen; je weiter wir marschiren, um so schwieriger wird Deine Reise.«

Der Diener blieb schweigend, mit gesenkten Blicken stehen und wagte keinen weiteren Widerspruch, von dem er wußte, daß er vergeblich sein würde.

»Wollen Ew. Gnaden jetzt vielleicht mit dem Kinde reden?« fragte er nach einiger Zeit.

»Mit dem Kinde?« sagte nachlässig der Officier, »weshalb? Du hast ihr zu Essen gegeben, gib ihr noch mehr, wenn sie noch nicht satt ist, das ist Alles, was wir für sie thun können.«

»Ich dachte, es würde Ew. Gnaden unterhalten, vielleicht auf andere Gedanken bringen.«

»Auf andere Gedanken?« lachte der Officier. »Du bist ein Narr, aber Du hast Recht, ich habe nichts Besseres zu thun. Man muß sich die Zeit vertreiben, so gut es geht. Komm ein mal her,« rief er hinüber. »Hier setze Dich hin,«

fuhr er fort, nachdem sie, seiner Weisung folgend, aufgestanden und in Begleitung des Hundes zu ihm herangetreten war.

»Wie heißt Du?« fragte er sie fest ansehend.

»Sie nennen mich Wanda,« erwiderte sie ruhig.

»Aecht böhmisch, – aber Du hast doch noch einen andern Namen?«

»Einen andern? Weshalb sollte ich noch einen andern haben.«

»Nun, einen Familiennamen, alle Menschen haben einen solchen.«

»Einen Familiennamen,« wiederholte sie, ihn fragend ansehend, »ich weiß nicht, was Du meinst.«

Seine Augen begegneten forschend und mißtrauisch den ihrigen, aber er überzeugte sich, daß sie ihn nicht verstand.

»Aber wie heißen denn die Männer, mit denen Du hier gelebt hast?«

»Der eine heißt: Der Herr, und der andere: Peter.«

»Das ist Deine ganze Wissenschaft? Verdammt wenig. Aber wie Du hierher gekommen bist und wo Du vorher gewesen, das wirst Du doch wissen, oder besitzt Du gar kein Gedächtniß?«

»Ich habe es Dir ja schon gesagt, es ist in der Zeit, daß ich hier bin, drei Mal Winter geworden. Ach,« setzte sie mit einem tiefen Seufzer und angstvollen Ausdruck hinzu, »der Winter ist eine schreckliche Zeit – immer kalt, kalt und finster. Ist der Winter überall?«

»Wo warst Du denn, ehe Ihr hierher kamt,« forschte der Officier ungeduldig weiter, »das mußt Du doch wissen?«

»Ehe ich hierher kam?« wiederholte sie und sah dabei mit den dunkeln großen Augen träumerisch zu dem Himmel empor, als ob sie entflohene Erinnerung darin wieder aufsuchen wolle, – »da wohnten wir in einem großen, großen Walde, ganz allein in einem kleinen finstern Hause, – aber es war doch viel schöner, wie hier, ich durfte hinausgehen, unter den Bäumen spielen mit den Thieren, die zu mir kamen, und den Vögeln, die so schön sangen.«

»Dort im Walde bist Du geboren?«

Sie verstand ihn wieder nicht, und ließ daher diese Frage unbeantwortet.

»Lebte dort auch Deine Mutter?«

»Mutter?« wiederholte sie, eine Zeitlang nachsinnend; »ich weiß nicht, was Du meinst.«

»Hast Du nie Deine Mutter gekannt? fragte er mit gesteigertem Interesse.

»Ich habe nie gekannt, was Du Mutter nennst,« sagte sie leise und mit dem Kopfe schüttelnd.

Seine Augen sahen wieder fest und ungläubig in die ihrigen, aber sie hielt auch diesen forschenden Blick ruhig aus.

»Und hast Du nie mit anderen Menschen verkehrt, wie mit jenen beiden Männern?«

»Im Walde kam Niemand zu uns, und hier war das Thor immer verschlossen.«

»Aber Ihr seid aus jenem Walde doch hierher gefahren; wie lange seid Ihr gereist?«

»Viele Tage und Nächte, ich kann es mich genau nicht mehr erinnern.«

»Nun, da mußt Du doch mit anderen Menschen zusammen gekommen sein und mit ihnen gesprochen haben?«

»Ich konnte sie nicht verstehen, sie redeten eine andere Sprache.«

Der Officier blickte das Kind, welches sich eben liebevoll zu dem großen Hunde herabbeugte, schweigend an, als überlege er, was mit ihr anzufangen sei.

»Glauben Sie mir, gnädiger Herr,« bemerkte der Diener in deutscher Sprache, »sie ist keine Betrügerin, ich verstehe mich darauf; auch ist sie viel zu jung, aber man hat ihr grausam mitgespielt und sie wild aufwachsen lassen; sie weiß von den gewöhnlichsten Dingen nichts, nicht was ein Monat und ein Jahr ist.«

»Wenn Du unter den Dorfkindern suchst, Franz,« spottete der Officier, »Du findest jedenfalls eine Masse noch dümmerer.«

»Diese aber ist nicht dumm, Herr Graf, nur weiß sie von nichts.«

»Du scheinst Dich ja gewaltig für sie zu interessiren. Weshalb,« wandte er sich wieder an das Mädchen, »weshalb willst Du nicht länger bei jenen Männern bleiben, bei denen Du bis jetzt gewesen bist?«

»Nein!« rief sie heftig, »Du wirst nicht so schlecht sein, mich zu zwingen, hier zu bleiben und mich wieder einschließen zu lassen. Ich will mit Dir gehen, Alles thun, was Du haben willst; oder laß mich fort, fort jetzt sogleich.«

»Aber was haben sie Dir denn gethan?«

»Sie haben mich immer eingesperrt, nur am Tage durfte ich in den Hof. Wenn es Winter, kalt und dunkel war, kam ich fast gar nicht hinaus, und fror und hungerte. Die Hunde waren meine einzigen Freunde; der arme Wolf ist todt, aber Herko wird bei mir bleiben.«

Der Officier saß wieder schweigend und sinnend eine längere Zeit da, dann, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, sie freundlich ansehend und auf den Diener zeigend, sagte er:

»Hast Du vor dem da auch Furcht? Würdest Du bei ihm bleiben und mit ihm fortfahren?«

»Gnädiger Herr,« stotterte der Diener bestürzt.

Das Kind sah ihn ruhig und vertrauensvoll längere Zeit an.

»Mit Dir will ich gehen,« sagte sie dann, »auch mit ihm, wenn Du es haben willst, vorausgesetzt, daß Herko mich begleitet.«

»Nun, Franz,« lachte der Officier auf, »so nimm Dir das Kind und auch den Köter mit, es wird Dir dann an Unterhaltung unterwegs nicht fehlen.«

»Ich – ein Soldat, sollte –«

»Mache nicht wieder so viele Redensarten,« unterbrach kurz der Officier, »ich habe es ihr angeboten, sie

hat es angenommen, und Du weißt, ich pflege meine Versprechungen zu halten. Ich werde dem Briefe an meine Mutter ein paar Worte darüber hinzufügen, und Du kannst ihr dann die Geschichte umständlich erzählen. In Hardeck wird sich auf dem Hofe oder irgend wo anders leicht eine Stelle für sie finden, besonders da sie fertig böhmisch spricht. Also bereite Alles vor, um vier Uhr reist ihr ab, Deinen Urlaubspañ hast Du, kannst Dich überall ausweisen. Sorge für ein paar Decken oder alte Mäntel, und kaufe für das Kind in der nächsten Stadt ordentliche Kleider, damit sie Euch nicht für Vagabonden halten.«

»Du hast Alles gehört,« wandte er sich darauf an das Mädchen, »und bist damit zufrieden und willst dem Franz nicht fortlaufen?«

»Ich werde immer bei ihm bleiben.«

»Sollte sie es dennoch thun,« schaltete er lachend in deutscher Sprache ein, »nun, so wird es auch kein Unglück sein, Franz. Mache Dir dann nicht etwa Sorgen, sondern laß sie ruhig laufen.«

»Wenn sie einmal mit mir geht, wird sie nicht fortlaufen,« bemerkte dieser.

»Werden wir lange und weit fahren?« fragte das Mädchen.

»Vielleicht so lange, wie Du gefahren bist, als Du hierhergekommen, vielleicht siehst Du Deinen alten Wald noch einmal wieder. Ihr fahrt hin, wo alle Leute reden wie Du, und Du sie alle verstehen kannst.«

»Und ich werde auch mit ihnen reden dürfen?«

»Soviel Du Lust hast, – aber jetzt geh, ich habe anderweitig zu thun.

»Franz, eine Pfeife!«

»Wäre es dennoch nicht besser, gnädiger Herr, wenn –«

»Thue, was ich befohlen!«

Am anderen Morgen in aller Frühe, die Dunkelheit lag noch auf der Erde, nur der dem Untergange nahe Mond sandte ihr sein bleiches, unsicheres Licht zu, verließ ein kleiner elegant und stark gebauter Korbwagen, mit zwei muthigen ungarischen Pferden bespannt, den bisherigen Schauplatz unserer Erzählung.

Auf dem vorderen Sitze befand sich, die Pferde lenkend, des Grafen Diener, auf dem hinteren, in eine wollene Decke gehüllt, das Mädchen, zu ihren Füßen der Hund, den Kopf emporgerichtet und in die Luft hinauswitternd, als ob er sich vergewissern wolle, daß es seiner Herrin, die er zuweilen leise anstieß, wohl gehe, und sie mit dieser für ihn ungewohnten Beförderungsweise einverstanden sei.

Der Wagen fuhr so rasch, als es der Zustand des Weges gestattete, auf der Straße nach Osten dahin und war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Bald darauf wurde es in der Ruine lebendig. Die darin befindlichen Truppen kochten ihr Frühstück, traten dann unter das Gewehr, marschirten ab und vereinigten sich außerhalb mit den anderen Compagnien des Regiments,

welche in der nächsten Nähe bivouakirt hatten, um sofort den Marsch nach dem Rhein durch die noch immer rauchenden Trümmer des Dorfes fortzusetzen.

Als sie gegen Mittag in dem engen Thale rasteten, hörten sie den fernen Donner der Kanonen und erhielten den Befehl, ihren Marsch so viel wie möglich zu beeilen, da es bei Emmendingen zu einem ernstlichen Gefechte gekommen. Bei ihrer Ankunft daselbst, spät am Abend, war dasselbe jedoch bereits beendet und die von dem Erzherzog, Wartensleben und dem Prinzen von Würtemberg vereint angegriffenen Franzosen mit einem Verlust von 1800 Gefangenen und zwei Kanonen abermals geschlagen und zurückgeworfen.

Das Regiment Hardeck, wobei der junge Officier stand, hatte sich an diesem Gefechte nicht betheiligen können. Der Commandeur desselben, dessen Namen es führte, war der Oheim des Officiers, er selbst ebenfalls ein Graf Hardeck, und der Besitzer eines großen Majorates in Böhmen. Ungeachtet seiner Vorliebe für die Reiterei, war er seines Oheims wegen bei der Infanterie eingetreten und machte in diesem Jahre seinen ersten Feldzug. Ohne seine Großjährigkeit abzuwarten und das ihm zugefallene Majorat anzutreten, hatte er, getrieben von dem Verlangen nach dem Ruhme und den Ehren des Kriegers, die Heimath verlassen und sich in den bestandenen Schlachten und Gefechten als ein muthvoller, häufig tollkühner Soldat bewährt.

SIEBENTES CAPITEL. RADOWA.

Indem wir die kleine Wanda vorläufig ihrem Schicksale überlassen und zugleich den Winter, vor welchem sie sich so sehr gefürchtet, überspringen, führen wir den Leser in eine andere, von dem bisherigen Schauplatze unserer Geschichte entfernte Gegend, nach Böhmen.

An dem untern Abhange eines hochaufsteigenden waldbewachsenen Gebirgszuges erblicken wir ein altes Herrenhaus; Styl und Bauart, sowie das Aussehen der aus Bruchsteinen bestehenden Mauern, lassen uns erkennen, daß es nicht der Neuzeit angehört, vielmehr schon die Stürme vieler Jahre, vielleicht mehrer Jahrhunderte darüber hingebraust sind.

Die Lage ist malerisch und gewährt einen weiten Blick in das breite, von einem Flusse durchzogene, mit Dörfern geschmückte und von blauen Höhen umgrenzte fruchtbare und liebliche Thal.

Das Schloß mit den hohen, spitzen Giebeln und den steilen dunkeln Schieferdächern schaut ernst und finster darauf hinab, gleich einem altgewordenen Menschen, der an dem fröhlichen Treiben der Jugend keinen Gefallen mehr findet. Wandern wir jedoch den von breitästigen Ulmen beschatteten Fahrweg aus dem am Flusse liegenden Dorfe hinauf, so finden wir uns, oben angekommen, in unseren Erwartungen einigermaßen getäuscht. Denn der Anblick des Schlosses in der Nähe, inmitten der dasselbe umgebenden Wirthschaftsgebäude, mit dem angrenzenden wohl erhaltenen, sehr großen Park, macht

jetzt keineswegs mehr einen finsternen, sondern, wenn immerhin ernsten, doch angenehmen Eindruck.

Dieser wird noch vermehrt, wenn wir das Innere betreten und die luxuriöse und zugleich comfortable Einrichtung betrachten.

In der That galt der Graf Thurnau, der Eigenthümer dieses Schlosses und der weiten, damit zusammenhängenden Ländereien, für einen ebenso reichen, als durch geläuterten Geschmack und eine unerschöpfliche Gastfreundschaft sich auszeichnenden Magnaten.

Wir finden ihn an dem Morgen, wo wir ihm zur Fortsetzung unserer Geschichte den ersten Besuch abstatten, in seinem Ankleidezimmer und haben daher Gelegenheit, während der Kammerdiener sein Haar pudert und seine Toilette beendet, ihn näher zu betrachten. Er sitzt, augenblicklich den Kopf etwas herabgebeugt und in eine leichte Wolke von Mehlstaub gehüllt, regungslos da, mit der Miene eines Mannes, der sich in die Nothwendigkeit fügt, sich einer unabwendbaren Operation zu unterwerfen. Seine Augen starren auf einen Punkt, zeigen aber auch jetzt einen intelligenten und nachdenkenden Ausdruck und lassen erkennen, daß der Geist sich mit anderen Dingen, als der Pflege seines Körpers beschäftigt.

Es findet zwischen ihm und dem Kammerdiener, wie das sonst bei solchen Gelegenheiten üblich und durch die tägliche Gewohnheit hervorgerufen wird, keine Unterhaltung statt; erst, als der Letztere sein Geschäft beendet, dem Grafen den Pudermantel abgenommen, ihm

den nach der damaligen Mode mit Stickereien versehenen zimmetbraunen sammetnen Rock gereicht und angezogen, sagte dieser, indem er dem Diener kalt zunickte:

»Es ist gut, Jean, das Uebrige werde ich selbst besorgen.«

Der Diener machte eine stumme Verbeugung und ordnete die zur Toilette gebrauchten Gegenstände. Der Graf trat vor einen Trümeau, in welchem er seine Gestalt ganz sehen konnte, musterte seinen Anzug mit einem raschen Blick und verließ dann das Gemach.

Dasjenige, welches er jetzt betrat, schien sein Arbeitszimmer. Es befand sich daselbst ein schöner großer Schreibtisch von Polixanderholz, wie alle Möbel im Rococo-Stil, ein Bücher- und ein Gewehrschrank, sowie Sophas, Sessel und mehrere kleine, theilweise mit Papieren oder Journalen belegte Tische. Die tief in die dicken Mauern eingeschnittenen Nischen bildenden Fenster waren mit hellblauen seidenen Damastvorhängen bekleidet, und die Strahlen der freundlich in das Zimmer hereinfallenden Frühlingssonne spielten auf den bunten Farben eines weichen Velourteppichs.

Nachdem der Graf einen kurzen Blick durch das Fenster geworfen, als ob er sich über das Wetter hätte vergewissern wollen, ging er eine Zeitlang geräuschlos in dem Gemache auf und ab. Seine Miene war ernst und nachdenkend, seine nicht große, aber schlanke, fast zierliche Gestalt, bewegte sich in gemessener und zugleich anmuthiger Weise; jedoch vergeblich würde man bemüht

gewesen sein, aus seinen Zügen den Inhalt seiner Gedanken zu errathen, denn der ihnen eigene stereotype Ausdruck einer wohlwollenden, glatten Freundlichkeit war auch jetzt darüber ausgegossen.

An einem Tische stehen bleibend, worauf die neuen Journale lagen, nahm er eins derselben, eine Zeitlang darin lesend, aber in einer Weise, als ob er über etwas ihm schon Bekanntes sich nochmals hätte vergewissern wollen, dann warf er das Journal wieder hin und setzte eine silberne Klingel in Bewegung.

»Ist Herr Sardoni noch nicht zurück?« fragte er den eintretenden Diener.

»Der Herr Sardoni warten im Vorzimmer.

»Ich ließe bitten.«

Der Eintretende, ein Mann mit intelligentem schlaun Gesicht, war der Geschäftsführer des Grafen, derjenige, welchem er unter der großen Anzahl seiner Bediensteten das meiste Vertrauen schenkte. Er gehörte nicht zu den Wirthschafts- oder Forstbeamten, erfreute sich keines besonderen Titels, als Director oder Inspector, deren es viele gab; sondern war schlechtweg Herr Sardoni, stand aber, als der am meisten Begünstigte und Vertraute des Grafen, in großem Ansehen.

Ohne mit besonderen Geschäften belastet zu sein, war er von Allem genau unterrichtet, und es geschah nichts irgend Erhebliches ohne seine Einwilligung, deren sich alle Diejenigen vorher zu versichern bemühten, welche irgend ein Gesuch oder eine Bitte an den Grafen zu richten hatten.

Er wohnte in einem im Park gelegenen Hause, allein mit einem Diener, lebte sehr abgeschlossen, war aber immer da zu finden, wo man ihn am wenigsten erwartete. Wer seiner nicht bedurfte, mied ihn, und wer mit ihm verkehren mußte, that dies mit mehr Zurückhaltung, als er dem Grafen selbst gegenüber beobachtet haben würde. Er wurde gefürchtet, aber ein Jeder begegnete ihm freundlich, selbst unterwürfig, des eigenen Vortheils wegen. Der Graf hatte ihn vor mehreren Jahren bei einem längeren Aufenthalte mit seiner Frau in Venedig kennen gelernt, wo er ihm wesentliche Dienste geleistet haben mußte, denn er war ihm nach Radowa gefolgt, und hatte sich ihm immer mehr unentbehrlich gemacht.

Er sprach das Deutsche zwar mit einem fremdartigen Accente, war aber auch der böhmischen und mehrerer anderer Sprachen mächtig. Die Unterhaltungen zwischen ihm und dem Grafen, sowie besonders mit der Gräfin, wurden jedoch meistens in italienischer Sprache geführt.

»Nehmen Sie Platz,« sagte der Graf auf einen Sessel deutend und sich selbst niedersetzend, »wann sind Sie zurückgekehrt?«

»Vor einer Stunde, Herr Graf,« erwiederte der Gefragte, in eben so ruhigem Tone antwortend, als die Frage an ihn gerichtet worden, »ich bin die Nacht durchgeritten.«

»So sind Sie wahrscheinlich der Ueberbringer guter Nachrichten, denn das Unangenehme erfährt man immer früh genug.«

»Das Gute kommt nie zu spät, aber, wenn man Mißlichem entgegen arbeiten will, so hat man die Zeit nöthig.«

»Lassen Sie uns nicht viele Worte machen,« sagte der Graf, während seine Augen, ohne daß das wohlwollende Lächeln um seinen Mund verschwand, fest auf seinem Vertrauten ruhten, »haben Sie das Geld erhalten?«

»Bis jetzt leider nicht, es werden Bedingungen gestellt, welche zu erfüllen ich mich nicht für ermächtigt hielt, auch zu erfüllen nicht im Stande war.«

»Macht der Jude Umstände?« fragte rascher und mit erhöhter Stimme, die er doch sogleich wieder mäßigte, der Graf, »jetzt noch? Es ist das offenbar nichts weiter, als ein Versuch noch größerer Erpressung.«

»Dafür halte ich es auch – aber er blieb fest, und es schien mir, als ob irgend ein nachtheiliger, uns unbekannter Einfluß ihn dazu bestimmte.«

»Was sollte, was könnte das sein?« fragte nachsinnend der Graf, »doch erzählen Sie, erzählen Sie im Zusammenhange,« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu.

»Ich fand den alten Aron, wie immer, in der Hinterstube seines schlechten Hauses in der Judengasse; weder er, noch seine Umgebung hatten sich in irgend einer Weise verändert. Es liegt ja auch nur ein halbes Jahr zwischen diesem und meinem letzten Besuche bei ihm.«

»Wenn Sie kommen, um wieder Geld zu borgen für den Herrn Grafen,« sagte er sogleich, und ohne mich zum Sitzen einzuladen, »so sparen Sie sich die Mühe und die Zeit, denn ich habe keinen Kreuzer und muß zurückfordern, was ich geliehen. Wie sollte ich es auch haben, jetzt in diesen schlechten Zeiten, wo die Franzosen mit dem General Bonaparte stehen auf dem Semmering und bald

in Wien sein werden. Wo ist jetzt Geld? Alles verschwunden, wird auch nicht wieder zu Tage kommen, ehe es Friede und Ruhe geworden. Italien verloren, Tyrol verloren; wer wird jetzt noch leihen Geld? Niemand wird es thun, weil Niemand es hat.«

»Ich bemerkte ihm, daß bereits ein Waffenstillstand zu Leoben geschlossen sei, ich hatte das in Prag erfahren, und daß der Friede vor der Thür stehe. Er wußte das eben so gut wie ich, und ich überzeugte mich, daß er, wie gewöhnlich, nur Schwierigkeiten mache, um sich schließlich die Gewährung um so theurer bezahlen zu lassen. Ich trug ihm daher Ew. Gnaden Anliegen vor, indem ich ihn auf die großen Vortheile und auf die nahe bevorstehende Regulirung der ganzen Angelegenheit aufmerksam machte.

»Es mußte aber, wie gesagt, ein besonderer, mir unbekannter Umstand eingetreten sein, der ihn bedenklich machte, denn er hörte meine Mittheilung mit sichtlicher Gleichgültigkeit an.«

»Was der Herr Sardonì mir sagen, oder der Herr Graf mir sagen lassen,« erwiderte er dann, »weiß ich, weiß ich Alles; aber, was Sie nicht sagen, weiß ich auch, und werde nicht geben noch mehr Geld an einen verschuldeten Herrn, wo ich habe keine Garantie, um es jemals wieder zu bekommen. Ist nicht Radowa ein Majorat, das ich niemals angreifen und worauf ich niemals eintragen lassen kann mein Geld, das ich schon habe geliehen.«

»Ihr thut, als ob Ihr das Alles erst erführet,« sagte ich, »Ihr wißt doch Rudin –«

»Daß Rudin kein Majorat ist,« lachte er auf, »daß der Bruder des Herrn Grafen am Sterben liegt, und wenn der Herr Graf ihn beerbt, er werden wird ein steinreicher Mann, und mir mit Zinsen und Zinseszinsen zurückbezahlen die vierzig Tausend Gulden, die ich ihm geliehen.«

»Nun? Und weshalb macht Ihr noch Umstände?«

»Weiß ich denn, wann der Graf in Rudin wird sterben,« lachte er höhnisch, »weiß es der Herr Graf, oder wissen Sie es? Er ist geworden geistesschwach seit dem großen Brande vor zehn Jahren, und er ist es geblieben, und ist es noch. Aber gestorben ist er immer noch nicht, und kann noch leben viele Jahre.«

»Darüber beruhigt Euch,« bemerkte ich, »der Graf ist sehr krank, man sieht seinem Ende täglich entgegen.«

»Man sieht schon lange entgegen täglich,« sagte er höhnisch, »und wenn er gestorben ist, kann sich finden plötzlich ein Testament, und der Herr Graf aus Radowa leer ausgehen und der arme Aron erst recht und sein ein ruinirter Mann.

Obgleich der Graf von dieser unerwarteten Mittheilung und vielleicht noch mehr von der Art und Weise, wie sie gemacht wurde, sich im hohen Grade unangenehm berührt fühlte, so zeigte sich auf seinem Gesichte doch keine Veränderung. Seine etwas hervorstehenden grauen Augen blickten eben so freundlich und zugleich eben so forschend und beobachtend.

»Verlassen wir die dramatische Schilderung,« sagte er lächelnd, indem er eine seiner Spitzenmanschetten, welche sich verschoben, wieder ordnete, »wozu mich mit

den albernsten und sich stets wiederholenden Reden des Juden unterhalten – kommen Sie zu dem Resultat, zum Ende.«

»Wie ich bereits bemerkte,« sprach der Vertraute, ebenfalls ohne Miene und Ton zu ändern, weiter, »das Resultat ist kein erfreuliches. Aron hielt sich entschieden weigerlich und rückte endlich nach längeren Windungen mit seiner letzten Entschließung heraus, daß er nur gegen ein entsprechendes und sicheres Unterpfand die verlangten zehn Tausend Gulden vorschießen würde, und auch dann nur gegen einen Wechsel von zwölf Tausend Gulden, zahlbar nach Jahresfrist.«

»Gegen ein Unterpfand,« wiederholte sinnend der Graf, »worin sollte das bestehen?«

»Die Frau Gräfin,« sagte er, »besitzen werthvolle und schöne Diamanten; sie kann sie entbehren ein Jahr, und kann tragen so lange unechte, Niemand wird es bemerken. Hier bei mir werden sie aber sicher liegen, vielleicht sicherer, als in Radowa, und wenn der Herr Graf in Rudin gestorben sein wird und ich mein Geld zurückerhalte, werden sie sein eben so schön, als ich sie bekommen.«

»Das wagte der Jude zu fordern, mir eine solche Bedingung zu stellen?« rief zum ersten Male mit erhöhter Stimme und erregterer Miene der Graf.

»Alle meine Vorstellungen, ihn davon abzubringen, auch das Anerbieten noch höherer Zinsen, blieben vergeblich.«

»Die Diamanten meiner Frau? – es läge eine Beleidigung, eine Beschimpfung in diesem Ansinnen, wenn es

nicht von einem nichtswürdigen Juden käme. Es wäre ohnehin, – es könnte, – unmöglich, unmöglich! – Wissen Sie nichts Anderes, lieber Sardoni? Sie sind doch sonst so erfinderisch und reich an Hilfsmitteln.«

»Nein, Herr Graf,« erwiderte achselzuckend der Andere, »soviel ich auch nachgedacht, – ich habe nichts gefunden. Darin hat der Jude Recht, das Geld, wo es überhaupt noch vorhanden, verbirgt sich und Niemand wagt es, in dieser unsicheren Zeit es zu zeigen oder in Umlauf zu bringen, selbst mit anscheinend sicherer Aussicht auf hohen Gewinn. Wie ich in Prag erfahren, stehen die Franzosen unter dem jungen, überall siegreichen General wirklich auf dem Semmering; wer bürgt dafür, daß sie nicht weiter marschiren und in fünf bis sechs Tagen in Wien sind? Man spricht von einem Waffenstillstande, von Friedensunterhandlungen; aber wie dieser Bonaparte Waffenstillstand und Frieden schließt, hat er in Italien leider hinlänglich bewiesen. Oesterreichs Finanzen sind total erschöpft, es steht am Vorabende des Bankerottes, wer sollte –«

»Lassen wir diese politischen Erörterungen,« unterbrach der Graf und seine Augen flammten zum ersten Male zornig und haßerfüllt auf; »diese nichtswürdigen Republikaner und ihr abenteuernder General werden den verdienten Lohn empfangen! Unsere Armee steht siegreich am Rheine, wir werden keinen schimpflichen Frieden schließen, sondern Krieg führen, bis wir Alles wieder erobert, was wir durch die Schuld unfähiger Generale verloren.«

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich,« erwiderte ruhig der Andere, »sollte es aber auch der Fall sein, – dann dürfte die Erfüllung der Wünsche des Herrn Grafen jedenfalls mit noch größeren Schwierigkeiten verbunden bleiben.«

Der Graf war aufgestanden und ging nachsinnend langsam in dem geräumigen und hohen Zimmer auf und ab. Auch sein Vertrauter hatte sich sogleich erhoben, und stand jetzt, seine Blicke fest beobachtend auf den Grafen gerichtet, schweigend und regungslos da.

Nach einiger Zeit stellte dieser seine Wanderung ein und setzte die abgebrochene Unterhaltung fort; seine Mienen hatte jede Spur von Aufregung verloren und zeigten wieder den früheren freundlichen Ausdruck.

ACHTES CAPITEL. RUDIN. DES GRAFEN BRUDER.

»Waren Sie in Rudin?« fragte der Graf mit verhaltenerer Stimme, nachdem sich Beide wieder gesetzt hatten.

»Wie es der Herr Graf befohlen, reiste ich über Rudin nach Prag.«

»Und wie steht es dort?«

»Es scheint sich im Wesentlichen nichts geändert zu haben, nur ist das Schloß jetzt zur völligen Ruine geworden und der Park zu einer fast undurchdringlichen Wildniß.«

»Wie sollte es anders sein. Aber mein Bruder? Ist sein Zustand immer noch derselbe? hat sich nichts darin geändert?«

»Es ist keine Besserung eingetreten. Der Kranke wird täglich schwächer.«

Der Graf athmete tief auf. »Erzählen Sie, was Sie erfahren haben, ausführlich. Entheben Sie mich der qualvollen Nothwendigkeit, deshalb Fragen an Sie richten zu müssen.«

»Wie es der Herr Graf wünschten und mir befohlen, bin ich nicht auf dem Schlosse, wenn man es überhaupt noch so nennen kann, abgestiegen, sondern bemüht gewesen, meine Erkundigungen unbeobachtet einzuziehen. Ich kam in der Dunkelheit an und übernachtete in dem Dorfwirthshause, einer elenden Kneipe, wo ich mich für einen nach Prag reisenden Kaufmann ausgab. Es kostete wenig Mühe, den Wirth und noch mehr seine geschwätzige Frau auf die Geschichte der Herrschaft zu bringen und mir erzählen zu lassen, was ich hinlänglich wußte. Endlich bei der Gegenwart angelangt, sagte man mir, der Graf habe seine Vernunft leider noch nicht wieder erhalten, im Gegentheil, er werde mit jedem Tage apathischer und habe schon lange nicht mehr das geringste Erinnerungs-Vermögen. Der Bezirksphysikus, der ihn behandle und auch der Notar, der zuweilen mitkomme –«

»Der Notar?« unterbrach der Graf, »was soll der Notar?«

»Was er will oder soll, liegt ziemlich klar, aber der Herr Graf haben keine Ursache sich zu beunruhigen, bis jetzt ist er wenigstens vergeblich gekommen.«

»Also weiter.«

»Beide geben sich die größte Mühe und das Fräulein pflege ihn wie ein Engel, aber es sei Alles vergebens, er kenne Niemand, verlange nichts, frage nach nichts und beantworte auch keine Frage. Den ganzen Tag säße er, mit den Händen spielend, auf einen Fleck starrend da, und müsse gefüttert und gewartet werden wie ein Kind, weil er sonst verhungern und verkommen werde.«

»Es ist schrecklich,« schaltete der Graf mit gesenkten Wimpern ein, »möge er bald von seinen Leiden erlöst werden.«

»In diesen Wunsch stimmen Alle ein, die in seine Nähe kommen, nur das Fräulein allein denkt anders und hofft immer noch auf Genesung.«

»Pah, – thörichte Ideen eines albernen Weibes! Aber wie kommen Sie darauf? Woher wissen Sie das?

»Ich bin dennoch selbst auf dem Schlosse gewesen, es ließ sich nicht vermeiden.«

»Ließ sich nicht vermeiden?« fragte sichtlich unangenehm berührt der Graf, »weshalb nicht?

»Als ich am andern Morgen so eben mein Pferd bestiegen hatte, im Begriffe meine Reise fortzusetzen, kamen der Arzt und der Notar angefahren und hielten ebenfalls vor dem Wirthshause. Da der Erstere mich kennt, so begrüßte ich ihn und fand es nun unter den obwaltenden Umständen für angemessen, mich als Ew. Gnaden Abgesandten vorzustellen, hierhergeschickt, um mich nach dem Befinden Ihres Herrn Bruders zu erkundigen.«

»Kommen Sie mit und überzeugen Sie sich selbst,« erwiderte der Doktor, während mich der Notar mit finsterrer Miene mißtrauisch musterte.

»So gingen wir denn zusammen hinauf. Sie ließen ihr Gefährt ebenfalls unten im Wirthshause, denn oben hätten sie dasselbe nicht unterbringen können.

»Es macht immerhin einen traurigen Eindruck, in eine solch ganz verfallene und verwitterte Stätte zu treten, von der man weiß, daß sie noch vor wenigen Jahren freundlich und wohl erhalten gewesen und es auch jetzt sein könnte, ohne die Krankheit und das Unglück ihres Besitzers.«

»Ich kann mir das denken,« schaltete der Graf ein, »erzählen Sie weiter.«

»Es war das erste Mal, daß ich das ehemalige Schloß Rudin betrat,« bemerkte der Andere, »und der Herr Graf mögen es daher entschuldigen, daß mich der Anblick desselben einigermaßen erschütterte. Das Schloß selbst ist vollständige Ruine; es stehen von demselben nur noch die Umfassungsmauern, und auch diese drohen theilweise den Einsturz.

»Zwischen ihnen und überhaupt überall wuchert das Unkraut von Niemand gehindert, nur ein kleiner Platz, an ein früheres Wirthschaftsgebäude stoßend, ist zugänglich. In dem letzteren, das einzige, welches bei dem Brande einigermaßen verschont geblieben, wohnt der Herr Graf allein mit einem Diener und dem alten Fräulein, der Erzieherin seiner verstorbenen Gemahlin.

»Wir schritten über den wüsten Hof und gelangten in den Flur des besagten Wirthschaftsgebäudes, wo uns das Fräulein empfing. Sie ist eine sehr alte kleine, magere Person, und besitzt nichts Hervorragendes, als ein Paar große eulenartige Augen, mit denen sie mich mißtrauisch und feindselig anblickte.

»Der Doctor nannte ihr meinen Namen und setzte sie von der Ursache meiner Anwesenheit in Kenntniß.

»Sie kehrte mir ohne ein Wort der Erwiderung den Rücken.

»Sehen Sie selbst, sagte darauf der Doctor, indem er eine Thür öffnete, der Anblick des Kranken wird mich jeder weiteren Mittheilung entheben. Und darin hatte er Recht, Herr Graf, der Anblick war vollkommen ausreichend.

»Ihr Herr Bruder saß auf einer niedrigen, an der Wand stehenden hölzernen Bank. Seine Bekleidung bestand aus grauem Wollenstoff und war schmutzig und befleckt. Sein Haar ist ganz weiß und sehr sparsam geworden und liegt platt auf dem ebenfalls weißen Schädel. Das magere, aber doch röthlich aufgedunsene Gesicht vorn herübergebeugt, saß er da, die Augen, welche erblindetem Glase glichen, stier auf eine Stelle des Fußbodens gerichtet. Um seinen Mund lag ein stets blödsinniges Lächeln, so daß die Zähne immer sichtbar blieben. Die Finger der auf seinen Knien liegenden Hände bewegten sich unaufhörlich und in durchaus gleichmäßiger Weise, als ob er Wolle oder Werch zupfe.

»Sonst keine Lebensäußerung, keine Veränderung, als wir eintraten, kein Aufblicken, noch weniger ein Zeichen von Theilnahme. Es war ein schrecklicher Anblick!«

»Wozu diese ausführliche Schilderung,« unterbrach ihn der Graf, »man findet Aehnliches in jeder Irrenanstalt, aber man kann annehmen, daß grade solche Kranke, deren Zustand uns so schrecklich erscheint, selbst wenig oder gar nicht leiden. Dies ist auch meine Beruhigung und erweckt in mir den gewiß verzeihlichen Wunsch, daß der Tod meinen armen Bruder bald erlösen möge.«

»Ein gewiß gerechtfertigter Wunsch,« sprach der Andere leise vor sich hin, »der Doctor,« fuhr er dann fort, »mit dem ich, als wir den Kranken, welcher unseren Besuch gar nicht beachtet, wieder verlassen, noch eine kurze Unterredung hatte, äußerte: Sagen Sie dem Herrn Grafen, was Sie gesehen, mehr wird es nicht bedürfen; Heilung ist unmöglich, aber es können noch Jahre vergehen, ehe dieser starke und gut organisirte Körper den gefesselten Geist wieder frei gibt.«

»Das wäre sehr – sehr zu beklagen,« sagte der Graf. Dann verharrten Beide in längerem Schweigen. Sardoni, weil er annahm, über das Resultat seiner Sendung hinlänglich sich ausgesprochen zu haben, der Graf, weil seine Gedanken sich mit dem Gehörten beschäftigten.

»Sie hätten mir die specielle Schilderung von den Leiden meines Bruders wohl ersparen können,« sagte er dann wieder in dem früheren freundlichen Tone, »besonders, da es weiter keinen Zweck hat. Das Wichtigste bleibt immerhin die letzte mir mitgetheilte Ansicht des

Arztes, daß mein Bruder in diesem Zustande noch mehrere Jahre fortvegetiren könne, – ihm ohne Nutzen, und mir zum größten Nachtheile. Glauben Sie das auch? Sie haben ihn ja jetzt selbst gesehen?»

»Nach meiner Ansicht ist es kaum möglich, daß ein Mensch Derartiges lange zu ertragen im Stande sei. Der Herr Graf befinden sich schon mehrere Jahre in demselben, – doch ich bin kein Arzt und habe darüber kein Urtheil.«

»Sie sind kein Arzt, aber Sie sind der Mitwisser meiner Lage, ich habe Ihnen mein ganzes Vertrauen geschenkt, weil ich von Ihrer Anhänglichkeit, Ihrer Treue und zugleich von Ihren Talenten überzeugt bin. Sie haben mir immer mit Rath und That beigestanden, thun Sie es auch jetzt, – was soll geschehen?»

»Der Herr Graf haben sich stets, als meinen großen Gönner bewiesen und meine geringen Dienste zu hoch angeschlagen –«

»Lassen wir das, wir haben ja lange und ausführlich Alles besprochen, und kamen schließlich darauf zurück, daß die Beschaffung der zehn Tausend Gulden, – dieser an sich lumpigen Summe, – eine unabweisliche Nothwendigkeit sei.«

»Als solche kann ich sie nicht auffassen,« erwiderte der Italiener, indem er seine dunkeln Augen langsam und sinnend niederschlug, »es kommt nur darauf an, was man unter Nothwendigkeit versteht.«

»Kommen Sie nicht wieder auf Vorschläge zurück, die wir längst als unhaltbar verworfen, auf die ich niemals eingehen kann, niemals eingehen werde,« bemerkte im

erregteren Tone der Graf, »ich kann meine Lebensweise nicht ändern, keine weiteren Beschränkungen meiner Ausgaben ermöglichen. Ich würde dadurch meinen Feinden die Waffen gegen mich in die Hände geben und meine Lage nur verschlimmern. Die augenblicklich durch die Zeitverhältnisse so ungünstigen Conjunctionen werden vorübergehen, und die Einnahme-Quellen von Radowa wieder im erhöhten Maße fließen. Ich muß diese Zeit überstehen, jetzt um so mehr, als meine Tochter in diesen Tagen von Prag zurückkommt und ich sie in die Welt einführen will. Es ist eine unabweisbare Nothwendigkeit, halten Sie dies fest, lieber Sardoni, auch ist es nach Ihrer Schilderung mit Sicherheit anzunehmen, daß mein Bruder bald von seinen Leiden erlöst werde.«

»Ich werde nicht weiter widersprechen,« entgegnete Sardoni, seine Augen wieder aufschlagend und den Grafen ruhig ansehend, »die Hülfquellen der Herrschaft Radowa sind sehr umfangreich, – ich werde nachdenken.«

»Denken Sie nach, aber lassen Sie dies Nachdenken nicht zu lange währen, denn die Zeit drängt. Ich habe an den Fürsten Westerhold zwei Tausend Gulden für die beiden Gespanne zu zahlen, zwei Tausend kostet die Einrichtung der Zimmer meiner Tochter, und das Uebrige bedarf ich nothwendig zur Bestreitung der laufenden Ausgaben.«

»Es liegen noch sehr große Holzvorräthe an den Ablagestellen.«

»Ach, wer kauft jetzt Holz! Was nützt es uns, meine Forsten zu devastiren, wenn wir keinen Absatz für das Holz haben.«

»Ich werde nachdenken,« wiederholte der Italiener, »und werde Rath schaffen,« setzte er mit bestimmtem Tone hinzu, »aber um Eines wollte ich den Herrn Grafen dringend bitten.«

»Dies wäre?«

»Gehen Sie nie auf das Ansinnen des Juden Aron ein, ihm die Diamanten Ihrer Frau Gemahlin zu verpfänden, denn es könnte immerhin –«

»Seien Sie ohne alle Sorgen,« unterbrach mit seiner wohlwollendsten Miene der Graf, – »ich würde es ohnehin nie gethan haben, ich sagte es Ihnen ja bereits.«

»So will ich mich dennfür jetzt beurlauben.«

»Wohl, aber ich kann Ihnen einen langen Urlaub nicht gewähren, ich weiß, Sie gehen, um nachzudenken, obgleich es wahrscheinlich gar nicht nöthig wäre, und es Ihnen nur Vergnügen macht, mich noch eine kurze Zeit lang in Ungewißheit und Sorgen zu lassen.«

»Der Herr Graf verkennen mich, verkennen mich sehr; es ist mein stetes und aufrichtiges Bemühen, die Sorgen von Ihnen fern zu halten.«

»Ich bin davon überzeugt, mein bester Sardoni, bleiben Sie deshalb selbst nicht zu lange fern, damit ich durch Sie der Gesellschaft der Sorgen enthoben werde.«

Der Vertraute machte eine tiefe Verbeugung und verließ dann langsamen unhörbaren Schrittes, wie es seine Gewohnheit war, das Zimmer.

Der Graf blickte ihm stumm und nachdenkend eine Zeit lang nach; seine Miene wurde jetzt, da er allein und unbeobachtet war, ernster; der stereotyp freundliche Zug um den Mund verschwand, und auf der bis dahin glatten Stirn zeigte sich eine tiefe, unangenehme Falte. Diese Veränderungen währten jedoch nur eine kurze, schnell vorübergehende Zeit. Als sein Blick zufällig in einen der großen goldberahmten Spiegel fiel, schien er darüber zu erschrecken, oder sich deshalb zu schämen, denn er gab mit einer plötzlichen, fast gewaltsamen Anstrengung seinem Gesichte wieder die bisherige glatt freundliche Form, und erst, als das gewohnte Lächeln um seinen Mund schwebte, sprach er leise murmelnd Worte vor sich hin, deren Inhalt mit dem Ausdrücke seines Gesichtes jedoch wenig übereinstimmte.

»Er ist ein kluger und zugleich schlauer und berechnender Mann,« murmelte er, »und weiß immer Mittel und Wege, um aus noch so großen Verlegenheiten wieder herauszukommen, – durch und durch und in allen Dingen ein Italiener. – Als ich ihn in Venedig kennen lernte und er schließlich jene unangenehme Sache glücklich zu Ende brachte, glaubte ich nicht, daß er mir unentbehrlich werden würde. – Weshalb kam er eigentlich mit hierher nach Radowa? Ich weiß es selbst nicht mehr genau. Es machte sich von selbst, war uns im hohen Grade genehm und seitdem ist er hier, und« – setzte er mit einem tieferen Athemzuge hinzu – »kennt meine Verhältnisse jetzt

sehr genau, – ganz genau, – das heißt, meine finanziellen. – Weshalb sollte ich mir nicht auch einen Finanzminister halten,« lachte er gezwungen auf, »der wieder Fluth in meinen Cassen erzeugt, wenn es Ebbe darin geworden, weshalb nicht?«

»Aber mein Bruder wird bald sterben,« sprach er mit finsterem Ausdruck weiter, – »er *kann* nicht lange mehr leben, er muß bald sterben! Dann ändert sich Alles, – dann haben alle diese drückenden, quälenden und erniedrigenden Sorgen ein Ende, und dann werde ich auch meinen Finanzminister wieder entlassen, weil ich seiner nicht mehr bedarf und er mir längst lästig geworden ist.

NEUNTES CAPITEL. REMINISCENZEN.

Als Sardoni den Grafen verlassen hatte, schritt er, mit etwas vorgebeugtem Kopfe und halb gesenkten Augen, wie es seine Gewohnheit war, durch die Corridore des Schlosses, auf deren einem er eine kurze Zeit rasch umherspähend stehen blieb, ging dann eine Hintertreppe hinab, welche nach dem Parke führte, und verschwand in der Biegung eines schattigen Ganges. Er wurde von den wenigen Personen, welche ihm auf diesem Wege begegneten, mit einer scheuen Zurückhaltung begrüßt, während er selbst diese Höflichkeitsbezeugungen kaum beachtete.

Nach einer kurzen Wanderung gelangte er zu einem im Parke gelegenen Gebäude, welches, früher zur Verschönerung desselben erbaut, jetzt für Sardoni als Wohnung eingerichtet worden war. Der äußeren Form nach ein

geräumiger von Stein aufgeführter Pavillon, hatte man das Innere in vier verschiedene, immerhin noch ziemlich große Gemächer abgetheilt, und außerdem im Dache mehre Kammern eingerichtet.

Hier wohnte Sardoni allein mit einem Diener, den er von Venedig mitgebracht. Beide verkehrten wenig mit anderen Menschen. Sardoni, obgleich seiner Sprachgewandtheit wegen dazu befähigt, fehlte entschieden die Neigung, der Diener aber sprach nur sehr unvollkommen deutsch oder böhmisch, und schien auch nicht bemüht, sich die mangelnde Fertigkeit zu erwerben. Sie Beide selbst bedienten sich in ihren Unterhaltungen des Venetianischen, eines selbst für Italiener schwer verständlichen Patois.

Die Veranlassung, welche Sardoni bewogen oder vielmehr genöthigt hatte, Venedig zu verlassen und dem Grafen nach Böhmen zu folgen, war eine keineswegs so unbedeutende gewesen, daß sie dem Gedächtnisse des Grafen so schnell hätte entschwinden können, wie er, in der Gewohnheit sich und Andere zu täuschen, sich vorspiegelte.

Der Graf hatte sich während des Carnevals des Jahres 1788 mehre Monate in Venedig aufgehalten. Er war daselbst mit seiner Gemahlin und einer zahlreichen Dienerschaft erschienen, hatte ein sehr geräumiges Quartier in einem Palazzo am *Canale grande* unfern der Rialtobrücke gemiethet, und lebte mit der verschwenderischen Pracht eines reichen Magnaten, der gekommen war, um die Freuden der Lagunenstadt im vollen Maße zu genießen.

Diese selbst, das letzte Decennium ihrer Selbstständigkeit betretend, und schon damals das Bild einer dem Verfall nahe Größe, zeigte all jene Krankheitserscheinungen, welche das Ende der Menschen und seiner Schöpfungen begleiten und kennzeichnen. Die ehemalige stolze Beherrscherin des Meeres entrichtete einen jährlichen Tribut an die Raubstaaten der Barbaresken in Afrika, und obgleich sich die Staats-Einnahmen in den letzten Jahren verdoppelt hatten, befanden sich Heer und Flotte doch im kläglichsten Zustande. Der so gefürchtete Löwe von San Marco stand zwar noch wie sonst mit ausgestreckten Krallen und gehobenem Schweif auf der steinernen Säule der Piacetta, über die Lagunen nach dem Lido und dem Meere hinüberschauend; aber man achtete seiner wenig mehr, und die stolze Flagge der sonst so gefürchteten Republik hatte längst aufgehört, die Beherrscherin der Adria und des Mittelmeeres zu sein.

Wie in allen ihrem Untergange zueilenden, einst durch die Herrschaft mächtigen Staaten stand grade zu jener Zeit das Laster und üppiges, zügelloses Leben auch hier in der höchsten Blüthe, indem man durch äußeren Glanz und maßlose Verschwendung die inneren Schäden zu verdecken sich bemühte.

Der Carneval Venedigs bildete den Sammelplatz nicht nur aller dem Vergnügen nachjagenden reichen Fremden, sondern zugleich denjenigen der europäischen Abenteurer und berühmten Courtisanen. Während dieser einem wilden Taumel gleichenden Zeit ging Alles maskirt, selbst der Nuntius des Papstes, und man begab

sich auch so in die Sitzungen des großen Rathes. Acht Opernhäuser waren geöffnet und das Hazardspiel feierte seine Orgien in zahlreichen Ridottis (Spielhäusern), in glänzenden Sälen an mehr denn sechzig großen Tafeln. Hier fand man Alle maskirt, Männer und Frauen aus den höchsten Ständen, neben zahlreichen Hetären und den abgefeimtesten Gaunern aller Länder. Zu diesem großen Stelldichein des zügellosesten Wohllebens hatte sich der Graf mit seiner damals noch jugendlichen Frau eingefunden. Sardonio trieb das Gewerbe eines Commissionärs, und außerdem einen Handel mit Gemälden, Kunstwerken und Alterthümern. Während der stillen Zeit, woran Venedig auch damals schon keinen Mangel litt, unternahm er Reisen, um seine Vorräthe zu ergänzen, die er in der Saison mit sehr großem Gewinn wieder losschlug.

Er galt in diesem Geschäfte für einen großen Kenner, überhaupt für einen klugen, gewandten und verschwiegenen Mann, der, in der Kunst des Restaurirens erfahren, es verstehe, Altes in Neues oder auch Neues in Altes zu verwandeln, je nachdem es sein Vorthail erheischte.

Seine Hauptthätigkeit fiel in die Zeit des Carnevals, und seine Geschäfte waren dann oft sehr verwickelter und delicateser Natur.

Dem Grafen empfohlen, wurde er von diesem aufgesucht und ihm bald unentbehrlich, denn jener, nach Venedig gekommen, um sich zu amüsiren, beabsichtigte, dies in der umfassendsten Weise auszuführen, und dazu bedurfte er eines sicheren, verschwiegenen und mit den örtlichen Verhältnissen genau bekannten Vertrauten.

Er erkannte bald, daß er in Sardoni diesen Mann gefunden habe, und dieser, mit der Gewandtheit und Schlaueit des Italieners seinen Vortheil benutzend, versäumte keine Gelegenheit, um den Grafen der erstrebten Genüsse theilhaftig werden zu lassen.

Derselbe verschwendete viel Geld, vernachlässigte seine Frau vollständig, welche dies mit ahnungsloser Hingebung ertrug und verwickelte sich bald in eine Menge mehr oder weniger pikanter Abenteuer.

So machte er auch eines Abends beim Spiel die Bekanntschaft einer Dame, deren ausgezeichnete Wuchs, feine Toilette und zurückhaltendes Benehmen ihm auffiel. Ihr Gesicht konnte er, der Maske wegen, nicht sehen, und folgte ihr daher, als sie den Saal am Arme einer männlichen Maske verließ, bis zur Piacetta, wo Beide eine Gondel bestiegen, welche, von zwei Gondolieris gerudert, rasch in der Dunkelheit verschwand.

Ogleich er sofort mit einer andern nachfuhr, gelang es ihm nicht, sie einzuholen.

Erst nach mehren Tagen der sorgfältigsten Nachforschungen sah er sie wieder am Arme desselben Mannes und setzte Sardoni auf ihre Fährte.

Dieser brachte die Nachricht: Die Dame sei eine reiche, verwittwete Marchese aus Neapel, angeblich zum Besuche, wahrscheinlich aber des Carnevals wegen nach Venedig gekommen, stehe in etwas zweifelhaftem Rufe, und mit einem jungen venetianischen Nobili in einem Verhältnisse, das wahrscheinlich zur Heirath führen werde. Dieser junge Nobili, ihr Begleiter, gelte für einen eben

so ausschweifenden, als gefährlichen Menschen, in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke durchaus nicht wählerisch. Da er außerdem mit den ersten Patrierfamilien, ja sogar mit dem Dogen selbst verwandt sei, müsse er, Sardoni, dem Grafen dringend rathen, jeden weiteren Versuch, sich der Marchese zu nähern, als gefährlich und mit dem Erreichbaren nicht im Verhältniß stehend, aufzugeben. Diese Warnung hatte jedoch, wie dies gewöhnlich der Fall ist, grade den entgegengesetzten Erfolg. Der Graf, keinesweges ohne Muth und in intriganten Angelegenheiten von einer festen und vor keinen Hindernissen zurückschreckenden Entschlossenheit, beharrte auf seinem Vorhaben, die Marchese, von deren Schönheit, da, er sie nun auch ohne Maske gesehen, er leidenschaftlich entbrannt war, näher kennen zu lernen.

Sardoni fügte sich mit Widerstreben und zog die Angelegenheit in die Länge. Dies hatte jedoch ebenfalls nur zur Folge, die Leidenschaft des Grafen noch mehr zu steigern. Sardoni vermittelte nun ein Rendezvous, in Folge dessen Beide sich mehrmals, wenn auch nur kurze Zeit an verschiedenen Orten sprachen. Endlich hatte die Marchese eingewilligt, den Grafen gegen Mitternacht bei sich zu empfangen. Geräuschlos glitt eine schwarze, festverschlossene Gondel von einem vertrauten Gondoliere gerudert, durch viele enge und finstere Canäle, und hielt endlich an einer kaum sichtbaren, unmittelbar am Wasser mündenden Thür. Diese wurde auf ein verabredetes Zeichen geöffnet, und der Graf verschwand geräuschlos in der dunkeln Oeffnung.

»Erwarten Sie mich, wie verabredet,« flüsterte er Sardoni zu.

Die Gondel lag bewegungslos, nachdem sie um einige Ruderschläge dem größeren Canal zu vorgerückt war, an der finsternen, feuchten, in das Wasser hinabreichenden Mauer, sich kaum davon unterscheidend. Es herrschte eine lautlose Stille, ein todtenähnliches Schweigen, wie fast immer in den Canälen Venedigs, selbst wenn sie belebt sind, nur zuweilen drang der ferne heisere Ruf: »*Giuè*« eines Gondoliers, wenn er um die Ecke eines Kanals bog, herüber, sonst deckte die Stille und die Finsterniß der Nacht diesen verborgenen Winkel.

Kurze Zeit darauf glitt eine andere Gondel auf dem größeren Canale, an welchem die Hauptfront des Palazzo lag, eben so geräuschlos dahin und blieb an der Mündung des engeren, die Seitenfront des Gebäudes begrenzenden halten. Sardoni entging dies nicht, aber er war überzeugt, daß seine eigene Gondel in der Finsterniß des engen Canales von der anderen nicht gesehen werden könne. Eine längere Zeit hielten beide Gondeln regungs- und geräuschlos, dann flammte plötzlich in der neu angekommenen ein helles Licht auf, den engen Canal und die hohen finstern, ihn begrenzenden Mauern hell beleuchtend, um eben so schnell wie es entstanden wieder zu verschwinden.

Sardoni hatte eine mit mehreren Männern angefüllte Gondel erkannt, und wußte jetzt, daß man die seinige ebenfalls erblickt und nur zu diesem Zwecke das helle Licht für einen kurzen Moment angezündet habe. Er,

oder vielmehr der Graf, wurde mithin beobachtet, die Folgen dieses Abenteuers konnten sehr ernst werden.

Er überlegte eine kurze Zeit, wie es für ihn gerathen sei, sich zu verhalten und zu handeln. Die Klugheit rieth ihm, den Grafen seinem Schicksale zu überlassen; es war vielleicht am besten für diesen, wenn er verhindert wurde, den Palazzo während der Nacht zu verlassen. Aber, – wie sollte er ihm von dem Vorgefallenen Kenntniß geben? Würde er nicht zur verabredeten Zeit erscheinen, und dann?

Leise wechselte Sardoni einige Worte mit dem Gondoliere, worauf die Gondel geräuschlos dicht an der Mauer in den engen Canal zurückglitt. Unfern der Stelle, wo sie gehalten, befand sich eine Nische, worin früher ein Heiligenbild gestanden haben mochte, dort stieg Sardoni, mit der Oertlichkeit genau vertraut, aus, stellte sich in die Nische, und dann verschwand die Gondel unter seinen Füßen in der Dunkelheit. Es herrschte in der undurchdringlichen Finsterniß wieder die tiefste, durch kein Geräusch unterbrochene Stille. So mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, während welcher Sardoni auf seinem, keinesweges beneidenswerthen Standpunkte zugebracht, als die Gondel eben so geräuschlos, wie sie verschwunden, wieder zurückkehrte.

Nachdem Sardoni sich leise in dieselbe hinabgelassen, überzeugte er sich zu seiner Befriedigung, daß die enge sargartige Bedeckung entfernt worden, und man jetzt ungehindert von einem Ende des schmalen Raumes bis zum

andern schreiten konnte, und daß sich außer dem Gondoliere noch drei andere, mit kurzen eisenbeschlagenen Stangen bewaffnete Männer in der Gondel befanden.

Es wurden nur wenige leise Worte gewechselt, dann fuhr die Gondel weiter und legte sich unmittelbar und fest an die kleine Thür des Palazzo, durch welche der Graf verschwunden war. Wieder vergingen zwei Stunden und die Nacht begann dem Ende zuzuneigen, der Graf schien sich bei der Marchese vortrefflich zu unterhalten; endlich öffnete sich leise die Thür und er trat hervor. In demselben Augenblick, wie auf ein verabredetes Zeichen, flammte das Licht wieder auf, ohne jedoch, wie das erste Mal, wieder zu verlöschen, und die andere Gondel schoß in den engen Canal. In derselben befand sich eine Anzahl maskirter und bewaffneter Personen. Einen Moment später: lautes Geschrei, Degengeklirr, Pistolenschüsse, der schwere Fall eines Körpers in das Wasser, dann das Wiederverlöschen des Lichtes und die eilige und ungehinderte Flucht der Gondel des Grafen in der Dunkelheit.

Die zunächst vorgenommene rasche Untersuchung ergab, daß der Graf, jedoch nicht gefährlich verwundet war; ein Degenstich durch den linken Arm, außer ihm noch einer der mitgenommenen Schiffer, ebenfalls anscheinend ungefährlich. Man beeilte sich vor allen Dingen, so schnell als möglich zu verschwinden, denn das Geschrei und das Schießen war weit durch die Stille der Nacht gehört worden, und der hohe Rath übte damals noch eine sehr unumschränkte und gefürchtete Polizei. Die Gondeln der Sbirren durchstreiften Tag und Nacht

die Canäle. Auch war mit Sicherheit anzunehmen, daß für die Angreifer der Kampf einen weniger günstigen Erfolg gehabt, der Fall eines Menschen in das Wasser ließ darauf schließen.

Schon sehr früh am andern Morgen, des Grafen Wunde war eben verbunden worden und er etwas eingeschlummert, erschien Sardoni, hastig berichtend, der junge Nobili sei todt, durch einen Pistolenschuß in die Brust getödtet und so eben aus dem Canale, worein er gestürzt, herausgezogen. Nur der Graf habe sich der Pistolen, einer sonst in Venedig bei derartigen Gelegenheiten wenig üblichen Waffe, bedient. Der Fall werde sehr großes Aufsehen erregen und wenn auch der Doge Manini ein Patricier aus neuer Familie sei, so werde er grade um so mehr den Tod seines Verwandten an dessen Mörder rächen. Wolle der Graf daher nicht einen Gang über die *Ponte de sospiri* und die Bekanntschaft der Bleikammern oder der unterirdischen Staatsgefängnisse machen, so heische es die eiligste Flucht, noch sei sie vielleicht ausführbar.

Drei Stunden später befand sich der Graf mit seiner Frau bereits in Maestre, wohin er auf einer schlechten Fischerbarke gefahren; dort, sogleich Courierpferde nehmend, gelangte er über die Grenze der venetianischen Republik, ohne von der ihm nachgesandten Verfolgung erreicht zu werden.

Obgleich Sardoni's Betheiligung an dem geschilderten Vorfalle nicht zu erweisen war, so ruhte doch ein so schwerer Verdacht auf ihm, daß er bei dem Standpunkt

der venetianischen Rechtspflege es vorzog, ebenfalls zu verschwinden, was bereits wenige Tage nachher, nachdem er seine Kunstsachen in Sicherheit gebracht, geschah. In Wien traf er mit dem Grafen, ihrer Verabredung gemäß, wieder zusammen, begleitete ihn, nach längerem gemeinsamen Aufenthalte daselbst, nach Radowa und blieb von jener Zeit an sein Vertrauter, besonders in allen verwickelten geschäftlichen Angelegenheiten, woran niemals ein Mangel.

ZEHNTES CAPITEL. EHELICHE ZWIEGESPRÄCHE.

Der geneigte Leser wird durch diese kurze Schilderung eines früheren Abenteuers des Grafen zugleich in den Stand gesetzt worden sein, den Charakter desselben etwas näher kennen zu lernen. Die glatte, bestechliche Außenseite verbarg, wie dies häufig der Fall, tiefe und ungezähmte Leidenschaften, und die dunkeln, fast immer wohlwollend und freundlich blickenden Augen wurden zuweilen zum Spiegel eines festen und unbeugsamen Willens.

Er war siebenzehn Jahre verheirathet, und seine Frau zählte jetzt grade doppelt so viel Jahre, als sie deren in der Ehe mit ihm zugebracht. In einem Kloster zu Prag erzogen, war sie fast unmittelbar aus demselben, in ihren Anschauungen noch ein Kind und körperlich ebenfalls nicht vollständig entwickelt, nach den Wünschen oder besser nach den Befehlen ihrer Eltern, dem damals bereits hoch in den Dreißigen stehenden Grafen angetraut worden.

Eine schlanke Blondine, mit blendendem Teint, sanften Augen, wundervollen Haaren und zarten Gliedern, machte sie auch noch längere Zeit nach ihrer Verheirathung den Eindruck einer aus dem Kindesalter sich entwickelnden Jungfrau, und hätte eher für des Grafen Tochter, als für seine Frau gelten können. Ohne schön zu sein, besaß sie ein regelmäßiges Gesicht, bestechende, aber wenig Geist verrathende Augen und ein schüchternes Wesen.

Es gibt Frauen, deren Blüthe in eine spätere Lebensperiode fällt, als dies nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge der Fall ist. Es hängt dies mit der geistigen Entwicklung zusammen, welche in der Jugend zurückgehalten durch die dazu vorhandene Befähigung erst später zur Reife gelangt. Denn die Schönheit des Weibes wird immer bedingt durch den ihm innewohnenden Geist und bleibt ohne dieselbe ein kaltes, todttes, kaum die Sinne des Mannes anregendes Bild.

Die junge Gräfin besaß aber von Natur das, was man Geist nennt, eine hinreichende Gabe natürlichen Verstandes, nur mangelten ihr Lebenserfahrung und Bildung. Neben dem Grafen war sie ein Kind, und er behandelte sie auch so. Da er die äußere Form nie verletzte und wenig Mühe nöthig hatte, um ihr argloses, ihm vertrauendes Gemüth zu täuschen und in steter Täuschung zu erhalten, so lebten sie anscheinend vollkommen glücklich. Die Geburt einer Tochter, welche ein Jahr nach ihrer Verheirathung erfolgte, erhöhte dasselbe noch mehr für

sie, während er sichtlich über die nicht erfüllte Hoffnung auf einen Sohn verstimmt war.

Er machte vielfache Reisen, hielt sich oft längere Zeit in Prag oder Wien auf, ohne seine junge Frau mitzunehmen, oder ein Verlangen in ihr hervorzurufen, ihn zu begleiten. Die Ehe währte in dieser Weise bereits sieben Jahre, ohne daß die Hoffnungen auf einen Sohn sich erfüllten. Erst dann wurde zur großen Freude des Grafen ein Sohn geboren, unmittelbar vorher war die Katastrophe in Rudin eingetreten, wo des Grafen jüngerer Bruder, ebenfalls seit einigen Jahren verheirathet, lebte. Während seiner Abwesenheit brach auf dem Schlosse Nachts Feuer aus, mit solcher Schnelle um sich greifend, daß die Bewohner kaum das nackte Leben zu retten vermochten. Des Grafen zwei Jahre alte Tochter schlief bei einer Wärterin. Als die Gräfin durch die schon brennende Treppe unten auf dem Hofe anlangte, vermißte man die Wärterin und das Kind. Ohne sich abhalten zu lassen, stürzt die Gräfin in das brennende Gebäude zurück; noch einmal erblickt man sie oben an einem von Rauch und Flammen umgebenen Fenster – sie hält das Kind in den Armen – dann verschwindet sie und bald darauf stürzen die Mauern, hohe Feuergarben in den dunkeln Nachthimmel emporschleudernd, zusammen. Erst beim Aufräumen des Schuttes werden wenige verkohlte Ueberreste der so schrecklich Umgekommenen gefunden.

Von diesem Unglücksschlage hatte sich des Grafen Bruder, welcher mit leidenschaftlicher Liebe an seiner Gattin und seiner Tochter gehangen, nie mehr erholt. Der

Ausbruch der wildesten Verzweiflung warf ihn zuerst auf das Krankenbett, von dem er nach einem halben Jahre zwar erstand, aber mit umnachtetem Geiste. Die lichten Momente verloren sich immer mehr und er versank endlich in jenen bejammernswerthen Zustand, worin ihn Sardonî gesehen.

Der Verkehr zwischen den beiden Brüdern, welcher niemals ein lebhafter gewesen, hörte nun fast ganz auf, und der Graf beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit Erkundigungen einzuziehen. Hierzu wurde er, wie wir gesehen haben, weniger durch brüderliche Theilnahme, als durch die Aussicht, den Gestorbenen zu beerben, bewogen. Der jüngere Bruder hatte, während dem älteren das Majorat zugefallen, nach dem väterlichen Testamente das ganze Allodial-Vermögen¹ erhalten, deren Revenüen sich auf mindestens zehn Tausend Gulden beliefen und in den letzten Jahren nur zu einem sehr geringen Theile verausgabt worden waren. Im Besitze dieser Güter und mit der Befugniß, frei und ungehindert darüber zu verfügen, konnte der Graf allerdings mit Leichtigkeit seine eigenen, tief verschuldeten Vermögensverhältnisse wieder regeln und seine Gläubiger befriedigen.

Je älter die Gräfin wurde – sie hatte zwei Jahre später noch einen Knaben geboren – um so schöner schien sie zu werden. Es war dies eine auffallende, für den Grafen jedoch keineswegs unangenehme Erscheinung. Sie war vorzugsweise nach der venetianischen Reise, der ersten,

¹Lehensfreier Besitz.

welche die Gräfin gemacht, eingetreten. Es schien, als sei ihr Geist, indem er andere ihr unbekannte Gegenstände, Verhältnisse und Menschen kennen gelernt, aus seinem Schlummer erwacht. Wie ein belebender Hauch spiegelte sich dies in ihren Zügen ab, ihr ganzes Wesen veredelnd.

Ihre Augen, bis dahin zaghaft und unsicher, erhielten einen klaren und bewußten Ausdruck, um den Mund lag nicht mehr wie sonst ein hingebendes, halbverlegenes Lächeln, sondern eine freundliche gehaltene Ruhe, und wenn er sich öffnete, um zu reden, flog ein geistiger Hauch über ihr Gesicht, die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Hörenden fesselnd.

Sie hatte aufgehört, wie die meisten Frauen zum Spielzeug der Männer zu gehören; Jeder, der mit ihr in Berührung kam, empfand dies, der Geistvolle, um sich angezogen, der Beschränkte und Rohe, um sich unheimlich zu fühlen und sie bald wieder zu meiden.

Sie war eine in sich selbst abgeschlossene, kluge, die Verhältnisse klar erkennende Frau geworden. Von den vielfachen Untreuen ihres Mannes unterrichtet, verrieth sie diese Kenntniß nicht durch die entfernteste Andeutung, noch suchte sie ihn in seinen Neigungen zu beschränken. Wenn sie ihn jemals geliebt hatte, so war diese Liebe durch die ihr gewordene Erkenntniß völlig erloschen.

»Du wirst wirklich mit jedem Tage jünger, Amalie,« scherzte der Graf, als sie bald, nachdem Sardoni ihn verlassen, in sein Zimmer trat; »ich glaube, Du besitzest die

Geheimnisse der Ninon de Lenclos. Wie alt bist Du jetzt eigentlich?«

»Heute vor siebenzehn Jahren war unser – Hochzeitstag – Du hast es gewiß wieder vergessen, sonst hättest Du mir vielleicht gratulirt – aber Du kannst Dir mein Alter darnach selbst berechnen: 18 und 17 macht 35. Solche einfache Exempel löst schon unser kleiner Paul mit Leichtigkeit.«

»Ich habe Deinen Vorwurf verdient,« entschuldigte der Graf, ihre Hand küssend, – »Du mußt deshalb nicht zürnen, – ich habe jetzt vielerlei Gedanken und Sorgen. Wie steht es mit Deiner Reise nach Prag? Hast Du noch immer die Absicht, Manuela abzuholen?«

»Du hieltest es für angemessen, wenigstens glaubte ich Dich so verstanden zu haben; entspricht es nicht mehr Deinen Wünschen, so kann ja Jemand anders zu ihrer Begleitung geschickt werden.«

»Nein, nein, es ist mir ganz genehm, – wen sollten wir auch sonst senden?«

»Nun, das dürfte keine weiteren Schwierigkeiten haben, und würde sich leicht arrangiren lassen.«

»Weshalb solltest Du nicht reisen, vorausgesetzt, daß es Dir Vergnügen macht.«

»Das Vergnügen kann hierbei wohl wenig in Betracht kommen; es handelt sich darum, unsere Tochter sicher und ihrem Stande gemäß aus der Pension abholen und hierher begleiten zu lassen.«

»So laß es denn bei unserer Abrede verbleiben, und ordne das Weitere an. Vier Pferde sollen zum Relais

auf den halben Weg vorausgehen, zwei berittene Jäger Dich begleiten, damit es Dir nicht an männlichem Schutz fehlt.«

»Habe die Güte, das Alles selbst zu befehlen, ich werde jeder Deiner Anordnungen genau nachkommen. Aber vielleicht entschließt Du Dich, selbst mitzufahren?«

»Ich? Wie kommst Du darauf? Genügt es nicht, wenn die Mutter selbst kommt, um die Tochter in Empfang zu nehmen?«

»Darüber kann kein Zweifel obwalten. Ich dachte nur, – es wäre vielleicht eine angenehme Zerstreuung für Dich.«

»Zerstreuung? Ach, liebes Kind, an Zerstreuungen leide ich keinen Mangel, meine Geschäfte sorgen dafür.«

»Ich weiß, daß Du jetzt viel beschäftigt bist, wenigstens ist Deine Zeit sehr in Anspruch genommen, aber ich dachte, Du könntest vielleicht Deinen kranken Bruder in Rudin einmal besuchen.«

»Wie kommst Du auf die sonderbare Idee?« fragte der Graf, sie forschend ansehend.

»Wie ich darauf komme,« erwiderte sie unbefangen, »aus dem einfachen Grunde, weil man es auffällig finden könnte, daß ein Bruder den anderen, wenn er so krank ist wie dieser, nicht besucht und ihm seine Theilnahme beweist.«

»Mein Besuch kann ihm nichts nützen, denn er würde mich gar nicht erkennen, und was meine Theilnahme

betrifft, so habe ich diese erst dadurch an den Tag gelegt, daß ich Sardoni hingesandt und mich nach seinem Befinden habe erkundigen lassen.«

»Handele ganz nach Deinem Ermessen; mir scheint es jedoch, daß grade deshalb, weil Du nicht nur sein Bruder, sondern auch sein einziger Erbe bist, Deine persönliche Anwesenheit in Rudin geboten wäre.«

»Weshalb meinst Du das?« fragte der Graf mit unruhiger Miene; »glaubst Du, es könnte mir Nachtheiliges daraus erwachsen?«

»Es wäre immerhin möglich, aber das meinte ich nicht.«

»Nun, was meinst Du denn eigentlich?«

»Daß es zu ungünstigen Urtheilen über Dich führen muß,« erwiderte sie mit ruhiger Gleichgültigkeit, »wenn Du Dein bisheriges Verhalten gegen Deinen Bruder fortsetzest. Eine herzliche brüderliche Liebe hat zwischen Euch nie bestanden; Ihr verkehrtet wenig mit einander, als er noch gesund war, – aber ein so schreckliches und trauriges Geschick, wie ihn getroffen, dürfte wohl geeignet sein, an sich unerhebliche Familienstreitigkeiten erlöschen zu machen – oder sie müssen einen tieferen, unbekannten Grund haben.«

»Du ergehst Dich in wirklich thörichten und mich kränkenden Redensarten,« entgegnete er mit einer ihm sonst nicht eigenen Heftigkeit, »was soll ich in Rudin? Was kann ich ihm nützen? Ihm, der Niemand mehr erkennt und der nur noch in rein thierischer Weise fortvegetirt? Weshalb suchst Du den Schmerz und die Trauer, die ich

darüber empfinde, durch Deine unverdienten Vorwürfe noch mehr zu steigern? Habe ich nicht so der Sorgen und Unannehmlichkeiten genug?«

»Das lag keinesweges in meiner Absicht,« erwiderte sie mit einem anmuthigen, spöttischen Lächeln, welches ihren Zügen einen erhöhten Reiz verlieh, – »ich dachte allein an die öffentliche Meinung, an das Urtheil der Menschen, welche diese Sorgen und Schmerzen nicht kennen.«

»Pah, was kümmert mich die öffentliche Meinung!«

»O! sie kümmert Dich sehr viel; mir, Deiner Frau, wirst Du daraus doch kein Geheimniß machen. Ist dieser ganze fürstliche Aufwand, der uns umgibt, nicht mehr der Menschen, als unseretwegen da? Steht der Genuß und der Vortheil, den wir selbst davon haben, mit den Ausgaben und Entbehrungen im richtigen Verhältniß?«

»Das erfordert die Ehre und die Würde unseres Standes, unserer Familie.«

»Eben diese dürfte auch Deinen Besuch in Rudin erfordern, – doch ich bin weit entfernt, Dir meine Ansicht aufdrängen zu wollen, und bitte Dich um Entschuldigung, wenn ich durch die Kundgebung derselben vielleicht bei Dir eine unangenehme Empfindung erzeugt habe. Ich werde also mit Deinem Einverständniß meine Vorbereitungen zu der Prager Reise treffen und denke, sie morgen in aller Frühe anzutreten.«

»Thue das, mein Kind, wir werden das Weitere noch verabreden, die Einrichtung von Manuela's Zimmer ist beendet, ihrer Rückkehr steht nichts entgegen, und ich

freue mich darauf, denn sie wird Frohsinn und Heiterkeit im Gefolge haben.«

»Sie hat Recht,« sagte er, nachdem er wieder allein war, vor sich hin, »wie sie überhaupt in vielen Dingen jetzt das Richtige zu erkennen beginnt, – es wird nothwendig sein, daß ich selbst einmal nach Rudin reise, und zwar so bald als möglich. Mag es mir schwer werden, ich habe Schwereres vollbracht und werde auch hiermit zu Ende kommen. – Ah, Sardoni,« rief er dem eintretenden und meldenden Lakaïen zu, »hat also schon nachgedacht? – lasse bitten.«

»Herr Graf,« sagte der Italiener, ohne der Einladung zum Sitzen Folge zu leisten, ich werde –«

»Sie haben nachgedacht,« unterbrach der Graf, »und das Resultat?«

»Ich werde das Geld schaffen, in acht Tagen wird Ihnen die Summe zur Verfügung stehen.«

»Ich habe an Ihrer bewährten Erfindungsgabe nicht gezweifelt,« rief der Graf erfreut; »wie und von wem?«

»Lassen Sie das mein Geheimniß bleiben.«

»Ein Geheimniß? Aber die Bedingungen?«

»Ich bitte, einen Wechsel, zahlbar nach einem Jahre, auf die Summe auszustellen und den Namen des Gläubigers darin offen zu lassen.«

»Einen einfachen Wechsel auf dieselbe Summe?« fragte der Graf erstaunt. »Und die Zinsen?«

»Die gewöhnlichen.«

»Sie sind ein Zauberer, Sardoni, ein Tausendkünstler – aber weshalb das Geheimnißvolle?«

»Es ist eine unabweisbare Bedingung.«

»Meinetwegen – hier ist der Wechsel.«

»Dann bitte ich, mich wieder auf kurze Zeit zu beurlauben, denn ich muß abermals nach Prag.«

»Abermals nach Prag?« fragte überrascht der Graf, »allerdings, wo anders sollten Sie die Summe auftreiben. – Das trifft sich vortrefflich, lieber Sardoni, meine Frau reist morgen ebenfalls nach Prag, um unsere Tochter abzuholen. Wollen Sie dieselbe begleiten, ihren *cavalière servente*, ihren Reisemarschall machen? so würden Sie meinen vielen Verpflichtungen gegen Sie eine neue hinzufügen.«

»Der Herr Graf haben ganz über mich zu befehlen, und es wird mir wie immer zur hohen Ehre gereichen, Ihrer Frau Gemahlin meine geringen Dienste widmen zu können.«

»Ich danke Ihnen, danke Ihnen in doppelter Weise, und eile, meiner Frau diese ihr gewiß sehr angenehme Mittheilung zu machen.«

ELFTES CAPITEL. BEI DEN URSULINERINNEN.

»Du wirst Deine Buße sogleich beginnen, Dich in Deine Zelle begeben und dieselbe heute nicht mehr verlassen,« sagte in ruhigem, aber befehlendem Tone die Aebtissin eines Ursuliner-Klosters zu einem mit trotzigem Mienen vor ihr stehenden jungen Mädchen. »Wenn Du noch länger zögerst und Deinen Ungehorsam fortsetzest, werde

ich die Strafe verdoppeln,« fuhr sie fort, als die Angeredete noch immer regungslos mit gesenkten Augen und die Lippen fest auf einander gepreßt dastand.

»Was habe ich denn gethan?« fragte sie in schluchzendem Tone, dabei jedoch die Aebtissin mit zornigem Ausdrucke fest ansehend.

»Was Du gethan hast, weißt Du. Dein Benehmen während des Spazierganges war wieder unangemessen und auffällig, Du hast laut gesprochen und gelacht und bist sogar aus der Reihe herausgetreten und vor einem Bilderladen längere Zeit stehen geblieben.«

»Es war ein schönes Bild, der junge Erzherzog Carl zu Pferde, wie er die Truppen in das Gefecht führt; ist es etwa eine Sünde, dasselbe zu betrachten?«

»Es ist eine Sünde, ungehorsam zu sein, und Du warst es, indem Du die Reihen Deiner Genossinnen verließest.«

»Ich bin keine Novize, ich werde keine Nonne. Gewiß nicht, nie und niemals,« setzte sie lauter redend hinzu, »während sich um ihren reizenden Mund ein verächtliches Lächeln legte, – »ich werde das Kloster in wenigen Tagen verlassen und kann dann Bilder sehen, soviel es mir beliebt.«

»Für diese Deine Ueberhebung und Deinen Trotz von neuem kennzeichnende Aeüßerung wirst Du heute fasten, die Nacht in der Kirche zubringen und auch morgen in Deiner Zelle eingeschlossen werden.«

»Es thut mir leid,« fuhr die Aebtissin fort, während das junge Mädchen mit unveränderter trotziger Miene, nur vor innerer Erregung zuweilen krampfhaft aufzuckend,

dastand; »es thut mir leid, daß meine Lehren und Ermahnungen bei Dir auf so schlechten Boden gefallen sind, und daß Du sie mit Undank vergiltst. Mit schwerem Herzen werde ich Dich scheiden sehen, denn Du hättest große Anwartschaft, glücklich zu werden, wenn Deine Vorzüge, welche Dir Gott der Herr in Gnaden verliehen, nicht durch Deine großen Fehler verdunkelt würden.

»Geh jetzt. Denke reiflich und ernstlich über Dich nach. Bereite Dich in Deinem Herzen und in Deinem Gemüthe vor, den langjährigen stillen Aufenthalt Deiner Kindheit zu verlassen und in die Welt zu treten, welche vor dem Unerfahrenen und Begehrlichen im schimmernden und verlockenden Gewande dasteht, aber Keines Hoffnungen und Erwartungen jemals zu erfüllen vermocht hat. – Auch Dir wird diese Erkenntniß und Erfahrung zu Theil werden,« setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, mit mildem und traurigem Ausdrücke das junge Mädchen ansehend.

Während dieses ihre Augen erhob, begegneten sich Beider Blicke; in den Zügen des jungen Mädchens trat eine plötzliche Aenderung ein, Reue und Beschämung an die Stelle des bisherigen Trotzes, – leidenschaftlich stürzte sie sich vor die Aebtissin nieder, ergriff deren Hände und bedeckte sie mit Thränen und Küssen.

Diese ließ eine kurze Zeit vorübergehen, dann hob sie den schönen Kopf des jungen Mädchens empor, von dem sich die klösterliche Haube gelöst hatte, und küßte sie leise auf die jetzt von einem reichen Schwall goldblonder Locken umwallte Stirn.

»Geh jetzt, Manuela,« sagte sie milde, »thue, wie ich Dir geheißsen, übe Dich in der Demuth und Entsagung, und vergiß es auch später nicht, wenn Du den Regeln und dem Zwange unsers Klosters enthoben sein wirst.«

Das junge Mädchen erhob sich langsam, die Thränen perlten noch an ihren langen Wimpern, und der Schmerz kennzeichnete sich auf ihren schönen, beweglichen, kindlichen Zügen. Der Trotz war ganz davon verschwunden, und langsam, gebeugten Hauptes verließ sie schweigend das Gemach.

Ihre Zelle, welche sie bald daran betrat, zeigte eine einfache klösterliche Einrichtung. Während sie in dem bekannten engen Raume umherblickte, schien sie von Reue, Schmerz und kindischem Zorne bewegt und der letztere in ihrem Herzen die Oberhand zu gewinnen.

Fast gewaltsam entledigte sie sich des klösterlichen Gewandes und stand dann in dem Unterkleide tiefaufathmend da, eine schlanke hochaufgeschossene, halb dem Kindes-, halb dem jungfräulichen Alter angehörende Mädchengestalt. Einer Rosenknospe gleichend, bei welcher durch die grüne Umhüllung der Hoffnung das erste verrätherische Roth des Verlangens blickt. –

Sie warf sich leidenschaftlich vor ihrem Betpulte nieder, über welchem an der weißgetünchten Wand das Bild des Erlösers hing, und beugte die Stirn tief bis auf die gefalteten Hände. Die von der Heftigkeit ihrer Bewegung völlig gelösten Haare fielen bis zur Erde hinab und umgaben sie, wie ein goldener durchsichtiger Schleier.

Ihre jugendliche Brust hob und senkte sich rasch, bewegt von leidenschaftlichem Weh, als ob ein großer Schmerz, ein schwerer Schlag des Geschickes sie getroffen. So lag sie längere Zeit, dann hob sie plötzlich lauschend den Kopf empor und richtete spähend die Augen, an denen noch die Thränen hingen, auf das geöffnete Fenster. Dasselbe ging nach dem Garten des Klosters hinaus, die Blätter einer alten Linde, in welcher die Vögel zwitscherten und mit einander verkehrten, reichten bis dicht an dasselbe hinan.

Einem lauschenden Rehe gleich, den schlanken Hals weit vorgebeugt, stand sie jetzt am Fenster und spähte durch das Laub des Baumes in den Garten hinab.

»Ah, sie spielen, sie spielen Federball, – sie sind fröhlich und heiter, und ich – ich muß hier allein und verlassen sitzen, ganz allein, nur weil ich ein Bild angesehen habe! Und fasten soll ich auch noch,« setzte sie in weinerlichem Tone hinzu, »heute, grade heute, wo das Frühstück wieder so erbärmlich war! – Es ist schrecklich, o, es ist empörend, – aber Gott sei Dank, Gott sei Dank, – bald werde ich erlöst sein!«

Die Thür öffnete sich und eine dienende Schwester trat ein.

Sie fuhr bestürzt, als ob sie bei einem Unrechte ertappt worden, vom Fenster zurück und stand beschämt und tief erröthend da, in dem Bewußtsein, des klösterlichen Kleides zu entbehren.

Die dienende Schwester schien dies nicht zu beachten.

»Die Frau Aebtissin wünscht Sie zu sprechen,« sagte sie in dem gleichgültigen Tone einer gewöhnlichen Benachrichtigung, »Sie sollen sogleich hinabkommen.«

»Die Frau Aebtissin? Ist etwas Besonderes vorgefallen?«

»Ich glaube, Ihre Frau Mutter ist angekommen, doch weiß ich es nicht gewiß, aber eine fremde Dame befindet sich im Sprechzimmer.«

»Meine Mutter! Meine Mutter,« jubelte Manuela mit stürmischer Freude auf, »sie ist da! sie ist da! Sie holt mich ab! Ach, welch ein Glück, welch ein Glück und gerade heute!«

Eilig zog sie das Klostergewand wieder an, ordnete ihr gelöstes Haar, setzte die Kapuze auf und stürmte aus dem Zimmer fort.

Unten im Sprechzimmer befanden sich die Aebtissin und die Gräfin im angelegentlichen Gespräch. Es war Vieles, was zwischen der Mutter eines jungen Mädchens, welches Jahre lang in dieser Anstalt zugebracht, und der Oberin und Leiterin derselben zu fragen und zu beantworten blieb, und die beiden Frauen waren noch in diese Unterhaltung vertieft, als Manuela eintrat.

Mit dem Ausrufe: »Meine geliebte, theure Mutter!« stürzte sie auf diese zu, umschlang sie leidenschaftlich und erstickte sie fast mit ihren Liebkosungen und Küssen.

Es währte eine längere Zeit, ehe der erste, durch das Wiedersehen entstandene Sturm der Gefühle sich so weit gelegt hatte, um einer ruhigeren Unterhaltung Platz zu

machen. Auch die Gräfin blickte mit mütterlichem Stolz und freudiger Ueberraschung auf die sich so herrlich entwickelnde Schönheit ihrer Tochter, welche sie von ihren Kindern vorzugsweise liebte.

»Wie ich Dir geschrieben, mein Kind, bin ich gekommen, um Dich abzuholen,« sagte sie, während Manuela ihre Hand fest umschlungen hielt; »Du wirst den Ort, wo Du drei glückliche Jahre verlebt hast, verlassen und wieder in Dein väterliches Haus zurückkehren.«

»Ja, ja, liebe Mutter, – ach, wie sehr freue ich mich.«

»Wir haben bereits das Nöthige verabredet, die Frau Aebtissin und ich, meine Zeit ist gemessen; Du mußt heute noch von hier Abschied nehmen.«

»Noch heute,« wiederholte freudig Manuela.

»Die Frau Aebtissin ist so gütig gewesen, mich zu Mittag einzuladen, bereite demnach Alles vor, damit wir nach Tische, wenn die Frau Aebtissin es erlaubt, aufbrechen können.«

»Sie sind sehr rücksichtsvoll,« bemerkte diese freundlich, »ich habe nichts mehr in dieser Hinsicht zu erlauben. Ihr Fräulein Tochter, das Sie uns zur Pflege und Erziehung anvertraut, gebe ich Ihnen zurück, in dem beruhigenden Bewußtsein, in diesen drei Jahren nichts unterlassen zu haben, was nöthig erschien zur Pflege und zum Gedeihen ihres Körpers, zur Ausbildung ihres Geistes und, was die Hauptsache bleibt, zur Veredelung ihres Herzens und ihrer Seele.

»Sie aber, liebe Manuela, gehen Sie jetzt, legen Sie die klösterliche Tracht ab, welche Ihnen oft so lästig gewesen,« setzte sie mit einem wohlwollenden Lächeln hinzu, »wir werden noch einmal zusammen speisen, – Sie bereits als unsere Gästin, – und dann – dann wollen wir Abschied nehmen.«

Manuela hatte während dieser liebevollen Worte der Aebtissin die Hand ihrer Mutter losgelassen und stand plötzlich bleich, bebend und mit gesenkten Augen da.

»Nein, nein!« rief sie dann, bald die Aebtissin, bald ihre Mutter flehend anblickend, – »nein, ich kann, ich darf heute das Kloster nicht verlassen! Ich habe gefehlt, – ich habe gesündigt, – ich bin ungehorsam – bin – bin – widerspenstig, trotzig gewesen, – die Frau Aebtissin, die mich, ach, nicht einmal mehr Du nennt, hat mir eine Buße auferlegt, – eine Buße, die ich erst sühnen werde, erst sühnen muß, und deshalb kann und darf ich heute das Kloster nicht verlassen.«

Die Gräfin blickte die Aebtissin überrascht und fragend an, diese aber wandte sich mit wohlwollender und bewegter Miene Manuela zu.

»Ich werde Dich Du nennen, mein Kind,« sagte sie, ihre zitternde Hand ergreifend, »so lange Du in diesen Mauern weilst, da Du es wünschest, – aber das mußt Du Dir jetzt vergegenwärtigen! Du hast aufgehört, zu den Unsrigen zu gehören. Unsere Gesetze und Ordnungen sind nicht mehr maßgebend für Dich, und die Bestrafung des kleinen Vergehens, dessen Du Dich schuldig gemacht, steht nicht mehr mir zu. Ich kann daher –«

»Seien Sie mitleidsvoll, seien Sie barmherzig,« unterbrach Manuela mit einem leidenschaftlichen Aufschrei, indem sie zu den Füßen der Aebtissin niedersank – »verstoßen Sie mich nicht, ehe ich meine hier begangene Sünde auch hier abgebußt habe, – ich würde für immer elend, – für immer unglücklich sein!«

»Mein Kind,« sagte die Aebtissin mit sichtlicher Rührung, »Dein geringes Vergehen ist durch Deine Reue gesühnt, ich vergebe es Dir und würde Dir jetzt die Strafe auch erlassen, wenn ich noch dazu die Befugniß besäße. Sei deshalb beruhigt,« fuhr sie fort, sie sanft aufhebend, »und verfall nicht von neuem in den Fehler des Ungehorsams, indem Du meinen Anordnungen länger widerstrebst. Auch innerlich nicht,« setzte sie hinzu, da Manuela's immer noch schmerzvoll bewegte Züge die Andauer ihres Seelenkampfes kennzeichnete, »Du würdest die letzten Stunden unseres gemeinsamen Beisammenseins dadurch trüben.«

»Nein, nein, das werde, das will ich nicht!« rief Manuela, leidenschaftlich und zärtlich der Aebtissin Hand küssend. »Ach, wie schmerzt es mich und wie bereue ich es, Sie jemals betrübt zu haben.«

Erst nach längerer und weniger beziehungsvoller Unterhaltung wurde sie ruhiger und ihre Gedanken nahmen mit der Lebhaftigkeit ihres Empfindens eine andere Richtung. Sie erhielt die Weisung, von ihren Genossinnen Abschied zu nehmen und die beiden Frauen blieben wieder allein, ihr durch Manuela's Eintritt unterbrochenes Gespräch fortsetzend.

»Sie ist ein sehr begabtes, aber von leidenschaftlichen Empfindungen beherrschtes Kind,« bemerkte die Aebtissin, »sie gleicht dem vom Winde bewegten Rohre, dem die Kraft des Widerstandes fehlt.«

»Sie ist noch sehr jung, ehrwürdige Frau, und wird sich auch diese Kraft mit Gottes Hülfe erwerben. Zeit und Erfahrung werden auch ihre Lehrmeisterinnen sein.«

»Erfahrungen werden oft theuer erkaufte,« erwiderte ernst die Aebtissin, »wir, die wir sie gemacht haben, können darüber nicht zweifelhaft sein. Je begieriger und leidenschaftlicher aber das Herz eines jungen Mädchens danach verlangt, um so nothwendiger und zugleich um so schwieriger ist es, sie davor so lange als möglich zu bewahren.«

»Und Sie glauben, daß dies bei Manuela der Fall sei?«

»Weshalb soll ich es Ihnen verschweigen, daß dies meine Ueberzeugung ist; ich halte es für die Erfüllung einer Pflicht. Sie verbindet mit großer körperlicher Schönheit einen lebhaften, für jeden Eindruck empfänglichen Geist, ein leicht erregbares, leidenschaftlich empfindendes Herz, und somit alle Eigenschaften, welche sie befähigen, auf der Bühne der Welt, in die sie jetzt aus diesen stillen Mauern austritt, eine hervorragende, glänzende Rolle zu spielen. – Möge der Segen und der Schutz Gottes sie auf all ihren Wegen begleiten!

»Zürnen Sie mir nicht, gnädige Gräfin,« fuhr die Aebtissin fort, als jene im ernstesten Schweigen verharrte, »daß ich mich in dieser Weise ausgesprochen; nur die Liebe zu Ihrem Kinde hat mich dazu veranlaßt.«

»Ich danke Ihnen auch dafür, wie ich Ihnen so Vieles zu danken habe,« erwiderte die Gräfin mit rückhaltsvoller Verbindlichkeit; »wie Sie richtig vorher bemerkten, ist die Erfahrung nicht ohne Erfolg unsere beiderseitige Lehrmeisterin gewesen, – an die Stelle der Erzieherin wird jetzt die Mutter treten und sich nach Kräften bemühen, der ersteren ebenbürtig zu werden.«

Diese Worte, in einem gemesseneren Tone gesprochen, enthielten zu sehr einen Anklang von Empfindlichkeit, um die Aebtissin das Gespräch in dieser Weise fortsetzen zu lassen.

Sie beendete es daher, indem sie die Gräfin einlud, die kurze Zeit bis zum Mittagessen zu einem Spaziergange in den Garten zu benutzen.

Manuela war nicht zu bewegen, die klösterliche Tracht früher, als bis zum Augenblicke des Scheidens abzulegen, und so nahm sie denn in derselben auch an dem letzten Mahle Theil, welches sie in den Räumen, wo sie drei Jahre zugebracht, und im Kreise ihrer Jugendgefährtinnen genießen sollte.

Sie aß fast gar nicht, kämpfte mit ihren Thränen und eilte immer wieder bald zu dieser, bald zu jener ihrer Freundinnen, um sie zu küssen, zu umarmen und sich dem Schmerze der Trennung hinzugeben. Ach, wie schön, wie herrlich kam ihr jetzt mit einem Male Alles hier vor! Die jungen Mädchen, ihre Gespielinnen, über die sie so oft gescherzt, gelacht und auch gespottet, waren ihr jetzt theure, geliebte Freundinnen, die verlassen

zu müssen ihre Seele mit bewältigendem Schmerze erfüllte. Die Erinnerungen der Vergangenheit, aller kleinen, kindischen Ereignisse wurden lebendig und umringten sie, riesengroß anwachsend und ihre Vorstellung beherrschend.

Aber so sehr sie auch bemüht war, den Augenblick des Scheidens hinauszuschieben, er erschien dennoch. Sie war hinaufgegangen zum letzten Male in ihre Zelle, und kehrte nach längerer Zeit mit verweinten Augen, und ohne ihren Thränen Einhalt thun zu können, im weltlichen Kleide zurück. Sie stürzte sich nochmals der Aebtissin zu Füßen, umfing ihre Kniee, küßte ihre Hände, und mußte endlich fast gewaltsam aus dem Kloster hinaus- und in den bereit stehenden Wagen getragen werden

ZWÖLFTES CAPITEL. MANUELA.

Den Abend brachten Mutter und Tochter auf ihren Zimmern im Gasthofe zu. Es währte längere Zeit, ehe Manuela, immer noch dem Eindrücke der Trennung von ihrem bisherigen Aufenthalte erliegend, zu einer ruhigeren und eingehenden Unterhaltung sich befähigte, dann aber, als sie die Zusage erhalten, am andern Tage noch einen Besuch im Kloster abstaten zu dürfen, wurde sie mittheilsamer und die Lebhaftigkeit ihres Empfindens kennzeichnete sich durch eine Menge von Fragen und beredte, ausführliche Darlegungen aus ihrer eigenen Vergangenheit. So einfach dieselbe an sich sein mochte, sie hatte dennoch Vieles daraus zu erzählen, und that dies

mit der Befähigung, Unbedeutendes, selbst Kindisches in fesselnder und anregender Weise darzustellen.

Zum Abendessen erschien Sardoni und bemühte sich, von der Gräfin zuvorkommend empfangen, die Unterhaltung angenehm zu beleben. Ganz gegen seine sonstige Schweigsamkeit und Zurückhaltung verstand er es, mit großer Gewandtheit auf den Ideengang und die Auffassungsweise Manuela's einzugehen.

Man verabredete den Plan zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt für den folgenden Tag, den man noch in Prag zubringen wollte, und Manuela war entzückt von der Hoffnung der ihr bevorstehenden, noch unbekannten Genüsse.

»Begib Dich jetzt in Dein Zimmer,« sagte die Gräfin, »und zur Ruhe, ich werde bald folgen; Sie, Herr Sardoni, bitte ich, noch eine kurze Zeit zu verweilen.«

Es wurde einer mitgebrachten Kammerzofe geklingelt, welche erschien, um die gnädige junge Comteß zu begleiten und zu bedienen, und Manuela verließ, sich in diese für sie ganz neue Ordnung mit Leichtigkeit findend, heiteren Grußes das Zimmer.

»Wir sind endlich allein,« sprach dann im leiseren Tone die Gräfin zu Sardoni, nachdem sich Beide wieder gesetzt hatten, »und Sie können mir jetzt mittheilen, wie es mit Ihrer, oder vielmehr mit unserer Angelegenheit steht.«

Die dunkeln Augen des Italieners blickten mit einem sanften hingebenden Ausdruck zu der Gräfin hinüber, während er diese in italienischer Sprache an ihn gerichtete Frage in derselben beantwortete.

»Es ist Alles geordnet, gnädige Frau, Sie haben nicht Ursache, sich deshalb in irgend einer Weise zu beunruhigen.«

»Wenn ich es aber dennoch thue, können Sie es mir verargen? Sie schaffen immer wieder Rath, finden immer wieder Mittel und Wege, um den sich steigernden finanziellen Verlegenheiten meines Mannes abzuhelfen, – für den Augenblick wenigstens; aber was wird schließlich das Ende sein?«

»Wir haben ja schon öfter darüber geredet, weshalb wollen Sie diese Sorgen nicht mir überlassen? Seien Sie fest überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen nicht täusche, – auch, daß ich Ihnen nichts vorenthalte, was Sie wissen müssen; sondern nur dasjenige, was ohne Nutzen ihre Ruhe stören würde.«

»Ich weiß, daß Sie mir treu ergeben sind, und dieses Bewußtsein, ich will es Ihnen nicht verhehlen, mildert die Schatten, welche die Zukunft verdüstern.«

»Lassen Sie diese Schatten ganz schwinden, gnädige Frau,« erwiderte er, ihre Hand ergreifend und sie rasch einen kurzen Moment mit den Lippen berührend, »die Zukunft wird in hellem Lichte für Sie erglänzen, – ich verbürge mich dafür. Und wenn ich mit meinen geringen Kräften zur Abwendung der Sie jetzt bedrohenden Uebel etwas beigetragen, so wird die Schuld gesühnt sein, der ich zu einer Zeit, wo ich Sie noch nicht kannte, Sie noch nicht hochschätzen und verehren gelernt hatte, verfallen bin.«

»Sie haben mir versprochen, von dieser Sache nie mehr zu reden,« erwiderte sie in leiserem Tone und mit gesenkten Augen. »Haben Sie derselben nicht Ihre eigene Existenz zum Opfer gebracht?«

»Meine eigene Existenz?« wiederholte er, mit einem leidenschaftlichen Blick, – »mein Leben, mein Dasein hat erst von jenem Tage an seinen Werth erhalten.«

»Sprechen wir nicht weiter darüber,« unterbrach sie, »es – es ist mir unangenehm, oder vielmehr es betrübt mich,« setzte sie mildernd hinzu, als sie seine schmerzvolle Miene sah und vor seinem bittenden Blicke den ihrigen abwandte; »es gibt viele unsere Seele bewegende Gedanken, welche wir nicht aussprechen dürfen, wenn wir auch der Stärke entbehren, ihnen den Einlaß zu verweigern. – Auf welche Weise haben Sie das Geld bekommen?« fragte sie mit verändertem Tone.

»Wir wollen darüber ebenfalls weiter nicht reden, ich darf mir dies von Ihrer Güte erbitten.

»Ich füge mich, – aber weshalb nehmen Sie nicht meine Diamanten?«

»Ich würde es nie und nimmer gethan haben.«

»Und doch machten Sie meinem Manne den Vorschlag.«

»Ich wollte ihn auf die Probe stellen.«

»Auf die Probe,« lächelte die Gräfin, »nun, er hat sie diesmal bestanden.«

»Gewiß, er hat sie bestanden,« wiederholte er hohnvoll, »und ich war so erfreut darüber, daß ich die Erneuerung derselben nicht versuchte.«

»Und wie wird es später, – jetzt, wo Manuela zurückkommt, wo unsere Ausgaben sich steigern?«

»Die Mittel sollen sich finden, – ich werde sie beschaffen. Die Hilfsquellen der reichen Herrschaft sind groß, auch muß, darin hat der Graf gewiß Recht, Ihr Herr Schwager bald sterben, – dann ändert sich Alles mit einem Schlage.«

»So wollen wir dies also hoffen,« sagte sie mit mildem herzlichen Tone, »denn für den Unglücklichen selbst ist es ja eine Erlösung. Schlafen Sie wohl, mein Freund – auf morgen.«

Er ergriff wieder ihre Hand, preßte einen langen Kuß darauf und verließ schweigend das Zimmer.

Am andern Morgen legte Manuela zum ersten Male die für sie angefertigten Kleider an. Sie machte zum ersten Male standesgemäße Toilette, was damals mit noch größerem Verbräuche von Zeit und Mühe verbunden war, obgleich die Eitelkeit und die Thorheit des weiblichen Geschlechts auch jetzt, wie immer, dafür sorgen, daß die Entstellungen der ihnen von der Natur verliehenen Schönheiten in maßloser und von einem Extrem zum andern überspringenden Weise sich wiederholen, je nach der Laune einer tonangebenden Pariser Modistin oder Hetäre.

Sie mußte es sich, vor einem großen Spiegel sitzend, gefallen lassen, daß ihr schönes Haar, dessen Reichthum kaum zu bewältigen war, in eine künstliche, fremdartige Form gebracht, ja sogar mit leichtem Puder bestreut wurde; sie mußte ein hohes enges Mieder anlegen, das ihre

daran nicht gewohnte jugendliche Brust zusammenpreßte und ihr das Athmen erschwerte und darüber eine zwar einfache, aber doch schwere blauseidene Robe anlegen und stand endlich, sich selbst eine fremde Erscheinung, laut auflachend vor dem Spiegel.

»Wenn sie mich so im Kloster sähen,« rief sie erröthend, – »ach, ich müßte mich schämen und ich thue es auch. Alle Menschen werden mich anstarren, – ich kann unmöglich so auf die Straße gehen.«

»Die gnädige Comtesse sehen reizend, entzückend aus,« bemerkte die Kammerfrau, »gestatten Sie noch diese Schleife –«

»Nein, nun ist es genug,« rief abwehrend zornig Manuela, – »ich lasse nichts mehr an mir machen, denn ich kann mich ohnehin kaum bewegen. Mein Gott, wie das so enge und wieder so überflüssig weit und schwer ist.«

»Die gnädige Comtesse werden Ihren Anzug verderben,« bat flehend die Kammerfrau, als sie sah, wie schonungslos diese mit den Erzeugnissen ihrer künstlerischen Bemühungen verfuhr, »und Ihre Frau Mutter werden glauben –«

Der Eintritt der Letzteren machte den weiteren Verhandlungen über Manuela's Anzug ein Ende. Sie musterte denselben, erklärte sich damit zufrieden, und benachrichtigte ihre Tochter, daß der Wagen bereit sei. Sie mußte noch eine leichte seidene Mantille umnehmen, da es wundervolles warmes Wetter war, – dann gingen sie hinab, geleitet von einem Diener in reicher Livrée und fanden unten die mit vier Pferden bespannte offene gräfliche

Equipage. Von dem Wirthe und dem Dienstpersonal mit tiefen Bücklingen bis vor die Thür escortirt, bestiegen sie dieselben und flogen im raschen Trabe dahin.

Zuerst wagte Manuela ihre Augen nicht aufzuschlagen. Erröthend und beschämt saß sie neben ihrer Mutter in der Ueberzeugung, alle Menschen müßten sie ansehen und über sie spotten. Das Erstere fand allerdings statt, die Vorübergehenden blieben sogar stehen, um dieser jugendlich blendend schönen Mädchenerscheinung nachzublicken, aber nicht Ausrufe des Spottes, sondern der Bewunderung wurden hörbar.

Allmählich verlor sich bei Manuela die Scheu und die bedrückende Empfindung, sie blickte auf, es kam ihr jetzt, auf den weichen Polstern des Wagens sitzend und rasch dahin rollend, Alles ganz anders vor wie sonst, als sie in der Reihe der Klosterzöglinge demüthig gesenkten Blickes durch dieselben Straßen gegangen war. Langsam fuhren sie über die schöne breite Moldaubrücke mit den vielen steinernen Heiligen und dann hinauf nach dem Hradschin.

Hier war sie noch nie gewesen; sie hatte noch nie die Stadt, in welcher sie drei Jahre gelebt, von einem höheren Standpunkte aus gesehen, noch nie war dies zauberhafte Bild vor ihren Blicken aufgerollt gewesen, mit dem wenig andere Städtebilder der Erde sich messen können.

Jetzt stand sie da und ihr entzücktes Auge blickte hinab auf die vielen im Glanze der Sonne unter ihr liegenden, alten, ehrwürdigen, malerischen Kirchen, auf das wirre große Häusermeer, auf die blaue Moldau, breit

über ein Wehr rauschend um, dann, nachdem sie der dunkle Reif der Brücke überspannt und sie die grünen Inseln mit der Zärtlichkeit einer Mutter umarmt hatte, in duftiger, bergiger Ferne zu verschwinden. Manuela stand regungslos, die Thränen zitterten an ihren langen, seidenen Wimpern, und dann warf sie sich, von dem Uebermaße ihrer Gefühle bewältigt, in die Arme ihrer Mutter.

»O! wie schön, wie herrlich das ist!« rief sie immer wieder, nachdem sie diese beruhigt hatte, – »ach und dort unten, dort, ich sehe es deutlich, dort liegt das Kloster! Wie klein es aussieht, auch die Kirche, die mir immer so groß vorkam.«

Es währte längere Zeit, ehe es gelang, sie zum Weitergehen und zur Besichtigung der anderen Merkwürdigkeiten zu bewegen. Ihre Theilnahme daran blieb gering; weder der Hradschin selbst, noch die Kirchen, diese am wenigsten, noch des Friedländers Palais und dessen Inhalt gewannen ihr ein Interesse ab, und sie war froh, als man endlich nach dem Baumgarten hinausfuhr, wo Sardonis das Diner bestellt hatte.

Hier in der freien Natur, unter dem Schatten der alten Bäume lebte sie wieder auf, und gewann sehr bald die frühere Lebhaftigkeit wieder, welche sich bis zur Ausgelassenheit steigerte, als sie zwei Gläser Champagner, ebenfalls zum ersten Male in ihrem Leben, getrunken hatte.

»Wenn sie jetzt Alle hier wären!« rief sie mit einem sehnsuchtsvollen Blick auf den sich vor ihnen ausbreitenden Rasenplatz, »wir könnten Federball spielen und uns einmal so recht nach Herzenslust umhertummeln.«

Man mußte ihr gestatten, eine kurze Zeit sich zu ergehen, während die Gräfin mit Sardoni im ernstesten Gespräche zusammen sitzen blieben. Gleichsam zu ihrer Abkühlung, denn ihre Wangen glühten von dem ungewohnten, wenn auch kaum nennenswerthen Genusse des Schaumweines, machte man noch eine längere Spazierfahrt, um dann den Abend auf der Färber-Insel – der jetzigen Sophien-Insel – zuzubringen.

Die alte finstere und doch so lebensfrohe, so fanatische und doch so üppige und vergnügungssüchtige Hauptstadt Böhmens war von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Musik. Weniger der ernstesten und erhabenen, als der fröhlichen und leichten. Es liegt dies im czechischen Volkscharakter, der im Rhythmus des Tanzes seinen musikalischen Ausdruck findet. Noch jetzt spielen auch die vorzüglichsten Musikchöre Böhmens und Oesterreichs am besten und fast allein gut Tänze und unleidliche Potpourris, das Andere kommt nicht in Betracht.

Die kaiserlichen Truppen standen damals am Rheine, oder in Tyrol und Steiermark, in Prag befand sich kein kriegestüchtiger Soldat und kein militärisches Musikchor, aber deshalb fehlte an jenem Abende auf der Färber-Insel dennoch nicht die Musik, obgleich es ebenfalls fast ausschließlich Tänze waren, welche sie spielte.

Wie strahlten Manuela's Augen, während die Rhythmen des Walzers, des Ländlers oder der Mazurka, zum ersten Male von einem großen Orchester ausgeführt, an ihr entzücktes Ohr schlugen. Ihr kleiner atlasbeschuhter Fuß bewegte sich, unter der Robe hervorblickend, in unaufhörlichem Tacte, oft demselben voraneilend, als ob sie die Musik zu rascherem Tempo anfeuern wollte.

»Schon jetzt?« rief sie mit schmerzlichem Ausdruck, als die Gräfin bemerkte, es sei Zeit zu gehen, da man morgen früh aufbrechen wolle.

»Noch ein Stück,« bat sie, und war glücklich, als ihr dies Verlangen gewährt wurde. Mit Widerstreben riß sie sich endlich los, dem Befehle ihrer Mutter folgend; ihre Gedanken aber weilten noch immer auf der erleuchteten, von der Moldau umflutheten Insel, von der die Musik wie ein ferner Gruß herüberklang.

Den nochmaligen Besuch im Kloster – hatte sie vergessen.

DREIZEHNTES CAPITEL. IN DER DORFSCHENKE.

Sardoni hatte, seinem Versprechen gemäß, das Geld für den Grafen beschafft und zu diesem Zwecke einen Theil seiner werthvollen Gemmen und antiken Goldsachen verpfändet, in dem von dem Grafen ausgestellten Wechsel aber seinen Namen eingeschrieben. So war diese Angelegenheit vorläufig geordnet; weder der Graf, noch die Gräfin wußten oder ahnten, daß der Erstere, dadurch Sardoni's persönlicher Schuldner geworden.

Die Sonne stieg am folgenden Morgen klar an dem wolkenlosen Himmel empor und übergieß die grünen Wellen des böhmischen Landes mit ihrem belebenden Lichte; die Berge erglänzten wie Smaragden in der Silberfassung der Bäche und Flüsse, unter dem duftigen Schleier des darüber blauenden Himmels.

Es war noch früh, als der gräfliche Reisewagen, mit vier Pferden bespannt und von zwei reitenden Jägern begleitet, an dem Hôtel vorfuhr. Zurückgeschlagen luden die schwellenden, seidenen Polster verlockend zum Einsteigen ein. Sardoni harrte an der geöffneten Thür; die Gräfin erschien im einfachen, aber eleganten Reiseanzuge, ebenso Manuela, gefolgt von zwei Kammerzofen.

Es währte einige Zeit, ehe die letzten Einrichtungen getroffen waren, die beiden Damen im Fonds, die Zofen auf dem Bocke und Sardoni auf dem Rücksitze des geräumigen Wagens Platz genommen. Der Letztere gab seine Absicht zu reiten erst auf, als die Gräfin ihn wiederholt zum Einsteigen aufgefordert, und dann rollte endlich der Wagen, von den tiefen Bücklingen des Hauspersonals begleitet, fort.

Der Weg führte durch die Altstadt wieder über die Moldaubrücke und den Hradschin in die Berge hinauf. Noch einmal lag die Stadt, wie eine eben aus dem Schlummer erwachte, noch mit der Morgentoilette beschäftigte Schöne vor ihren Blicken, noch einmal schauten sie hinab auf die im Sonnengolde erglänzenden Häuser und Thürme und auf die blaue Moldau, – dann bog der Wagen

mit rascher Wendung in einen, jede Aussicht verhindernden Hohlweg, und Manuela, deren Augen in zunehmender schmerzvoller Bewegung an diesem Bilde gehangen, bedeckte sie jetzt mit den Händen, in einem leisen Aufschrei zurücksinkend.

Es war ihr, während die Stadt, in welcher sie so lange gelebt, plötzlich ihren Blicken entschwand, als ob jetzt die Kindheit mit all ihren Freuden und Leiden von ihr scheide, zugleich erfaßte sie die Reue darüber, daß sie, wie sie es beabsichtigt, nicht noch einmal der Aebtissin und ihren Gefährtinnen Lebewohl gesagt.

Die Gräfin setzte mit Sardoni ein gleichgültiges Gespräch fort, ohne ihre Bewegung zu beachten; sie schien es für angemessener zu halten, sie sich selbst zu überlassen, um so besser mit ihren Empfindungen fertig zu werden. Diese Voraussetzungen erfüllten sich, denn das leicht bewegliche, noch ganz kindlich empfindende Herz Manuela's, durch die Abwechselung der Scenerie angeregt, gab sich bald wieder anderen und heiteren Eindrücken hin. Die Straße zog bergauf, bergab, durch Wald und Thal, weite Fernsichten und enge, beschränkte, liebliche Dorfidyllen aufrollend, wie dies Alles Böhmen in reichem Maße darbietet.

Der Tag wurde heiß, die Sonne brannte und man sehnte sich, den Ort zu erreichen, wo man die Relais-Pferde erwartete und man während des Mittags einige Stunden rasten wollte. Der Weg zog steil und steinig in mehrfachen Windungen eine Höhe hinauf, man war genöthigt,

langsamer zu fahren und entbehrte dadurch des bis dahin erfrischenden Luftzuges. Die Unterhaltung fing an zu stocken, von der eintretenden Ermüdung und Abspannung beeinträchtigt.

»Wird es noch lange dauern?« fragte ungeduldig Manuela, »bis wir da sind, ich möchte etwas gehen, da wir so langsam fahren.«

»Sie würden sich ohne Noth anstrengen und erhitzen, gnädiges Fräulein,« erwiderte Sardoni; »wir sind sogleich oben und können dann wieder rascher fahren, in einer Stunde werden wir an Ort und Stelle sein.«

»Noch eine ganze Stunde? Vor einer halben Stunde sagten Sie auch in einer Stunde, und wenn wir noch eine Stunde gefahren sind, dann –«

»Werden wir dort sein,« unterbrach die Gräfin, »Du mußt die Worte des Herrn Sardoni nicht absichtlich entstellen, überhaupt ein wenig mehr Geduld haben, mein Kind, es läßt sich Vieles im Leben nicht erzwingen. Nimm ein Beispiel an dem Wagen vor uns, es ist eine Extrapost und sie fährt doch langsamer wie wir.

Manuela's Aufmerksamkeit lenkte sich sofort auf den von ihrer Mutter bezeichneten Gegenstand.

»Es sitzt nur Ein Herr darin,« bemerkte sie nach einiger Zeit, während sie den jetzt ungefähr hundert Schritte vor ihnen fahrenden, ebenfalls offenen Wagen unausgesetzt betrachtete, »ich glaube ein Officier.«

»Das wäre eine seltene Erscheinung in der jetzigen Zeit.

»Das gnädige Fräulein haben sich nicht geirrt,« schaltete Sardoni ein, »es ist ein Officier, wir werden ihn bald näher betrachten können, wenn wir ihm vorbeifahren.«

Mit der Neugierde eines Kindes harrete Manuela dieses Augenblickes.

Endlich war die Höhe erreicht und die Pferde setzten sich wieder in Trab, aber auch die Extrapost fuhr jetzt rascher, und erst, als der Weg wieder zu steigen begann, gelang es dem besser bespannten gräflichen Wagen, sie einzuholen.

Zurückgelehnt in eine Ecke des Wagens, die Füße auf den Rücksitz ausgestreckt, saß darin ein Mann, ungeachtet der Hitze mit einem weiten, hechtgrauen Militärmantel bekleidet.

Als man dicht an ihm vorüberfuhr, sahen seine dunkeln Augen gleichgültig und theilnahmlos zu ihnen hinüber, ohne daß der unverhoffte Anblick der Damen eine Veränderung in seinen bleichen Zügen hervorgerufen hätte. Die kleine leichte Militärmütze, welche seinen Kopf bedeckte, blieb unberührt; ohne Gruß, ohne jede Bewegung, ohne seine halb liegende Stellung im Geringsten zu ändern, ließ er den gräflichen Wagen dicht an sich vorbeifahren, als ob es irgend ein gewöhnliches Bauernfuhrwerk gewesen wäre.

»Es war ein Officier,« bemerkte die Gräfin, nachdem sie einen kleinen Vorsprung erlangt hatten, »aber kein höflicher. Der Krieg verwildert diese Leute, macht sie roh und für gebildete Kreise fast nicht mehr zugänglich.«

»Er schien mir krank zu sein,« sagte entschuldigend Manuela, »er sah sehr blaß aus, vielleicht ist er verwundet.«

»Wie käme ein verwundeter Officier hierher? Seine Erscheinung ist überhaupt auffällig.«

Der jetzt rasch dahinrollende Wagen hatte bald den Ort ihrer vorläufigen Bestimmung erreicht. Sie fanden hier neue Pferde und ein vortreffliches Mahl, zubereitet von einem ebenfalls herbeordneten Koch, der alles dazu Erforderliche in einem besonderen Küchenwagen mitgebracht hatte.

Diese luxuriöse Anordnung des Grafen wurde von seiner Frau mit angenehmer Genugthuung aufgenommen, einmal, weil sie darin eine Aufmerksamkeit des Gatten erkannte, dann aber auch, weil sie in diesem an sich sehr ursprünglichen böhmischen Wirthshause sonst wahrscheinlich wenig oder gar nichts, ihren Ansprüchen Zusagendes erhalten haben würde.

Die Bedienten waren beschäftigt, den wenig einladenden Wirthstisch mit feinem weißen Damast zu bekleiden, mit schönem Porzellan, blinkendem Krystall und schwerem Silber zu bedecken, als die Extrapost vorfuhr und ebenfalls vor dem Wirthshause hielt.

Man hatte die Fenster der niedrigen Stube sämmtlich geöffnet, um frische Luft einzulassen und konnte daher draußen Alles genau sehen und beobachten.

Der Officier blieb auch jetzt, nachdem der Wagen still hielt, ruhig zurückgelehnt sitzen, ohne seine halb liegende Stellung zu verändern. Er sprach einige Worte mit

seinem Diener, der darauf in das Haus ging, die Thür des Zimmers öffnete, aber sogleich wieder schloß, nachdem er sich darin umgesehen. Er trat wieder an den Wagen heran und theilte, während der Postillon die Pferde ausspannte, seinem Herrn das Resultat seiner Recognoscirung mit.

Dieser war offenbar zweifelhaft, was er beginnen sollte, denn er warf, ohne sich zu erheben, einen raschen unwilligen Blick nach den geöffneten Fenstern. Endlich schien er zu einem Entschlusse gekommen zu sein, denn der Diener öffnete die Thür des Wagens und ließ den Tritt hinab, Alles mit einer besonderen Sorgfalt, nicht, als ob ein junger, sondern ein alter gebrechlicher Mann dem Wagen entsteigen wolle.

Erst als diese Vorbereitungen getroffen waren, erhob sich der Officier in eine sitzende Stellung, stützte sich auf den Diener, der ihn halb tragend aus dem Wagen hob. Mit Hülfe eines starken Stockes und immer auf seinen Diener gestützt, ging er langsam und hinkend die wenigen Schritte bis zum Hause.

»Siehst Du, Mutter, daß er verwundet ist, habe ich nicht Recht,« flüsterte Manuela, deren Blicke unausgesetzt, wenn auch verstohlen, draußen verweilt hatten.

Die Gräfin hatte nicht Zeit, auf diese Bemerkung eine Erwiderung zu machen, denn die Thür öffnete sich und der Officier trat, in derselben Weise sich fortbewegend, ein. Er blieb einen kurzen Moment, sich auf seinen Burschen stützend, stehen, um seine Mütze abzunehmen und in ernster, kurzer Weise zu grüßen. Dann setzte er

sich, nicht ohne sichtliche Anstrengung, auf einen Stuhl vor einem kleinen hölzernen Tische und sprach wieder einige leise Worte mit dem Burschen, worauf dieser sich entfernte.

Auch die Blicke der Gräfin ruhten jetzt längere Zeit neugierig und forschend auf dem Fremden, was sie ungehindert vermochten, da dieser, ihr halb den Rücken kehrend, aus dem Fenster sah.

»Er scheint leidend zu sein,« flüsterte sie Sardoni zu, »vielleicht ist er wirklich verwundet. – Gehen Sie zu ihm und fragen Sie ihn in meinem Namen, ob wir ihm behülflich sein können, ob – ob er vielleicht heute Mittag mein Gast sein wolle.«

Sardoni erfüllte diesen Auftrag.

Der Officier hörte die leise gesprochene Botschaft ruhig an, erst als Sardoni schwieg und erwartungsvoll stehen blieb, wandte er sich um und erwiderte, sich leicht vor der Gräfin verneigend:

»Lassen Sie mich zuerst meinen Dank abstaten, gnädige Frau, für Ihre Theilnahme, und gestatten Sie mir dann, mich Ihnen als den Lieutenant Grafen von Hardeck vorzustellen. Wenn ich Ihre freundliche Einladung dankbar annehme, so geschieht es, um eine kurze Zeit hindurch Ihrer angenehmen Unterhaltung theilhaftig zu werden, da mir durch meinen körperlichen Zustand die Freuden der Tafel leider versagt sind.«

»Sie erfreuen mich sehr durch Ihre Zusage, Herr Graf, wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen?«

»Von Herzen gern, aber das geht nicht so leicht, ich muß dazu warten, bis mein Bursche zurückkehrt.«

Manuela machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen und ihm behülflich sein wollte, unterließ es jedoch durch einen verweisenden Blick ihrer Mutter.

»Gestatten Sie mir, für diesmal die Stelle Ihres Dieners zu vertreten,« sagte Sardoni.

Der Officier nahm ohne Zögern dies Anerbieten an, warf seinen Mantel ab und ließ sich an den Tisch führen. Die kleidsame, eng anliegende weiße Uniform zeigte vortheilhaft seine schlanke, kräftige Gestalt, welche mit der Hinfälligkeit seiner Bewegungen im Widerspruche stand. Er war etwas magerer geworden, und hatte eine bleiche Gesichtsfarbe erhalten, seit wir ihn zuletzt in der Ruine des Schwarzwaldes gesehen, aber man konnte die so eingetretene Veränderung deshalb keine unvortheilhafte nennen.

Der etwas verwilderte, sich selbst überlassene, aber immer noch sehr jugendliche Bart gab seinem Gesichte ein männlicheres Aussehen, aus welchem die anscheinend größer gewordenen dunkeln Augen mit der alten Lebensfrische und Energie hervorblickten.

Nachdem er sich gesetzt, trugen die Diener die Speisen auf, und das Gespräch wurde bald belebter und anregender.

»Sie kommen von der italienischen Armee?« fragte die Gräfin.

»Nein, gnädige Frau, direct vom Rheine. Ich habe den vorigjährigen siegreichen Feldzug gegen die Herren Franzosen, ohne jemals verwundet worden zu sein, im Regimente meines Onkels mitgemacht; die Sache war zu Ende; nachdem wir in vielen Schlachten und Gefechten gesiegt und die Franzosen über den Rhein getrieben, erhielt ich bei Kehl in einem kaum nennenswerthen Arrièregarde-Gefecht diesen nichtswürdigen Schuß in das Bein – und von dieser Zeit an treibe ich mich in Lazarethen und Krankenstuben herum.«

»Wie schrecklich,« schaltete Manuela, welche dieser Erzählung in großer Spannung gefolgt war, mit leiser Stimme ein.

»Schrecklich kann man es grade nicht nennen,« erwiderte lächelnd und sich ihr zum ersten Male direct zuwendend der Officier, »es ist des Soldaten Loos; außerdem bin ich sehr gut gepflegt worden, besonders in Carlsruhe – es hat Alles sein Angenehmes in der Welt, selbst eine Wunde.«

Sie schlug erröthend die Augen nieder, und er wandte sich wieder der Gräfin zu, indem er wie bisher, Manuela als Kind betrachtend, ihr wenig Aufmerksamkeit schenkte.

»Und jetzt kehren Sie nach der Heimath zurück?« fragte die Gräfin, »wollen wahrscheinlich den Dienst quittiren?«

»Weshalb glauben Sie das, gnädige Frau,« erwiderte er lebhafter, »wegen dieser elenden Wunde? Die Cur

ist zwar langwierig und noch mehr langweilig; die verwünschte Kugel sitzt immer noch im Bein, aber sie wird sich jetzt bald empfehlen, und dann bin ich in wenigen Tagen gesund, wie vorher. Es ist jetzt Waffenstillstand und wird leider vielleicht Friede werden; unsere braven Cameraden in Italien sind nicht so glücklich gewesen wie wir, weil man sie schlecht geführt hat, – aber bald geht es doch wieder los, und daß ich dann nicht fehle und Revanche nehme an den Herren Franzosen, die zuletzt solche Eile hatten, daß wir sie gar nicht mehr zu erreichen vermochten, das ist mein einziger Trost, meine einzige Hoffnung.«

»Wo liegt Ihr Gut, wenn meine Frage nicht unbescheiden klingt, haben Sie noch weit zu fahren,« bemerkte die Gräfin.

»Hardeck liegt am südlichen Abhange des Riesengebirges, unweit der preußischen Grenze, die früher keine Grenze war, und hoffentlich auch bald wieder aufhören wird, sie zu sein.«

»Da haben Sie noch einen weiten Weg.«

»Ich hoffe, morgen Abend zu Hause zu sein. Leider kann ich auf den steinigen Wegen meines Fußes wegen nicht so rasch fahren, wie ich wünschte, aber wenn ich in Theresienstadt oder Leitmeritz übernachtete, so werde ich Hardeck morgen Abend erreichen.«

»Sie werden in beiden Orten ein schlechtes Unterkommen finden.«

»Bin daran gewöhnt, gnädige Frau, der Soldat nimmt fürlieb mit dem, was er findet.«

»Ich meinte nur wegen Ihrer Wunde, haben Sie denn so große Eile?«

»Besondere Eile habe ich nicht, aber das dringende Verlangen, diese lange Fahrerei zu beenden.«

»Wenn Sie den Umweg von vielleicht einer Meile nicht scheuen und für diese Nacht unsere Gastfreundschaft annehmen wollen, so könnte ich Ihnen ein bequemes Unterkommen in unserm Hause anbieten. Radowa liegt an der Eger, Sie werden von da bis Hardeck vielleicht eine Stunde länger, aber auf besseren Wegen zu fahren haben. Wenn ich nicht sehr irre, so kennt mein Mann Ihren Herrn Vater.«

»Mein Vater ist schon mehre Jahre todt, gnädige Frau.«

»So hat er ihn gekannt, ich erinnere mich, Ihren Namen öfter von ihm gehört zu haben.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte der Officier mit der etwas ungenirten, ihm eigenen Weise, »ich wüßte nicht, weshalb ich ein so freundliches Anerbieten ausschlagen sollte.«

»So werden wir Sie also erwarten,« erwiderte die Gräfin etwas gemessen und sich erhebend, »unsere Pferde sind angespannt – auf Wiedersehen, Herr Graf.«

Er war gleichfalls aufgestanden und stützte sich, mehrmals förmlich grüßend, auf die Lehne seines Stuhles, während die Gräfin, Manuela und Sardoni, diesen Gruß erwidernnd, das Zimmer verließen. Nicht ohne Mühe

ging er die wenigen Schritte bis an das offene Fenster, wiederholte und empfing noch einen förmlichen Abschiedsgruß, und blickte dann eine kurze Zeit dem rasch fortrollenden Wagen nach.

»Hm,« sprach er ernster und überlegend vor sich hin, »soll ich – oder soll ich nicht? Ohne große Gêne wird es nicht ablaufen und an langweiligen Reden und Erzählungen ein Ueberfluß sein. Aber ich sehne mich sehr nach einem guten Bett, nachdem ich mich jetzt vierzehn Tage in nichtswürdigen Kneipen herumgetrieben. Seit Carlsruhe habe ich nicht mehr anständig geschlafen. Ach, Carlsruhe, ich hätte dort bleiben sollen, und mich von der schönen Amanda weiter pflegen lassen. – Nun, es hat auch sein Gutes, daß ich fortkam, wie jedes Ding seine guten und schlechten Seiten hat. Sie wartet auf einen Brief, den ich ihr fest versprochen. Es gibt Versprechen, namentlich solche, die man den Frauen macht, durch deren Erfüllung man entweder eine Dummheit begehen oder ein angefangenes Unrecht fortsetzen würde, deshalb – werde ich noch recht viel an Dich denken, schöne Amanda, aber weiter nichts. Dasselbe thue Du, oder denke vielmehr auch nicht mehr an mich – ich verlange es durchaus nicht.«

Er saß nach diesem Selbstgespräch wieder eine kurze Zeit überlegend da, dann rief er dem Burschen, ließ sich an den angespannten Wagen führen und befahl dem Postillon, den Weg nach Radowa einzuschlagen.

VIERZEHNTE CAPITEL. DAHEIM.

Die Gräfin schien es zu bereuen, daß sie durch die Theilnahme für den Verwundeten sich hatte verleiten lassen, ihn einzuladen, heute, wo sie mit Manuela zurückkehrte und die Anwesenheit eines Fremden nicht erwünscht sein konnte.

Sie unterließ es nicht, sich in dieser Weise zu äußern, als sie weiterfuhren, indem sie bemerkte, daß es dem Officier, obgleich er ein Graf Hardeck sei, an seinen gesellschaftlichen Formen und tieferer Bildung zu fehlen schie-
ne, wie dies ja leider bei dem Stande, welchem er an-
gehöre, die Regel bilde. Sie habe die Einladung an ihn
auch nur aus Höflichkeitsrücksichten und in der Ueber-
zeugung gemacht, daß er sie ablehnen werde, und sei er-
staunt und zugleich unangenehm berührt gewesen, daß
er sie angenommen.

Sardoni fand dies sehr natürlich und befürchtete, der Officier werde, wenn man ihm eine besondere Aufmerk-
samkeit zu Theil werden lasse, seinen Aufenthalt sogar
verlängern.

»Wir werden ihn mit der Rücksicht aufnehmen,« be-
merkte die Gräfin, »die einem verwundeten Einquartier-
ten zukommt, nicht mehr und nicht weniger.«

Manuela betheiligte sich nicht an dem Gespräch. Zum
ersten Male mit einem jungen Manne und noch dazu mit
einem verwundeten, von ihrer lebhaften Phantasie ver-
herrlichten Krieger in Berührung gekommen, hatte das

nach ihrer Auffassung im hohen Grade nichtachtende Benehmen desselben ihren Stolz und ihre Empfindlichkeit verletzt.

Es war in der sechsten Stunde des Abends, die Sonne des langen Sommertages stand noch hoch am Himmel, als sie in den Schloßhof von Radowa einfuhren. Der Graf, überhaupt zu Prunk und zu Schaustellungen seines Reichthums und seiner Macht geneigt, hatte der rückkehrenden Tochter einen festlichen Empfang bereitet, obgleich er sich persönlich bisher wenig um sie bekümmert und sie während des letzten Jahres gar nicht gesehen hatte.

Am Thor war eine Ehrenpforte errichtet und die Dienerschaft, zu welcher sich eine große Menge neugieriger Dörfler gesellt hatte, stand in Gala-Livree aufgestellt. Selbst ein Musikchor fehlte nicht.

Der Graf selbst empfing die Ankommenden vor der Schloßstreppe, war seiner Frau und Tochter eigenhändig beim Aussteigen behülflich, küßte letztere, die ihn schüchtern wie einen Fremden betrachtete, auf die Stirn, und führte Beide dann unter den Fanfaren der Musik und dem Hochrufen der Diener und Dorfbewohner die Treppe hinauf, verneigte sich oben nochmals huldvoll, einem Souverain gleich, der seine Unterthanen grüßt, und verschwand dann mit den Damen in dem ebenfalls mit Blumen-Guirlanden reich behangenen Portale des Schlosses.

Manuela fühlte sich durch diesen förmlichen und pomphaften Empfang gedrückt und verlegen. Sie hatte

sich denselben, auch ihren Vater nach dem von ihrer Erinnerung und Phantasie ausgemalten Bilde ganz anders vorgestellt. Aelter, ehrwürdiger, aber liebevoller und herzlicher.

Er dagegen wurde von entgegengesetzten Empfindungen bewegt. Seine Augen waren mit prüfenden Kennerblicken über die Gestalt seiner Tochter hingeglitten, und dann mit Wohlgefallen und Befriedigung auf ihrem eröthenden Gesichte längere Zeit haften geblieben. Die Wahrnehmung, daß sie sich über die gehegte Erwartung vortheilhaft entwickelt habe, daß sie eine brillante Schönheit werden könne, rief um seinen Mund ein wohlgefälliges Lächeln hervor und ließ ihr den Kuß des Willkommens, und zwar jetzt auf der Tochter reizenden Mund, nochmals erneuern.

Oben angekommen, richtete er eine längere, mit Fragen durchwebte Rede an sie, und konnte es sich nicht versagen, sie sofort in Begleitung seiner Frau selbst nach den für sie eingerichteten Zimmern zu führen, um sich an ihrer Ueberraschung zu weiden.

In dieser Beziehung fand er sich jedoch enttäuscht. Manuela ging an seiner Seite, anscheinend theilnahmlos, durch die Reihe der für sie bestimmten Räume, betrachtete gleichgültig deren kostbare Einrichtung, und äußerte erst eine freudige Empfindung, als man, nachdem man durch das Empfangs-, zwei Wohn-, das Ankleide- und das Schlafzimmer gegangen war, schließlich in ein mit breiten Fenstern versehenes erkerartiges Gemach kam, was

zu einer Art Treibhaus umgeschaffen und mit schönen Blumen und tropischen Gewächsen angefüllt war.

»Ich hoffe die Einrichtung wird Dir gefallen, mein Kind, bemerkte mit Befriedigung der Graf, »und wenn Du, wie es scheint, die Blumen sehr liebst, was Deinem Alter angemessen, so wirst Du unten im Treibhause und im Garten dieser Deiner Neigung ungehindert Rechnung tragen können.«

»Es ist Alles viel zu schön, viel zu prächtig für mich,« erwiderte sie schüchtern, »ich werde mich erst an den Unterschied gewöhnen müssen.«

»Ach – an solche Unterschiede gewöhnt man sich leicht,« sagte mit einem cynischen Lächeln der Graf, »umgekehrt ist es dagegen schwieriger. Nun ich habe dafür gesorgt, mein Kind, daß Du auf der richtigen Scala fortgegangen, und wenn auch jetzt ein kleiner Sprung stattgefunden haben mag, – wie gesagt: von dem Unvollkommenen Minderguten zum Vollkommenen, Exquisiten – das findet sich leicht.«

Sie schwieg, obgleich ihr eine Entgegnung auf den Lippen schwebte. Sie dachte in diesem Augenblicke mehr denn je an ihre einfache stille Zelle im Kloster, und hätte sie gern gegen die verächtliche Aeüßerung ihres Vaters vertheidigt und ihm gesagt, daß äußerer Prunk weder das Vollkommene, noch Gute versinnlichen könne, – wenn sie nicht befürchtet hätte, ihn dadurch zu erzürnen und ihm die Freude des Wiedersehens zu verderben.

Es wurden ihr die zu ihrer unmittelbaren Bedienung bestimmten Kammermädchen vorgestellt, und dann bemerkte ihr Vater, daß er sie, nachdem sie sich ein wenig erholt und andere Toilette gemacht haben würde, zum Diner erwarte.

Wie war das so ganz, ganz anders, als im Kloster. Sie stand sinnend mit gesenktem Haupte am Fenster, hätte am liebsten weinen mögen und würde es vielleicht auch gethan haben, wenn ihre Mutter nicht erschienen wäre.

Dieser gelang es bald, die hochgehenden Wogen ihres Empfindens zu beschwichtigen, indem sie mit klugem Verständniß die Allgemeinheit der empfangenen fremden und ungewohnten Eindrücke durch das Beschäftigen ihrer Aufmerksamkeit mit dem Einzelnen zerstückelte und dadurch in andere Bahnen lenkte.

Als sie Manuela nach einiger Zeit verließ, war diese beruhigt, sogar heiter und unterwarf sich willig dem ungewohnten Geschäft, sich abermals ankleiden zu lassen.

In dem Gespräche, welches während dieser Zeit zwischen dem gräflichen Ehepaare stattfand, gab der Graf wiederholt seine Befriedigung mit der äußeren Erscheinung Manuela's zu erkennen.

»Sie hat sich sehr zu ihrem Vortheile entwickelt,« bemerkte er, »ich hätte das nicht geglaubt. Ueber das Stadium, wo bei den jungen Mädchen eine nachtheilige Veränderung eintreten kann, ist sie hinaus, sie bedarf nur noch etwas mehr Fülle, des völligen Entpuppens aus dem Kindischen, was ihr noch anklebt – Selbstbewußtsein – dann kann sie eine brillante Schönheit werden.«

»Ich bin ganz Deiner Meinung, und war ebenfalls freudig überrascht, als ich sie sah, aber sie ist noch sehr jung, – lassen wir ihr immerhin noch das Kindliche oder auch Kindische, wie Du es nennst, – die Zeit wird es ohnehin schnell genug hinwegnehmen.«

»Ich beabsichtige nicht, es ihr zu rauben,« lächelte der Graf, »es gehört das nicht zu den Obliegenheiten der Väter. Ich habe einige Gäste eingeladen,« fuhr er fort, »allerdings nichts Besonderes, nur den Pfarrer und den Amtsvogt aus der Stadt, ich dachte es wäre besser, wenn wir heute unter uns, höchstens *en petit menu* speisten.«

»Ich bin ganz Deiner Ansicht. Der Zufall hat uns unterwegs mit einem verwundeten Officier, einem Grafen Hardeck, zusammengeführt –«

»Die Hardecks sind sehr reich,« unterbrach er sie, »besitzen große Eisenwerke an der schlesischen Grenze, wenn er zu diesen Hardecks gehört.«

»Er sagte, daß er dort wohne und sein Vater vor mehreren Jahren gestorben sei.

»Also der junge Graf ist Officier; sonderbar, weshalb verwaltet er nicht seine Güter? Sein Onkel, ohne bedeutendes Vermögen, ist Commandeur eines Infanterie-Regiments?«

»So sagte er, und er steht bei demselben, ist in einem Gefecht am Rheine vor mehreren Monaten verwundet worden, hinkt noch sehr und geht deshalb auf Urlaub nach Hardeck.«

»Und den hast Du zum Diner eingeladen?«

»Nicht nur zum Diner, sondern ich habe ihn gebeten bei uns Nachtquartier zu nehmen.«

»Das hast Du recht gemacht; es ist mir sehr angenehm, man könnte – doch ich höre ein Posthorn.«

»Er wird es sein, denn er fährt mit Extrapost.«

Eilig befahl der Graf sofort dem Haushofmeister nebst Dienerschaft hinabzugehen, den Ankommenden in seinem Namen zu empfangen und nach den besten Fremdenzimmern zu geleiten.

FÜNFZEHNTE CAPITEL. DER GAST.

Das Diner mußte dennoch ohne den fremden Gast zum großen Mißvergnügen des Grafen abgehalten werden, der sich darauf gefreut hatte, dem reichen Standesgenossen gegenüber, mochte er auch noch sehr jung und Officier bei der Infanterie sein, den eigenen Reichthum und Luxus zur Schau zu stellen, wozu grade dies besonders vorbereitete und doch anscheinend nur einfache Familien-Diner Gelegenheit gegeben haben würde.

Der Officier, auf seinem Zimmer angelangt, wurde von so heftigen Schmerzen befallen, daß er die an ihn ergehende Einladung zum Essen zu seinem Bedauern abzulehnen gezwungen war.

Das Diner erhielt dadurch wirklich den Charakter eines Familien-Diners, denn die wenigen untergeordneten Gäste, wozu auch Sardoni gehörte, kamen nicht in Betracht. Unter den obwaltenden Umständen wurde auch den beiden Söhnen des Grafen, zweien Knaben von zehn

und acht Jahren, die Erlaubniß ertheilt, dem Essen beiwohnen zu dürfen, was sie mit um so größerer Freude erfüllte, als sie Plätze dicht bei ihrer Schwester erhielten, von der sie Vieles gehört hatten, die sie aber kaum mehr kannten.

Dennoch kam keine rechte Heiterkeit, kein ungezwungener fröhlicher Ton in die so Vereinten.

Der Graf schien verstimmt, Manuela war befangen, die geladenen Gäste zeigten ein respectvolles unterthäniges Benehmen, Sardoni blieb, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, schweigsam, und die beiden Knaben begnügten sich damit, den Speisen wacker zuzusprechen, ihre Schwester anzusehen und sich heimlich leise Bemerkungen zuzuflüstern.

Die Gräfin bemühte sich zwar, die Unterhaltung so viel als möglich zu beleben, dennoch schien Jeder von der Aufhebung der Tafel angenehm berührt zu sein.

Während der Kaffee herumgereicht wurde, pflog der Graf mit Sardoni ein leises Zwiegespräch, nach welchem sich seine Miene sichtlich erheiterte, denn er scherzte, was er sonst selten that, mit den Knaben, sagte Manuela einige Schmeicheleien und ließ sich dann bei dem Officier melden.

Dieser empfing ihn auf dem Sopha liegend und entschuldigend, daß es ihm unmöglich sei, aufzustehen. Der Graf zeigte sich ungemein zuvorkommend und rücksichtsvoll, ließ es sich nicht nehmen, den Zustand seines Gastes, so sehr sich dieser auch dagegen sträubte, selbst

zu untersuchen, und erklärte dann, er habe Fieber, und es sei nöthig, einen Arzt zuzuziehen.

Obgleich der Kranke dies entschieden verweigerte, so sandte der Graf doch sogleich einen Wagen nach der Stadt, wo der gräfliche Hausarzt wohnte und dieser kam mitten in der Nacht an, als der Officier eben in einen unruhigen fieberhaften Schlaf gefallen war.

Er mußte sich, obgleich widerstrebend, einer genauen Besichtigung unterwerfen, nach welcher ihn der Arzt bat, sich eine kurze Zeit ruhig zu verhalten, er müsse eine kleine, wenig schmerzhaft Operation vornehmen.

Mit der ihm eigenen Ruhe fügte sich der junge Graf, und nach kurzer Zeit übergab ihm der Arzt die herausgeschnittene Kugel, welche ihm so viele Schmerzen bereitet hatte.

Mit dem Interesse des Soldaten betrachtete der Officier freudig erregt das etwas zusammengedrückte Stückchen Blei, welches ihm, aus einem französischen Gewehre von einem Unbekannten zugesandt, so lange ein unwillkommener Gefährte gewesen war.

»Ich danke Ihnen, verehrter Herr Doctor,« sagte er dann, diesen mit seinen jetzt fieberhaft glänzenden Augen freudig ansehend, »Sie haben mir einen großen, einen recht großen Dienst geleistet.«

»Nicht der Mühe werth, sie hatte sich bedeutend gesenkt, es kostete kaum einen Schnitt durch die äußere Haut. Aber nun Ruhe und Schlaf, der sich finden wird, nebst einem kleinen, bald vorübergehenden Wundfieber.«

»Leider bin ich an diese Dinge gewöhnt.«

»Werden sich bald wieder entwöhnen. Ihre Genesung wird jetzt rasch und ohne Rückfälle von Statten gehen.«

»Ich wollte morgen –«

»Morgen und vielleicht noch eine Woche müssen Sie der unbedingten Ruhe pflegen, den Fuß unbeweglich erhalten, das ist eine absolute Nothwendigkeit.«

»Eine ganze Woche? Wieder eine Woche,« rief der Officier. »Und dann? Dann wird es auch wieder sein, wie jetzt?«

»Wenn Sie meine Anweisung befolgen,« sagte ernst und bestimmt der Arzt, »werden Sie in acht Tagen, nachdem sich die Wunde geschlossen haben wird, abreisen und in drei bis vier Wochen den Fuß wieder vollständig gebrauchen können. Und nun schlafen Sie vor Allem einmal recht lange und ruhig, ohne ihre bisherige bleierne Gefährtin. Morgen werde ich Sie wieder besuchen.«

Ogleich langweilig und einförmig, die von dem Arzte festgesetzten acht Tage gingen vorüber. Es geht Alles vorüber und die Zeit immer gleichmäßig fort, für einen Jeden die gute und böse, und schließlich das ganze Leben. Man war zwar bemüht, den Kranken so viel wie möglich zu unterhalten, der Graf und der Arzt besuchten ihn täglich, man sandte ihm Bücher, Zeitungen und dergleichen, aber meistens befand er sich doch allein, auch empfand er kein Verlangen, diese Einsamkeit durch den Besuch ihm fremder Menschen gestört zu sehen. Das rasche Heilen seiner Wunde gab ihm das beseligende Gefühl der

Genesung, ein Gefühl, welches nach einer langen Krankheit, besonders in der Jugend, uns wie ein Wiedergeborenwerden mit neuer Liebe und Lust zum Leben durchzittert, mit neuen Erwartungen und Hoffnungen erfüllt, und uns das sonst wenig geachtete Gut, die Gesundheit, seinem ganzen Werthe nach schätzen läßt.

Das Bewußtsein, in kurzer Zeit wieder völlig genesen, Herr seiner Glieder zu sein, nichts mehr durch Schmerzen behelligt und gefesselt, frei und ungehindert seinen Neigungen gemäß leben zu können, hob ihn leicht über die augenblickliche Langeweile hinfort und ließ seine Gedanken weit in die Zukunft hinausschweifen. Er machte Pläne, um sie wieder zu ändern, arbeitete einzelne Phasen derselben in der Phantasie bis in die kleinsten Einzelheiten aus, und genoß dabei ein Glück, welches uns immer die schmeichlerische, leider jedoch eben so treulose Hoffnung gewährt.

Endlich, nachdem er schon versuchsweise ohne Stock längere Zeit im Zimmer, obgleich gegen den Willen des Arztes, herumgegangen war, erklärte dieser, daß er am folgenden Tage abreisen könne. Der Graf, darüber sehr erfreut, ließ es sich nicht nehmen, einen reitenden Boten, bereits den zweiten, nach Hardeck abzusenden, um der Mutter des jungen Grafen diese erfreuliche Mittheilung zu machen.

Der Abend vereinte zum ersten Male den Gast mit seinen freundlichen und zuvorkommenden Wirthen. Man nahm das Souper auf der Terrasse nach dem Garten ein,

auch der Doctor war geblieben, um, wie er sich ausdrückte, das Verhalten seines etwas unruhigen Patienten zu überwachen.

Die Gräfin und Manuela sahen ihn jetzt zum ersten Male wieder.

Das Gespräch bewegte sich leicht und anregend, und kam, wie es natürlich war, bald auf die kriegerischen Ereignisse. Der Graf, ein böhmischer Magnat und Aristokrat von ganz ungemischter Färbung, trug einen tiefen mit Verachtung gepaarten Haß gegen die französische Revolution zur Schau und belegte ihn, nur das Verwerfliche derselben hervorhebend, mit den damals und noch jetzt zum Theil üblichen Bezeichnungen. Hardeck widersprach nicht, obgleich er zum Theil anders dachte, er hielt es weder für angemessen, noch für nothwendig.

Als jedoch der Graf sich in gleicher Weise über die französischen Truppen äußerte, sie eine Horde zusammengelaufenen von einigen Parvenüs geführten Gesindels nannte, glaubte der Officier seine entgegengesetzte Ansicht nicht verschweigen zu dürfen.

»Sie machen uns da ein schlechtes Compliment,« sagte er, »denn wir sind leider oft von den Franzosen geschlagen worden.«

»Leider,« wiederholte der Graf, »aber daran ist kein Mangel an Tapferkeit oder ein Ueberfluß auf der andern Seite schuld, sondern lediglich die schlechte Führung; wo wir einen tüchtigen General gehabt, sind wir stets Sieger gewesen.«

»Ich möchte das nicht immer als richtig anerkennen, so viel muß ich aber aus eigener Erfahrung bestätigen: die Franzosen haben sich überall tapfer geschlagen, selbst wo sie unterlagen. Es würde unsern eigenen Ruhm schmälern, wollten wir das leugnen.«

»Man soll seinen Feind achten,« sagte spöttisch der Graf, »heißt zwar ein altes Sprichwort, leider bin ich jedoch in diesem Falle nicht der Ansicht. Ich verachte diese Räuber, Diebe und Königsmörder aus tiefster Seele, und ich würde eher zu Grunde gehen, ehe ich mit ihnen irgend einen Pact abschlüsse.«

»Darüber haben wir Beide Gott sei Dank nicht zu entscheiden,« erwiderte etwas gereizt und lebhaft der Officier, »ich aber, der ich die Franzosen im Kampfe gesehen, bin Zeuge ihres Muthes, ihrer fanatischen Aufopferung für eine Idee gewesen, von der sie beseelt sind, mag diese uns nun verwerflich erscheinen oder nicht, es ist immer eine Idee und hat als solche ihre Berechtigung, ich – kann ihnen meine Achtung nicht versagen.«

»Und doch wollen Sie wieder gegen diese achtungswerthe Nation kämpfen?«

»Grade deshalb. Uebrigens sprach ich nicht von der Nation, sondern von der französischen Armee und ihren Generalen.«

»Sie machen feine Unterscheidungen.«

»Durchaus nicht. Bei uns besteht derselbe Gegensatz.«

»Leider.«

»Allerdings: Leider. Aber das Leider bezieht sich nur auf die Gesinnungen derjenigen, die nicht unter den Waffen stehen. Zu Hause, im sichern Daheim, fern von der Gefahr, sieht sich die Welt ganz anders an. Der Mann stählt und bewährt sich erst im Kampfe, und da allein zeigt und beweist er, was er werth ist.«

»Hiernach halten Sie den Soldatenstand wohl für den ersten, den auserwählten?« fragte mit einem Anfluge von Spott der Graf.

»Zweifeln Sie daran,« erwiderte lebhaft der Officier, während seine Augen gleichsam herausfordernd umherblickten. »Der Soldat ist der Schützer und Beschirmer seines Souveräns und seines Landes, stets bereit, Blut und Leben für diese höchsten Güter willig zu opfern; der Ruhm und die Ehre sind die alleinigen Ziele seines Strebens, und deshalb ist er auch mit vollem Rechte der wahre und alleinige Träger aller Ehren der Nation, welche er erwirbt durch seine Thaten und empfängt durch seinen obersten Kriegsherrn! – Darüber kann kein Zweifel obwalten!« setzte er mit erhöhter Stimme und einer Miene hinzu, als ob er jeden Widerspruch als eine Beleidigung aufzunehmen bereit wäre.

Es erfolgte jedoch auch keiner. Der Graf schien zu erkennen, daß es unpassend und zugleich überflüssig sei, die vorgefaßten Ansichten seines Gastes zu bekämpfen, Ansichten, die er von enragirten Militärs öfter und in noch anmaßenderer Weise hatte aussprechen hören, er

zog es daher vor zu schweigen; die Gräfin aber und Sardon, welche sich eben so wenig wie Manuela in das Gespräch gemischt, fanden keine Veranlassung, es jetzt zu thun, und so folgte auf die gleichsam herausfordernde militärische Aeußerung nur ein längeres Schweigen.

Hardeck hielt dasselbe jedoch lediglich für das Ergebniß seiner siegreich geführten Beweisführung, und fand sich daher durch die lächelnden Mienen Manuela's, die er bisher wenig beachtet, gereizt. Sie schien die Einzige, die im Innern wenigstens seines Ansicht nicht theilte, wenn sie auch nicht wagte, ihm zu widersprechen. Es drängte ihn jetzt, diesen Widerspruch hervorzurufen, um ihn zu bekämpfen.

»Sind Sie vielleicht nicht meiner Ansicht, gnädiges Fräulein?« fragte er daher zum ersten Male, sich ihr direct zuwendend.

Der lächelnde Zug ihres Mundes verstärkte sich, nahm sogar einen spöttelnden Ausdruck an, während sie ihn dabei mit der furchtlosen Unbefangenheit eines Kindes anblickte.

»Ich verstehe davon wenig,« erwiderte sie, »habe auch nicht viel Soldaten gesehen, aber ich meine nur –«

»Nun, was meinten Sie?« fragte er eifrig, als sie, verlegen vor sich hinblickend, schwieg.

»Ich meinte,« sagte sie ihn nun trotzig ansehend, als ob sie sich dadurch selbst hätte Muth einflößen wollen, »Eigenlob entwürdigt. So hat man uns wenigstens im Kloster gelehrt, und deshalb wird es auch gewiß wahr sein.

Wenn der Soldatenstand wirklich ein so hoher und erhabener ist, wie Sie behaupten, und *ich* wäre Soldat, dann – dann würde *ich* es wenigstens nicht sagen.«

Er fühlte sich durch diese ganz unerwartet gegen ihn geschleuderte beleidigende Wahrheit getroffen und zugleich verletzt, vielleicht deshalb um so mehr, als sie ihm von Jemand gesagt ward, den er bisher wenig beachtet und wie ein Kind behandelt hatte.

»Es ist sehr zu bedauern, mein Fräulein,« erwiderte er daher, sie fest ansehend, ohne daß deshalb das ihn beleidigende Lächeln um ihren Mund verschwand, »es ist wirklich recht schade, daß wir nicht das Glück haben können, Sie zu den Unsrigen zu zählen. Ihre klösterlichen Ansichten und Anschauungen würden sich dann wahrscheinlich sehr bald ändern, was sie übrigens auch ohnedies zu Ihrem eigenen Nutzen thun werden. Es wird Ihnen dann klar werden, daß man den Stand, dem man angehört, preisen und nach Gebühr hochstellen kann, ohne sich selbst dabei loben zu wollen. Nichts hat mir ferner gelegen,« fuhr er jetzt lächelnd und in einen belehrenden Ton fallend fort, »im Gegentheil, ich halte mich für ein sehr untergeordnetes Mitglied meines Standes, und werde bemüht sein, durch Aufbietung aller meiner Kräfte mir demnächst auch Ihre Anerkennung zu erwerben.«

»Weshalb sagen Sie das jetzt,« erwiderte sie mit kindischer Rechthaberei, »warten Sie es doch ab. Jetzt ist es nur Selbstlob, ein Lob über Thaten, die sie erst vollbringen wollen.«

»Manuela!« rief die Gräfin, während der Officier eine ihm auf den Lippen schwebende Entgegnung gewaltsam unterdrückte, »Manuela, das ist unbescheiden, paßt sich nicht!«

»Ich habe nichts, als die Wahrheit gesagt,« erwiderte sie trotzig, »und erst dann, als ich dazu ausdrücklich aufgefordert wurde. Ist es unrecht, die Wahrheit zu sprechen, oder paßt es sich nicht, sie zu hören?«

»Du wirst jetzt aber Deine Wahrheiten für Dich behalten,« sagte der Graf mit strengem Tone, obgleich mit keineswegs unzufriedener Miene, »Niemand verlangt sie mehr, – Du beleidigst unsern Gast.«

»O, lassen Sie doch, Herr Graf,« unterbrach Hardeck mit einem gezwungenen Lächeln, »stören Sie die Vergnügungen Ihrer Fräulein Tochter nicht. Wie wäre es möglich, daß so schöne Lippen mich beleidigen könnten!«

Manuela war durch die öffentliche Zurechtweisung ihrer Eltern in Gegenwart eines Fremden, den zu beleidigen sie nicht im Entferntesten die Absicht gehabt, der sich aber durch ihre wohlgemeinten Worte dennoch beleidigt gefühlt und sie unwürdig behandelt hatte, tief verletzt.

Sie besaß noch nicht die Macht, ihre Gefühle und Empfindungen, wenn sie wie fast immer lebhaft davon bewegt wurde, äußerlich zu verbergen, ihr schönes Auge war noch der glänzende und klare Spiegel ihrer Seele, durch welchen man jede leise Veränderung auf dem Grunde mit Leichtigkeit wahrnehmen konnte. So auch

jetzt. Sie fühlte, daß sie ihrer Thränen nicht Herrin bleiben würde, Thränen, welche Zorn und gekränkte kindische Eitelkeit hervorriefen, – und sprang deshalb rasch auf, warf dem Officier noch einen trotzigem Blick zu und verließ eiligen Schrittes das Zimmer.

»Sie müssen gütigst entschuldigen,« unterbrach der Graf die dadurch eingetretene peinliche Stille, »meine Tochter ist, wie Sie wissen, erst vor Kurzem zu uns zurückgekehrt und bewegt sich noch in klösterlichen Anschauungen und Gewohnheiten.«

»Ich allein habe um Entschuldigung zu bitten,« erwiderte der Officier, der sich jetzt seines unritterlichen Benehmens schämte und Manuela plötzlich mit anderen Augen betrachtete; »ich bedauere es von ganzem Herzen, der unfreiwillige Veranlasser des gerechten Unwillens Ihrer Fräulein Tochter gewesen zu sein, und bitte es mir als einen letzten Beweis Ihrer Gastfreundschaft aus, mir Gelegenheit zu geben, ihr deshalb Abbitte leisten zu dürfen.«

»Ach,« scherzte der Graf, im Innern über das Benehmen seiner Tochter erfreut, »so junge Mädchen haben noch ihre kindischen Anschauungen und Pensionslauen, das wächst sich erst nach einiger Zeit aus. Wollen Sie uns denn wirklich morgen verlassen?«

»Ich dachte, Ihnen lange genug lästig gewesen zu sein.

»Sie wissen, daß Sie uns ein sehr angenehmer Gast sind und stets sein werden.«

Manuela, als sie erfuhr, der Officier habe sein Unrecht eingesehen und wünsche sie noch einmal zu sprechen,

um sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen, legte sich eilig in das Bett, klagte über heftige Kopfschmerzen und war ungeachtet der dringendsten Ermahnungen ihrer Mutter und auch ihres Vaters nicht zum Aufstehen zu bewegen.

Auf den Officier schien die Versagung seines Verlangens, sie nochmals zu sehen, wie jeder ersehnte und nicht erfüllte Wunsch, einen schmerzlichen Eindruck zu machen. Er sprach jedoch nur leichthin sein Bedauern darüber aus, und verließ Radowa am andern Morgen in aller Frühe, als die Bewohner des Schlosses noch im sanften Schlafe lagen.

SECHSZEHNTE CAPITEL. JUGENDERINNERUNGEN.

Wie erfrischend, stärkend und belebend umspielen uns die Luftwellen eines sonnigen, klaren Morgens. Es ist, als ob der junge Tag, wenn er mit lebensfrohem Verlangen und ungeschwächter, keuscher Kraft dem Schoße der Nacht entsteigt, uns seine Jugend anhauchen und die in uns schlummernden Hoffnungen und Illusionen neu erstehen lassen wollte. Die Nerven, jene geheimnißvollen Vermittler des seelischen und körperlichen Lebens, tragen das Gefühl des Wohlbefindens bis in ihre feinsten Ausläufer, leicht hebt und senkt sich unsere Brust und wir trinken mit Entzücken in langen Zügen die erfrischende, balsamische Luft.

Der junge Graf Hardeck, als er rasch im offenen Wagen am Ufer des sich in sanften Windungen schlängelnden Flusses dahinfuhr, wurde von ähnlichen Empfindungen

beherrscht, ohne sich derselben bewußt zu werden. Empfindungen, welche wir zergliedern und auf ihre Entstehungsursache zurückführen, verlieren in demselben Momente ihren Zauber; sie gleichen den Blumen, von denen man den Thau und den Blüthenstaub mit der Farbenpracht abwischt.

Er fühlte sich so wohl und behaglich, wie noch nie in seinem Leben. So glaubte er wenigstens. Nie war ihm eine Gegend so schön, so malerisch, so entzückend vorgekommen, wie das einfache Thal der Eger, mit den sanft ansteigenden Höhen und den freundlichen Dörfern.

Es war jedoch nicht der Einfluß des Morgens allein, welcher diese Empfindungen bei ihm erzeugte, sondern mehr noch das Bewußtsein der Genesung von einer langen und theilweise schmerzhaften Krankheit. Wie man sich Entbehrungen auferlegt, um später besser zu genießen, wie man hungert, um zu essen, überhaupt bemüht ist, das matte und lasse Getränk des täglichen Daseins eine Zeitlang unberührt zu lassen, damit es sich concentriren und an Kraft und Geist gewinne, so sollte man auch wünschen, eine Zeitlang krank zu sein, um des entzückenden Genusses der Genesung theilhaftig zu werden.

Er lag zurückgelehnt in dem rasch dahinrollenden Wagen, seine dunkeln Augen blickten mit dem Ausdrucke des Wohlbefindens bald hinauf zu den waldigen Höhen, auf denen der röthliche warme Sonnenschein schlummerte, bald auf die bläulichen Wellen des eilig neben ihm hinrauschenden Flusses, und wie die Entfernungen

sich vergrößerten zwischen ihm und Radowa und verkleinerten zwischen der heute Abend noch zu erreichenden Heimath mit jedem Umschwunge der Räder, mit jedem Hufschlage der Pferde; so zogen auch seine Gedanken in unbehindertem regellosen Fluge hinüber und herüber, zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft, im Gefolge der Erinnerungen und Hoffnungen. In der Jugend schwelgt der Mensch noch fast allein mit den letzteren, den Umgang mit der ernsteren wehmüthigen Gefährtin für das Alter aufsparend. So beschäftigte sich Hardeck ebenfalls vorzugsweise mit der Zukunft.

Seit drei Jahren war er nicht in der Heimath gewesen. Beim Tode seines Vaters war er siebenzehn Jahre und in Wien. Er hatte den Verstorbenen, den er gesund verlassen, nicht mehr nach seinem Tode wiedergesehen. Als er zurückkehrte, war er schon längere Zeit begraben, und doch hatte er ihn leidenschaftlich geliebt. Um dreißig Jahr älter, als der Sohn, war er bei seinem Tode noch ein vollkommen rüstiger, selbst ein noch jugendlich aussehender Mann gewesen. So schwebte sein Bild auch jetzt noch dem Sohne vor, und seine Mienen wurden ernst und traurig, wenn er daran dachte, daß er ihn niemals wiedersehen würde, auch nicht, wenn er jetzt nach Hause käme.

So lange er fern gewesen, waren ihm diese Gedanken niemals gekommen, erst die Vorstellung, daß er all diejenigen Gegenstände, die ganze Umgebung wiedersehen würde, in welcher er mit ihm gelebt und verkehrt hatte, erzeugten sie.

Er vermochte jetzt das ganze Wesen und den Charakter seines Vaters mehr zu verstehen und zu würdigen. Seine Fehler und Schwächen verschwanden, seine Vorzüge und Tugenden strahlten im helleren Lichte, er dachte nur an die letzteren. Es gab Vieles, was seinen eigenen Neigungen und Ansichten widersprach, aber er würdigte deshalb diejenigen des Verstorbenen nicht weniger. Vater und Sohn waren sehr verschiedene, zum Theil entgegengesetzte Naturen, und doch hatte sie eine wahrhafte und innige Liebe verbunden. Der Sohn, im hohen Grade lebhaft, oft von zügellosen, wilden Leidenschaften erfaßt, denen er unterlag, um zu bereuen und dennoch wieder zu unterliegen, von brennendem Ehrgeize, nach Ruhm und Ehre verlangend; der Vater ruhig, vielleicht sogar etwas pedantisch, wissenschaftlich gebildet, frei von den herrschenden, namentlich den Standesvorurtheilen und begabt mit einer sich immer kennzeichnenden Neigung zu gewerblicher Thätigkeit. So gab es eigentlich außer der festen Ehrenhaftigkeit der Gesinnung wenig Gleichartiges in diesen beiden Naturen und doch vielleicht wenige so beneidenswerthe Verhältnisse zwischen Vater und Sohn.

Auch die politischen Anschauungen Beider waren verschieden, und obgleich der Sohn unter der Leitung des Vaters stand, bildete sich doch dieser Gegensatz immer deutlicher aus. Der alte Graf war, wie seine Standesgenossen es bezeichneten, etwas von den neuen revolutionären Ideen angefressen. Er legte keinen Werth auf die Vorrechte des Adels, encanaillirte sich vielmehr so

sehr, sich einer niedrigen Gewerbsthätigkeit zu befleißigen. Der Speculationsgeist, der sich jetzt selbst des höchsten Adels bemächtigt hatte, der ihn nicht nur alle möglichen Gewerbe treiben, sondern auch den Börsenjuden gefährliche Concurrrenz machen ließ, galt damals in dieser Sphäre noch für etwas Verwerfliches, Verächtliches.

Der verstorbene Graf besaß dagegen einen entschiedenen Hang zu gewerblicher Thätigkeit. Nach seinen Anschauungen war es ehrenvoller, Reichthum durch Thätigkeit zu erwerben, als den ererbten zu verbrauchen oder zu vergeuden. Er verkehrte viel mit Bürgerlichen und, da sich auf seinen Gütern mächtige Lager von Eisenstein befanden, so legte er große Eisenwerke an, welche bald seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen und ihn immer mehr den Kreisen des Adels entfremdeten.

Sein Sohn empfand für diese Dinge dagegen nicht die mindeste Neigung, und documentirte dies unverholen und bei jeder Gelegenheit mit der ihm eigenen, an Rücksichtslosigkeit streifenden Offenheit. *Sein* Ideal war der Ruhm und die Ehren des Soldaten. Beide zu erwerben hielt er für die einzig würdige Aufgabe alles menschlichen Strebens.

Eine Zeitlang suchte der Vater diese Ansichten, die er für eine jugendliche Schwärmerei hielt, zu bekämpfen, als er sich aber von dem Vergeblichen dieser Versuche überzeugt hatte, war er weit entfernt, irgend einen Zwang eintreten zu lassen.

Er glaubte mit Recht, daß jeder urtheilsfähige Mensch sich selbst über die Wahl seines künftigen Berufes zu entscheiden habe und hier um so weniger ein hindernder Einfluß gerechtfertigt sei, als es sich eigentlich kaum um eine solche Wahl handele, da seines einzigen Sohnes und seines einzigen Erbes kriegerische Carriere immerhin nur ein Uebergangsstadium bilden werde.

Er sandte daher den siebenzehnjährigen, kräftigen, blühenden Jüngling seinem Bruder, dem Befehlshaber eines Infanterie-Regimentes, nach Wien. Dieser etwas jüngere Bruder war fast in allen Stücken das Gegentheil von ihm selbst. Mit Leib und Seele Soldat, von unbeugsamem Muth und rücksichtsloser Entschlossenheit, leichtlebig und den Freuden der Tafel einer heitern, oft auch ausschweifenden Geselligkeit ergeben.

Der junge Graf Hardeck, Lothar, denn dies ist der Vorname unsers Helden, kam sonach als Fähndrich, wozu er sofort ernannt wurde, in vollständig ihm zusagende Verhältnisse. Der Oheim bildete sein Vorbild, dem er in allen Dingen ähnlich zu werden sich mit jugendlichem Eifer bestrebte, ohne das Gold von den Schlacken zu unterscheiden, im Gegentheil, oft mehr nach den letzteren greifend, weil sie leichter zu erlangen waren.

Er führte daher bald ein etwas wüstes Leben, hatte eine Menge Duelle und erwarb sich den Ruf eines Raufboldes und Libertins.

Der Oheim hielt ihm Strafpredigten und schickte ihn in Arrest, war ihm im Innern jedoch deshalb keineswegs abhold, sondern freute sich im Stillen über den tüchtigen,

muthigen Jungen, den man austoben lassen müsse, das liege in der Art und in den Jahren.

Die Briefe seines Vaters blieben liebevoll, rathend und ermahnend und machten deshalb auch den beabsichtigten Eindruck; leider aber waren diese Eindrücke niemals von langer Dauer. Von seiner Mutter, welche er sehr liebte, glaubte er, daß sie kein richtiges Verständniß der ihr fremden Verhältnisse besitze, und beschönigte durch diese Voraussetzung seinen Mangel an Aufrichtigkeit gegen sie, ja sogar die hin und wieder nicht der Wahrheit entsprechenden rosenfarbigen Schilderungen seines Lebens. Da, als er neunzehn Jahre und Officier geworden, starb plötzlich sein Vater, und dies unvorhergesehene Ereigniß machte einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn.

Zum ersten Male nach zweijähriger Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt, fand er Den nicht mehr, mit dem er dort wie mit einem geliebten Freunde verkehrt, der, wie er jetzt fühlte und mit schmerzlicher Reue erkannte, ihn von allen Menschen auf der Welt, seine Mutter vielleicht ausgenommen, am meisten geliebt, gewiß aber von Allen am besten verstanden hatte.

Die Stellen blieben leer, welche er ausgefüllt, mochten die Menschen kommen oder gehen. Er erschien nicht mehr mit der freundlich wohlwollenden Miene, seine wohlbekannte Stimme, die so oft zu ihm gesprochen, schlug nicht mehr an sein ängstlich lauschendes Ohr; – er war todt, mitten aus all seinem Schaffen, seinen Plänen plötzlich herausgerissen.

Zum ersten Male kam ihm das ganze menschliche Leben und Streben nichtig und werthlos vor. Welcher Lohn war seinem geliebten Vater für seine treue Pflichterfüllung, für all seine Anstrengungen geworden? Und würde es mit ihm selbst anders sein über kurz oder lang, mit ihm, der dem Phantom des Ruhmes und der Ehre nachjagte? Vielleicht setzte schon die nächste feindliche Kugel all diesen hochgehenden Plänen ein Ziel, und wenn es nicht geschah, wenn er auf der ausgetretenen Stufenleiter militärischer Ehren weiter stieg, – was erreichte er dann zuletzt? Waren diese alten pensionirten Generale oder zu Krüppel geschossene Invaliden vielleicht sehr beneidenswerthe Existenzen? –

Die ersten niedrigen Fluthwellen Salomoni'scher Weisheit bespülten mit leisem, einförmigen Rauschen die von der Jugend und Lebenskraft kühn in das Meer der Vergänglichkeit vorgebauten Dämme, und die Erkenntniß dämmerte in ihm auf, daß ein einziger Hauch des Windes zu ihrer Zerstörung genüge – dies Alles gleich aufgehäufter Spreu verwehen könne. Aber es hat Alles seine Zeit, und nur das Alter die Berechtigung zum Reflectiren über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins und die Unvollkommenheit aller menschlichen Weisheit und Erkenntniß.

Die Jugend aber ist die Geliebte des Lebens; sie buhlt mit ihm, ergibt sich ihm und pflegt mit ihm die innigste Verbindung. Wenn sie es nicht thut, spröde bleibt oder

die Cokette spielt, gereicht es ihr selbst allein zum Nachtheil, denn rasch wie die Blumen des Feldes welkt sie dahin, und der kalte egoistische Liebhaber verkehrt, wenn sie alt und häßlich geworden, nur noch aus Zwang mit ihr, denn er hat andere neue thörichte Jugend vollauf!

Die Stimmung Lothars war durch den Tod seines Vaters zwar eine kurze Zeit verdüstert, aber die Schatten schwanden bald wieder, und ohne daß die Liebe zu dem Verstorbenen erblich oder sich verminderte, trat die alte Lebenslust wieder in ihre Rechte. Eine so kräftige, thatendurstige, übermüthige Natur, wie die seinige, vermochte trüben und sentimentalen Schwärmereien nicht lange nachzuhängen.

Die Ordnung der ökonomischen und finanziellen Verhältnisse, sowie der Vormundschaft erforderte längere Zeit. In ersterer Beziehung wurde der Generalbevollmächtigte des Verstorbenen, der technische Leiter aller Fabriken, Helling, ein erfahrener, sehr unterrichteter und mit dem Grafen engbefreundeter Mann, zum Vorstande des ganzen Geschäftsbetriebes ernannt, und die Vormundschaft über Lothar übernahm sein Oheim auf den dringenden Wunsch der Witwe und ihres Sohnes.

Dann kam endlich die Ordre zum Ausmarsch in das Feld, und Lothar mußte eilig zu seinem Regimente.

Kaum dort angelangt, ging es in Eilmärschen vorwärts. Dem jungen, feurigen, ruhmbedürftigen Soldaten jedoch viel zu langsam. Endlich nach langen Märschen, nach vielfacher Mühseligkeit und abstumpfenden Plackereien kam endlich der Feind und eine Schlacht, wenigstens ein

größeres Gefecht. Wie in die Wogen des Tanzes hätte er sich hineinstürzen und den Sieg als Geliebte gewinnen mögen, aber es ging Alles langsam, regelmäßig, pedantisch, nach Befehl oder auch nicht nach Befehl. Sie standen im Feuer der feindlichen Geschütze, verloren viel, ohne selbst zur thätigen Action zu gelangen, und dann kam endlich der lang ersehnte Befehl, aber nicht zum Angriff, sondern zum Rückzug, und der Rückzug schien ohne Ende. Am Rheine beginnend standen sie nach sechs Wochen an den Quellen des Mains, an den Grenzen Böhmens.

Wie anders hatte er sich den Krieg gedacht. Was nützte ihm die todesverachtendste, tollkühnste Tapferkeit, er war nur ein nicht nennenswerthes Glied in der sich nach Ordre bewegenden Kette; seine Person kam nicht in Betracht, und ob er lebte, fiel oder verwundet wurde, auch nicht.

Endlich trat eine Aenderung ein. Mit dem neuen Führer, dem Erzherzog Carl, kam ein neuer Geist und der erste siegreiche Kampf. Der Lieutenant von Hardeck hatte mit seinem Zuge zwei Geschütze erobert, wurde öffentlich belobt und würde, nach jetziger Praxis, auch Inhaber oder Ritter eines Ordens geworden sein, wenn die Orden damals nicht noch zu den seltenen Auszeichnungen gehört hätten.

Wie war ein siegreicher Feldzug anders, als ein unglücklicher! Welch magische Wirkung lag in dem Worte: Vorwärts! Und es ging jetzt unaufhaltsam vorwärts. Wo der Feind noch Stand hielt, wurde er geschlagen und

dann wieder verfolgt, bis in das Höllenthal des Schwarzwaldes und weiter, bis an und über den Rhein, wo Lothar bei dem letzten unbedeutenden Gefecht eine tückische Gewehrku­gel traf und für längere Zeit auf das Krankenlager warf. Er hatte, die Schmerzen abgerechnet, auch dort wenig Ursache, sich zu beklagen, denn er wurde sorgsam, sogar liebevoll gepflegt, und kriegerische Operationen fanden in dieser Zeit nicht statt.

Diese und ähnliche Gedanken, die Vergangenheit zurückführend, zogen durch seine Seele, die jedoch bald durch die Anforderungen der Gegenwart verwischt wurden. Als er über die Elbe gefahren, die sich westwärts in den hohen umgebenden Bergen verlor und dann mühsam ein Hochplateau erreicht hatte, traten die blauen Umrisse der heimathlichen Berge in bekannten Linien hervor. Die Phantasie und die Sehnsucht flog, dem Wagen voraneilend, zu ihnen hinüber, in das Thal und in das Haus seiner Kindheit, welches er jetzt nach fast zwei Jahren wieder betreten sollte.

SIEBENZEHNTE CAPITEL. IM VATERHAUSE.

Der Wagen hielt. Droben auf der Freitreppe eines schloßartig gebauten, großen Herrenhauses stand eine schlanke, bleiche Frau, deren dunkle Augen schon lange mit ängstlicher Erwartung dem kommenden Wagen entgegengablickt hatten. Jetzt flog sie schnell die Stufen hinab, Diener waren bemüht, die Thür zu öffnen, den Tritt hinabzulassen, dann lag sie an seiner Brust, fest von

seinen Armen umschlungen, und die Freude, den geliebten Sohn nach schmerzlichen, kummervollen Tagen gesund und wohl wieder zu besitzen, füllten ihre Augen mit Thränen.

Er sollte sich schonen, sich nicht anstrengen, wo möglich gar nicht gehen, und er wollte grade beweisen, daß seine Verwundung nur unbedeutend gewesen, er vollständig hergestellt sei und wäre deshalb am liebsten gesprungen und gelaufen, – bis sich dieser Wettstreit mütterlicher und kindlicher Liebe dahin ausglich, daß er von ihr geführt und, sich auf sie stützend, die Stufen bis in das Haus hinaufging.

Mit welchem Stolze weilte jetzt das Auge der Mutter auf dem Sohne, der, während der Zeit sie ihn nicht gesehen, aus einem blühenden Jüngling ein Mann, das verkörperte Ideal eines kriegerischen Helden geworden war.

Mochte das Auge der Mutter immerhin durch ein gefärbtes Glas sehen, sie theilte in diesem Falle den Fehler mit vielen Frauen und Mädchen, und wir müssen daher diese Schwäche um so leichter entschuldigen. Sie hatten sich Vieles zu erzählen. Sie wollte Alles ausführlich wissen, vom Tage seiner Abreise an, da seine Briefe immer nur kurz und aphoristisch gewesen wären; und als er dann erzählte und sich weitläufig über die kriegerischen Ereignisse ausließ, kam sie immer wieder auf seine Verwundung zurück und verlangte die genaue Schilderung seines Ergehens nach derselben. Wer ihn verpflegt, wem sie besonders verpflichtet sei – Umstände, über welche er

immer sehr kurz hinwegging und darüber zuletzt hartnäckig schwieg.

»Du machst mir Vorwürfe, daß ich nicht ausführlich genug geschrieben,« fuhr er wieder abspringend fort, »und doch habe ich Dir mit Franz einen längeren Brief gesandt und ihn selbst, damit er Dir Alles erzählen kann.«

»Ach, wie lange ist das her, es war mehre Wochen vor Deiner Verwundung.«

»Nun, laß die unbedeutende Wunde; seit mir der Doctor in Radowa die Kugel herausgezogen, bin ich wieder ganz gesund und dienstfähig; sprechen wir daher nicht mehr davon. – Wo ist denn der Franz eigentlich, weshalb habe ich ihn noch nicht gesehen?«

»Er arbeitet droben auf einem der Hämmer, Herr Hel-ling hat ihm eine Aufseherstelle gegeben, weil es mit seinem Fuße immer noch nicht geht. Auch dachte ich, Du könntest –«

»Ich bin gesund, Mutter, nicht wahr, Du zweifelst nicht mehr daran und behandelst mich auch so, es – würde mich sonst betrüben. Aber ich möchte den Franz doch einmal sehen, er wird sich gewiß auch freuen.«

»Es ist schon nach ihm gesandt.«

»Da fällt mir ein, ich gab ihm ein böhmisches Kind mit, eine wilde Katze von einem Mädchen, die wir in einer Ruine auf dem Schwarzwalde fingen, – hat er die wirklich mit hierher gebracht oder ist sie ihm unterwegs fortgelaufen?«

»Du meinst Wanda,« erwiderte lächelnd seine Mutter, »nein, die ist ihm nicht fortgelaufen, sondern befindet sich hier. Du sollst sie ebenfalls sehen und wirst sie vielleicht sehr verändert finden.«

»Vorläufig bin ich nicht neugierig.«

Der eintretende Geschäftsführer Helling gab dem Gespräche eine andere Richtung. Er war ein Mann in den Funzigen, mit intelligentem Gesicht und einem ruhigen und schlichten Wesen. Eng befreundet mit dem verstorbenen Grafen und im Besitze dessen vollen Vertrauens, hatte er, nur den Geschäften obliegend, niemals zu Lothar in näherer Beziehung gestanden. Er war von dem Grafen über die Erziehung seines Sohnes, sowie über die Wahl für dessen Beruf, nicht zu Rath gezogen, hatte sich überhaupt nicht um die eigentlichen Familienangelegenheiten seines Chefs bekümmert. Selbst der Gräfin war er erst nach dem Tode ihres Gatten näher getreten und dann ihr Rathgeber und geschäftlicher Leiter geworden.

Er begrüßte den Angekommenen mit der rücksichtsvollen Ergebenheit, welche dem Sohne und Erben seines verstorbenen Herrn zukam, und verwickelte ihn bald in ein berichterstattendes geschäftliches Gespräch.

Lothar betheiligte sich daran mit geringem Interesse, ja sogar mit einem sichtlich sich kennzeichnenden Zwange. Er war überzeugt, daß die Verwaltung seines Vermögens, namentlich der technische Betrieb desselben, sich in den besten Händen befinde, es mangelte ihm für den letzteren die Theilnahme, selbst das dazu erforderliche Verständniß.

»Gern bin ich bereit, wenn ich mich ein paar Tage ausgeruht haben werde,« sagte er im Laufe des Gespräches, »mit Ihnen nach den Werken und Hütten hinaus zu fahren und mir dieselben anzusehen; Sie werden aber Nachsicht mit mir haben und die geringen Kenntnisse, welche ich von diesen Dingen besitze, entschuldigen müssen. Es ist einmal nicht mein Beruf – ich habe, vielleicht sehr mit Unrecht, niemals eine Neigung dafür empfunden.«

»Ich bin weit entfernt, Herr Graf, dies mißbilligen zu wollen,« erwiderte Helling mit der ihm eigenen Ruhe, »aber vielleicht wird die Vorstellung, daß ein sehr großer Theil Ihres Vermögens in diesen Werken steckt, und daß die Rentabilität desselben mehr oder weniger davon abhängt, das Interesse an diesen Unternehmungen einigermaßen zu erhöhen, besonders da Sie in kurzer Zeit großjährig werden.«

»Ah – alle diese Dinge befinden sich in den besten Händen,« erwiderte leichthin Lothar, »davon bin ich vollständig überzeugt und werde, großjährig oder nicht, in den von meinem Vater getroffenen Anordnungen nichts ändern. Ich will mit Ihnen fahren, will sehen, bewundern, urtheilen ungefähr wie der Blinde von der Farbe; – aber damit müssen Sie sich begnügen. Sie scheinen nicht mit mir einverstanden?«

»Ich habe den Grundsatz, mir über dasjenige, was ich für wichtig halte und das auf mein Ergehen einen Einfluß übt, immer ein eigenes, selbstständiges Urtheil zu bilden. Blindes Vertrauen auf Andere führt im besten Falle immer zu einer unserer nicht würdigen Abhängigkeit.«

»Ich danke Ihnen für diese selbstmörderische Offenheit,« lachte Lothar, dem Director herzlich die Hand reichend, »und werde mir Mühe geben, – wenn es nicht bald wieder losgeht, was wahrscheinlich, dann, – das werden Sie einsehen, muß ich fort und kann mich nicht mit diesen Dingen beschäftigen.«

Während er die letzten Worte in scherzendem Tone sprach, hatte sich die Thür geöffnet und Franz stand schüchtern und verlegen, aber mit vor Freude glänzenden Augen in derselben.

»Ah – da bist Du ja,« rief ihm Lothar, die Hand ausstreckend, entgegen, welche dieser stürmisch ergriff und zu küssen sich bemühte. »Nun, da wären wir ja Beide wieder daheim, laß einmal schauen, wie Du aussiehst? Es will immer noch nicht recht mit Dir gehen?«

»Ach, Herr Graf,« sprach mit seiner Rührung kämpfend in etwas unverständlichem Tone der Diener, »habe ich es Ihnen nicht gesagt, – Sie sollten mich nicht fortschicken, da es doch möglich wäre, daß Sie verwundet werden könnten. Sie werden eine schöne Verpflegung gehabt haben ohne mich. Hab’ immer gesagt, deshalb allein dauert’s so lange.«

»Beruhige Dich darüber, es hat mir an nichts gefehlt, und jetzt bin ich wieder gesund, in ein paar Tagen vollkommen. Aber, wie geht es Dir? Ich sehe, Du hinkst immer noch ein wenig.«

»Nicht von Bedeutung, hat gar nichts zu sagen. Wenn es wieder losgeht, nehmen mich der Herr Graf jedenfalls mit, ich würde es hier nicht aushalten.«

»Wir sprechen noch darüber. Wie war denn Deine Reise, hat Dir das Mädchen viel Umstände gemacht? Ich höre, Du hast sie wirklich bis hierher gebracht.«

»Weshalb sollte ich nicht? Sie war folgsam wie ein Kind, was sie ja ist und anstellig dazu. Sie lernte die Pferde füttern, anschirren und auch fahren. Das machte ihr besonderes Vergnügen und ich ließ sie gewähren. Wir reisten dadurch sehr gemächlich, denn sie fuhr und Herko bewachte uns.«

»Nun, das freut mich,« lachte Lothar, »Du siehst daraus: Alles hat sein Gutes; wolltest Du doch das Kind gar nicht mitnehmen.«

»Ich?« fragte erstaunt der Diener »– ich, im Gegentheile –«

»Nun, lassen wir das.«

»Willst Du vielleicht Wanda jetzt einmal sehen,« fragte Lothars Mutter, nachdem Helling und Franz sich verabschiedet hatten, »da sie der Gegenstand Deiner Unterhaltung geworden?«

»Sehen?« fragte er verwundert, »befindet sie sich denn hier auf dem Hofe?«

»Allerdings.«

»Mit der Wartung welcher Thiere beschäftigt sie sich denn, da sie dieselben so sehr zu lieben scheint?«

»Sie wohnt hier bei mir im Schlosse und leistet überall gute Dienste, denn sie ist im hohen Grade willig und anstellig.«

»Du hast sie am Ende gar zu Deiner Kammerjungfer gemacht, das hatte ich ihr damals wahrlich nicht angesehen.«

»Dazu würde sie zu jung sein, auch vielleicht am wenigsten passen, denn sie ist ein eigenartiges Kind.«

»Ja, so ist sie mir auch vorgekommen. Höchst eigenartig, mit einer gewissen Verwandtschaft zum Katzenschlecht.«

»Erlaubst Du vielleicht, sie zu rufen? Sie beschäftigt sich, seit sie erfahren, daß Du zurückkehren würdest, fast nur mit diesem Ereigniß.«

»Sehr schmeichelhaft für mich. Nun, so wollen wir sie denn zur Audienz zulassen.«

Die Gräfin entfernte sich und kehrte bald darauf mit Wanda zurück. Diese hatte sich in der kurzen Zeit sehr verändert. Sie war gewachsen und die zarten, biegsamen Formen ihres Köpers traten in der reinlichen, einfachen, kleidsamen Tracht angenehm hervor. Ihr Teint, zwar noch eben so dunkel, aber klarer, glich demjenigen der Südländerinnen. Ihre großen Augen strahlten wie zwei leuchtende Sterne, vielleicht deshalb, weil sie mit dem Ausdrücke der höchsten, jedoch durch Furcht gemilderten Freude nach dem Officier hinstarrten, jenem Manne, der sie von jahrelangen, schrecklichen Leiden befreit und den ihre lebhaftes Phantasie inzwischen mit dem Glorienschein eines reitenden Erzengels umgeben hatte.

Schweigend verharrte sie in dieser Stellung, als ob sie nicht wage, der vorgestreckten Hand und den Bewegungen, von denen ihre Seele erfüllt war, Folge zu geben.

Auch er blickte diese unerwartete Erscheinung wider seinen Willen fast verlegen an. Der um seinen Mund schwebende spöttische Zug verschwand, als er ihre glänzenden Augen sah, welche mit dem Ausdruck der hingebendsten und zugleich kindlichsten Verehrung den seini-gen begegneten.

»Nun, Wanda,« fragte er mit einem freundlichen Lächeln in böhmischer Sprache, »hast Du keinen Gruß für mich, nachdem wir uns so lange Zeit nicht gesehen, – erinnerst Du Dich meiner nicht mehr?«

Mit der Schnelle eines Gedankens stürzte sie ihm zu Füßen, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen, ehe er es zu verhindern vermochte.

»Steh auf!« rief er rasch, sichtlich von diesem Beweise ihrer sich so leidenschaftlich kundgebenden Anhänglichkeit ergriffen, während er selbst die noch immer Knieende aufzurichten sich bemühte, »das paßt sich nicht, ich liebe es nicht.«

Die letzten mit dem Tone des Tadels gesprochenen Worte schnellten sie wie eine Feder empor, und sie stand nun dicht vor ihm, zitternd und mit gesenkten Augen.

»Ich höre von meiner Mutter,« sprach er mit ruhiger Stimme weiter, da ihm ihre innere Bewegung nicht entging, »daß es Dir hier gut gefällt, besser als in der verwünschten Burg auf dem Schwarzwalde. Ist es so? Bist Du zufrieden hier, oder hast Du noch immer das Bestreben, mit Deinem großen Hunde auf und davon zu gehen?«

»Ach, Herr, wie können Sie so fragen,« erwiderte sie in geläufigem Deutsch und mit einem schmerzvollen Zucken um den Mund, »Ihnen allein verdanke ich dieses Glück – Ihnen allein. Ich werde es nie vergessen, niemals, nie undankbar sein.«

»Du sprichst ja mit einem Male fertig deutsch,« sagte er, bemüht, den Ton dieses erregten Gespräches zu ändern, »das hast Du schnell gelernt.«

»Ich weiß nicht, wie ich es gelernt habe,« erwiderte sie schüchtern und immer mit niedergeschlagenen Augen, die sich nur zuweilen in kurzen Momenten zu ihm erhoben, »es kam mir vor, als hätte ich es nur vergessen und erinnere mich wieder daran, wenn ich es hörte.«

»Es freut mich, daß ich Dich wohl und munter wiedergesehen habe,« sagte er. Er wollte abermals hinzusetzen: »Ich habe immer geglaubt, Du würdest unterwegs fortlaufen,« aber er unterließ es, denn sie sah ihn eben wieder mit einem so kindlich treuen Blicke an, daß er diese sie verletzenden Worte nicht auszusprechen vermochte.

»Ich werde wahrscheinlich längere Zeit hier bleiben und Dich daher öfter sehen.«

Sie versuchte, bei diesen Worten wieder seine Hand zu ergreifen, um sie zu küssen, aber er verhinderte es und sagte in strengem, fast befehlenden Tone:

»Laß das, ich habe Dir schon einmal gesagt, daß es mir unangenehm ist und ich es nicht will. – Geh jetzt,« fuhr er dann freundlicher fort, »ich bin beschäftigt. Ein ander Mal mehr.«

Ohne ein Wort der Erwiderung und ohne einen Moment zu zögern, wandte sie sich um und verschwand leisen, eiligen Schrittes, einer Erscheinung ähnlich, wie sie gekommen war.

»Das Mädchen hat sich wirklich sehr verändert,« scherzte er, nachdem sie gegangen, »sie ist kaum wieder zu erkennen; zwar immer noch ein häßliches Ding, aber wenn Du sie dort in den Ruinen gesehen hättest, Mutter, wo wir sie zuerst trafen, Du würdest Dich auch über die eingetretene Veränderung wundern.«

»Ich glaube, mein Sohn, daß sie wenig anders ausgehen wird, wie damals, als sie eines Abends, naß und schmutzig, mit Franz ankam.«

»Um so mehr wundert es mich, daß Du sie hier zu Dir in das Schloß genommen.«

»Das hat sich so von selbst gemacht, wie vieles Andere. Im Anfange ging sie als eine fremdartige, scheue Erscheinung umher, war bald hier, bald dort, aber für Alles, was sie empfing, auch für jede Belehrung, im hohen Grade dankbar. Mit einer rührenden Strebsamkeit war sie bemüht, sich nützlich zu machen, so daß sie öfter von den niedrigsten Dienstleistungen abgehalten werden mußte. Das Deutsche lernte sie in unglaublich kurzer Zeit; ich bin überzeugt, sie hat es als kleines Kind schon einmal, wenn auch nicht fertig gesprochen. Ich habe sie darüber gefragt, aber ihre Erinnerungen reichen nur bis zu einem großen Walde, wo sie mit dem Herrn, wie sie einen Mann nennt, und Peter, wahrscheinlich dem Diener, gelebt hat.

»Zuerst gab es nur drei Wesen, für welche sie eine zwar verschiedenartige, aber gleich leidenschaftliche Anhänglichkeit zeigte. Das erste warst Du, sie gab Dir die wunderbarsten Namen, dann Franz und endlich ihr großer Hund Herko.«

»Ich fühle mich im höchsten Grade durch diese Kame-radschaft geschmeichelt,« lachte er.

»Jetzt glaube ich aus dem dreiblätterigen ein vierblät-teriges Kleeblatt gemacht zu haben. Sie ist überhaupt ein eigenartiges Kind, das seine Zuneigung nicht leicht ver-schenkt, aber dann mit großer Zähigkeit daran festhält.«

»Du scheinst Dich ja ungemein für sie zu interessiren.«

»Das thue ich auch, »denn sie besitzt das brennende Verlangen, ihre Kenntnisse und ihr Wissen zu vermehren. Nie läßt sie eine ihr sich dazu darbietende Gelegenheit ungenutzt vorübergehen.«

»Was soll denn schließlich daraus werden? Du hast doch nicht die Absicht, sie über ihren Stand hinaus zu erziehen? Das nimmt niemals ein gutes Ende. Ein Jeder muß für diejenigen Verhältnisse des Lebens einexercirt werden, für die er geboren ist, sonst wird er unglücklich – besonders die Weiber.

»Du sprichst ja mit einer großen Sachkenntniß, als ob Du selbst längere Zeit Erzieher gewesen wärest.«

»Man braucht nicht Alles gewesen zu sein, worüber man richtig urtheilen kann.«

»Nun, vorläufig überlasse dies Kind und seine weitere Ausbildung mir. Sei überzeugt, sie wird nicht über ihren

künftigen Stand hinausgehen und deshalb nicht zu ihrem Unheil gereichen.«

»Ganz wie Du willst, liebe Mutter. Entschuldige meine letzte Aeüßerung, sie geschah eigentlich mehr, um zu widersprechen. Wir haben uns, glaube ich, schon viel zu lange mit diesem böhmischen Kinde beschäftigt, das einer muthwilligen Laune von mir seinen hiesigen Aufenthalt verdankt, weshalb ich Dich um Entschuldigung zu bitten noch immer versäumt habe. Du hast sie angenommen, – mache nun mit ihr und aus ihr, was Du für räthlich hältst, – ich gebe Dir *plein pouvoir*, denn ich besitze für sie nicht das mindeste Interesse.«

Ende des ersten Bandes.

ZWEITER BAND

ERSTES CAPITEL. EINE UNERWARTETE EINLADUNG.

Lothar befand sich bereits über zwei Monate in Hardeck, er war vollständig wieder hergestellt. Weniger die dringenden Bitten seiner Mutter und die geschäftlichen Angelegenheiten, an welchen ihn Helling zu betheiligen suchte, als ein Brief seines Oheims hatten ihn bestimmt, seinen Aufenthalt so lange auszudehnen.

»Ich bin Soldat,« erwiderte er stets mit großer Bestimmtheit seiner Mutter, wenn sie ihre Versuche, ihn zum Bleiben zu bewegen, erneuerte, »meine Pflicht ruft mich zu der Fahne und diese Pflicht ist zugleich meine Ehre.«

Der Oheim schrieb ihm jedoch, daß er selbst als Feldmarschall-Lieutenant zur italienischen Armee, wenn sie noch diesen Name verdiene, versetzt sei und sich nach Wien begeben, wo sich ein größeres Corps unter dem Erzherzog Carl versammele. Zur Action würde es vorläufig keinenfalls kommen, er solle sich daher nicht übereilen, sondern sich vollständig auskuriren lassen. Ob er sich in Hardeck oder in Wien herumtreibe, sei ziemlich gleichgültig, das Erstere jedenfalls sogar vorzuziehen. Er würde ihm von Wien aus weitere Nachricht zukommen lassen, und er selbst möge ihn benachrichtigen, ob er in seinem Stabe Adjutantendienste leisten oder bei einem unter seinem Befehle stehenden Husaren-Regimente als Rittmeister eintreten wolle; er könne ihn zu beiden Stellen befördern.

Voll freudiger Genugthuung, seine Neigung zum Dienste in der Reiterei endlich befriedigen zu können, wählte er das Letztere, antwortete seinem Oheim sofort in dieser Weise und bat ihn dringend, ihm sobald als möglich die Einberufungs-Ordre zukommen zu lassen, da es für ihn nöthig sei, sich vor dem Beginne des Feldzuges sowohl mit dem Cavalleriedienst selbst, als mit seinen Vorgesetzten, Cameraden und Untergebenen genau bekannt zu machen.

Auf diesen Brief hatte er noch keine Antwort erhalten, dagegen trafen Nachrichten ein, daß der zu Leoben geschlossene Waffenstillstand in einen Frieden, über den man in Udine unterhandle, verwandelt werden solle.

So sehr Lothars Mutter durch diese Wendung der politischen Ereignisse erfreut wurde, da sie darin das Aufhören des Krieges und der Gefahren ihres Sohnes erblickte, so sehr wurde er selbst darüber verstimmt. Er sprach sich in den schärfsten und bittersten Ausdrücken aus und erging sich in Schmähungen über den pedantischen und schwachköpfigen Hofkriegsrath, der schon so viel Unheil über Oesterreich gebracht, seine besten Feldherrn lahm gelegt und jetzt den jungen Kaiser, der vom Kriege selbst nichts verstehe, leider zu beherrschen scheine.

Sie widersprach nicht, um seine ohnehin gereizte Stimmung nicht noch mehr zu verschlechtern, aber im Stillen segnete sie diesen so sehr geschmähten Hofkriegsrath, denn die Liebe der Mutter überwog bei ihr weit die patriotischen Gefühle.

Er hatte Befehl ertheilt, ein Pferd zu satteln, ein junges, feuriges Thier, arabischer und ungarischer Kreuzung, das er nebst mehren andern mitnehmen wollte. Täglich ritt er diese Pferde selbst, um sie diensttüchtig zu machen, wie er sich ausdrückte, und brachte so fast die Hälfte des Tages im Sattel zu.

Als er sich eben von seiner Mutter verabschieden wollte, sie hatten wie immer gemeinschaftlich gefrühstückt, kam die Post und mit ihr eine Menge Briefe und auch einige Zeitungen. Begierig, wie schon seit längerer Zeit, forschte Lothar nach dem ersehnten Briefe seines Oheims, aber er war leider wieder nicht da, dagegen ein anderer von dem Grafen Thurnau in Radowa, den ihm seine Mutter, an die er gerichtet war, nachdem sie ihn gelesen, mit einem fragenden Lächeln übergab.

»Ihre Erlaucht,« schrieb der Graf, »mögen es gütigst entschuldigen, daß ich mir erlaube, an Sie zu schreiben, obgleich ich nicht die Ehre genieße, persönlich von Ihnen gekannt zu sein. Der Zufall hat Ihren Herrn Sohn einige Tage zu unserem Gaste gemacht, und mir dadurch Gelegenheit gegeben, die freundschaftlichen Gefühle, welche ich gegen Ihren verstorbenen Herrn Gemahl gehegt, dem Sohne, wenn auch in sehr unvollständiger Weise, kund zu geben. Wir begehen am 24. d. M. den siebenzehnten Geburtstag meiner Tochter, und beabsichtigen, sie an diesem Tage durch ein Fest in größerem Umfange bei unseren Standesgenossen, soweit dies möglich, einzuführen. Meine Gemahlin und ich bitten daher Ihre Erlaucht und Ihren Herrn Sohn, uns die Ehre der Betheiligung an

diesem Feste zu schenken, und erwarten Sie, Ihrer Zusage gewiß, am Tage vorher auf dem Schlosse Radowa. Genehmigen Ihre Erlaucht bei dieser Gelegenheit, nebst vielen Empfehlungen von meiner Frau, die Versicherung der unbeschränktesten Hochachtung und Verehrung von Hochdero

ergebenstem Diener

Reichsgrafen *von Thurnau*.«

»Pah,« sagte Lothar, indem er den Brief nachlässig auf den Tisch warf, »das lohnte sich, Eines Balles wegen so weit zu reisen. Und während der Zeit könnte des Oheims Brief und die Ordre kommen! Schreibe, wir müßten bedauern u. s. w., ich aber will jetzt reiten, denn der Ajax wartet, ich höre sein ungeduldiges Scharren und darf nicht länger zögern.«

Sie blickte ihm einen Moment nach, dann eilte sie an das Fenster, um zu sehen, wie er an das Pferd trat, es streichelte, liebkostete, sich dann leicht in den Sattel schwang und, das feurige Thier mit Mühe im Schritt erhaltend, langsam aus dem Hofe hinausritt.

Als er ihren Augen entschwunden, trat sie an den Tisch zurück und nahm nochmals den Brief des Grafen Thurnau zur Hand, um ihn wiederholt zu lesen. Da sie bisher gar keinen Umgang mit dieser entfernt wohnenden Familie gepflogen, sich auch nicht erinnerte, daß ihr Mann des Grafen jemals erwähnt, so wußte sie diese unerwartete Einladung nur durch Lothars Aufenthalt in Radowa zu erklären, und knüpfte daran allerlei Combinationen,

wie sie in der Seele einer Mutter so leicht entstehen, welche ihren einzigen Sohn zärtlich liebt und seine Vorzüge überschätzt.

Er hatte in wenig eingänglicher Weise über seinen Aufenthalt in Radowa berichtet. Man habe ihn daselbst mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufgenommen, der gegen seinen Willen herbeigerufene Arzt die Kugel endlich herausgenommen, der Graf sei ein seinen Stand und seine Standesrechte mit Ostentation zur Schau tragender Cavalier, die Gräfin eine gebildete, etwas schweigsame Dame, die Tochter ein schönes, jedoch noch unreifes und zugleich vorlautes Mädchen. Es herrsche in jeder Beziehung ein fast mehr als reichsgräflicher Luxus, der Graf müsse daher sehr reich sein.

Das waren nebst einigen ebenfalls wenig eingehenden Antworten auf an ihn gerichtete Fragen seine Mittheilungen über Radowa gewesen.

Daß Manuela ein sehr schönes und begabtes Mädchen sei, hatte er zugegeben, daß sie, die jetzt erst siebenzehn Jahre alt wurde, noch nicht zur vollen Reife gelangt sein könne, fand sie naturgemäß, aber grade deshalb bildeten sich in ihrem nur mit dem Wohle ihres Sohnes beschäftigten Geiste allerlei, für eine vorsorgliche Mutter leicht entschuldbare Combinationen.

Wenn bei Lothar für dieses Mädchen, das er selbst schön und begabt genannt, sich eine wirkliche Neigung ausbildete, und weshalb sollte dies nicht der Fall sein können, dann würde die Begierde nach kriegesischem Ruhme, von der er jetzt ausschließlich beherrscht wurde,

jedenfalls abnehmen, verblassen, durch andere Wünsche und andere Bestrebungen ersetzt werden und ihn nicht mehr den Gefahren des Krieges preisgeben, sondern der Thätigkeit seines verstorbenen Vaters zuführen und an die Heimath fesseln.

Ein langer tiefer Athemzug hob ihre Brust, während diese Gedanken durch ihre Seele zogen, Hoffnungen gleich, denen wir uns hingeben und sie mit schmerzlicher Beharrlichkeit ausmalen, obgleich wir uns selbst eingestehen, daß die Erfüllung wahrscheinlich nie eintreten wird.

Wie wir die schwachen, siechen, hülfsbedürftigen Kinder am meisten lieben, dürftige, kränkelnde, selbstgezogene Blumen am sorgsamsten pflegen, so geht es auch mit unseren Hoffnungen und Wünschen. Je unerreichbarer, um so verlockender; je weiter und unklarer die Ferne, in der sie uns erscheinen, um so sehnächtiger schauen wir zu ihnen hin; denn das Streben nach Unerreichbarem ist dem Menschen als steter Begleiter mit auf die Lebensreise gegeben, damit er nicht in den Irrthum ver falle, den flüchtigen irdischen Traum für den Anfang und das Ende seines Daseins zu halten.

Sie nahm sich vor, Lothar zur Annahme der Einladung zu bewegen und erfand nun bald eine Menge von Gründen, welche dieser Ansicht das Wort redeten. Daß sie dabei mit Vorsicht verfahren müsse, war ihr gleichmäßig klar, und sie verschob daher die weitere Erörterung mehre Tage, da dann eine Ablehnung bereits als eine Unfreundlichkeit erscheinen mußte.

Er dachte nicht mehr daran und sprach nicht mehr davon. Der Zufall oder vielmehr das Geschick, wie man es zu bezeichnen beliebt, schien ihrem Plane günstig, denn am andern Tage traf endlich der langersehnte Brief von Lothars Oheim ein, der ihm jedoch wider Erwarten abermals rieth, noch eine Zeitlang in Hardeck zu bleiben, der Friede sei vor der Thür und der Dienst jetzt langweilig, ermüdend und zugleich ohne Noth aufreibend.

Die Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Absicht konnte nicht günstiger sein, sie säumte daher nicht länger, erinnerte Lothar daran, daß der Brief des Grafen bisher unbeantwortet geblieben, und es jetzt wohl unschicklich sein möchte, ihn abzulehnen.

»Wie?« fragte Lothar verwundert, »Du hättest die Absicht, nach Radowa zu einem solchen Feste zu reisen, was jedenfalls mit großer Ostentation in Scene gesetzt werden wird. Du, die Du seit des Vaters Tode Hardeck noch gar nicht verlassen hast?«

»Eben deshalb,« erwiderte sie, »ich bin überzeugt, der gute Vater, wenn er noch lebte, würde ebenfalls meiner Ansicht sein.«

»Davon bist Du überzeugt?« wiederholte er, immer mehr erstaunt, weil er sich dies Benehmen seiner Mutter nicht zu erklären vermochte. – »Nun,« setzte er dann in scherzendem Tone und sie lächelnd ansehend hinzu, »weshalb sollte ich unter solchen dringenden Umständen eine Veranlassung zum Widerspruche finden? Reisen wir, liebe Mutter, wenn es Dir Vergnügen oder auch nur Abwechslung gewährt.«

»Ach, daran dachte ich nicht, erwiederte sie erfreut, »sondern nur an Dich.«

»An mich? Da befindest Du Dich im Irrthum, denn ich bleibe viel, viel lieber zu Hause. Ich wollte nur Dir damit gefällig sein, schreiben wir daher ab.«

»Nein, nein, Du hast mich falsch verstanden. Es macht mir allerdings Vergnügen, und Du wirst mir nicht den Schmerz bereiten, Deine Zusage zu widerrufen.«

»Den Schmerz? Was hat diese Ballgeschichte mit einem Schmerze gemein? Doch ich sehe, Du legst einen Werth darauf, es ist Dir angenehm, das genügt vollkommen. Gestattest Du, dem Grafen in Deinem Namen zu antworten? Der Brief ist an Dich gerichtet und ich bin nur beiläufig mit eingeladen.«

»Wie kannst Du so etwas annehmen. Ohne Deine Anwesenheit in Radowa wäre von keiner Einladung die Rede gewesen.«

»Vielleicht möglich, jedenfalls sehr gleichgültig. Soll ich antworten?«

»Thue das, mein lieber Sohn, thue es sogleich, denn es hätte schon viel früher geschehen sollen; empfehl mich unbekannter Weise auch der Frau Gräfin und ihrer Tochter.«

»Auch der letzteren?« fragte Lothar mit einem leichten Spotte.

»Dies verlangt die gewöhnliche Höflichkeit, außerdem aber scheint es hier besonders geboten, da ihr zu Ehren die ganze Festlichkeit stattfindet.«

»Eine sonderbare Art, den Geburtstag eines siebenzehnjährigen Kindes zu feiern.«

»Ein Mädchen von siebenzehn Jahren kann man nicht mehr ein Kind nennen; auch sagtest Du ja selbst, daß sie schön und geistreich sei.«

»Schön? Das ist Geschmacksache, aber als geistreich habe ich sie wohl schwerlich bezeichnet, denn zwischen vorlaut und geistreich besteht ein großer Unterschied.«

»Urtheilst Du vielleicht nicht zu streng? Wie äußerte sich denn beispielsweise diese von Dir so getadelte Eigenschaft?«

»Wie sie sich äußerte? Glaubst Du, ich hätte ihre oft kindischen Bemerkungen in meinem Gedächtnisse bewahrt? Doch zum Beispiel,« fuhr er mit einem gereizten Lächeln fort, während er die Spitzen seines jugendlichen Schnurrbartes zusammendrehte, »als ich den Soldatenstand pries und als den ersten bezeichnete, da der Kaiser selbst zu ihm gehört, äußerte sie, sie würde Derartiges niemals sagen, wenn sie selbst Soldat wäre, denn sich selbst zu loben, sei verächtlich oder lächerlich, – ich weiß nicht mehr, wie sie sich auszudrücken beliebte.«

»Nun, so wird sie wohl grade nicht gesagt haben. Du hast ihre Aeüßerung wahrscheinlich falsch verstanden und mußt an ein so junges Mädchen mit noch kindlicher Anschauung nicht den Maßstab einer zu strengen Beurtheilung legen.«

»Du nimmst ja förmlich ihre Partei,« bemerkte er gereizt, »doch weshalb wollen wir darüber weiter reden. Die Einzelheiten habe ich natürlich vergessen, aber der

Totaleindruck ist mir geblieben: kindisch, anmaßend! Ich zweifle nicht, daß Du dasselbe Urtheil fällen wirst, nachdem Du sie kennen gelernt. Soll ich wirklich schreiben?«

»Gewiß, gewiß, lieber Sohn, und zwar sogleich, die Post geht in einer Stunde ab.«

ZWEITES CAPITEL. VORBEREITUNGEN.

Der Graf Thurnau traf zur Feier des Geburtstages seiner Tochter die großartigsten Vorbereitungen. In seiner Jugend hatte er viel mit dem als phantastischen Gartenkünstler berühmten Grafen Hoditz in Roßwalde verkehrt, war auch bei dem Besuche Friedrich des Großen im Jahre 1770 daselbst anwesend gewesen. Die damals empfangenen Eindrücke blieben nicht ohne Einfluß auf seine Geschmacksrichtung, sowie auf seine politische Anschauung. Der Graf Hoditz hatte bekanntlich die Umgebungen seines Schlosses in einen Zaubergarten verwandelt, der des Wunderbaren und zugleich des Barocken, wie es der Geschmack der damaligen Zeit mit sich brachte, Vieles enthielt. Nicht nur, daß die Gartenanlagen und die darin enthaltenen Bauten der sonderbarsten und phantastischsten Art waren, – man konnte anscheinend aus einem Lande der Erde in das andere wandern, ja selbst die Stadt der Liliputer bewundern, deren Thürme nur die Größe eines Menschen besaßen, – auch die lebenden Wesen standen mit diesen todten Gegenständen im vollsten Einklange.

Alle Untergebene des Grafen, – und er besaß deren als Gutsherr gegen tausend, – waren in arkardische Schäfer

und Schäferinnen verwandelt oder in wenig bekleidete Nymphen und mit langen Fischschwänzen versehene Tritonen, die in den von Fontainen sprudelnden Gewässern, bei Friedrichs Anwesenheit im September allerdings zähneklappernd, sich herumtummelten; griechische Götter und Göttinnen standen im entsprechenden Costüm ihnen zuschauend am Ufer; dazu kamen Feuerwerke, Wasserkünste und eine Menge anderer Ueberraschungen, so daß der König, als er Roßwalde nach dreitägigem Aufenthalte wieder verließ, um sich zur Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph II. nach Neustadt zu begeben, sehr davon erbaut war. Hier hatte der zur Prachtliebe neigende, verschwenderische Graf Thurnau sich für derartige verschrobene, in der Zeit liegende Geschmacksrichtungen zu begeistern gelernt und sie, wenn auch nicht in so umfangreicher und abenteuerlicher Weise, später gleichfalls auf seinem Stammschlosse verwirklicht.

Die Gärten von Radowa boten ebenfalls ein Conglomerat von allerlei buntscheckigen Erzeugnissen einer unregelmäßigen Phantasie; man erblickte griechische, chinesische und orientalische Tempel und Pavillons, Seen, Teiche, Grotten, Wasserfälle und Springbrunnen, und wenn auch nicht als halbnackte Götter und Göttinnen oder als fischgeschwänzte Tritonen, man begegnete doch an festlichen Tagen den Bewohnern der verschiedensten Ländern der Erde, oder sah sie in seltsamen Costümen mit böhmischen Gesichtern umhergehen, stehen oder sitzen, je nachdem es ihnen zur Erreichung eines malerischen Effectes befohlen war.

Der Besuch des großen Königs im Roßwalde, von welchem der Graf Zeuge gewesen, hatte aber noch einen andern und viel nachhaltigeren Einfluß auf ihn ausgeübt. Das Geburtsjahr des Grafen fiel in den Beginn des schlesischen Krieges; zur Zeit des siebenjährigen befand er sich im angehenden Jünglingsalter. Außer Schlesien und Sachsen litt Böhmen am meisten während dieser Kriege, und von jener Zeit her stammt der fanatische Haß der böhmischen Bevölkerung gegen Preußen. Böhmen, dies von Bergen fast hermetisch abgeschlossene, zum größten Theil von Czechen bewohnte Land ist außer durch seine eigenen, die Hussitenkriege, und dem in ihm entstandenen dreißigjährigen wenig oder gar nicht von fremden Heeren, außer den preußischen, belästigt worden. Der ganze lange von Frankreich ausgegangene Sturm, der die österreichische Monarchie bis in ihre Grundfesten erschütterte, rauschte bis an die an der nördlichen Grenze im Jahre 1813 stattgefundene Schlacht von Culm spurlos über Böhmen hin. Nur die Preußen haben es zwei Mal und jetzt zum dritten Male empfindlich heimgesucht. 1744 eroberte Friedrich Prag, 1757 lieferte er dort die blutige Schlacht, in der Schwerin fiel, schloß die österreichische Armee ein und bombardirte die Stadt. Der Feind, welcher all diese Schrecken, all dies Elend verbreitete, war immer der verhaßte, ketzerische Preuße. Kann man es daher einer in der Cultur stehen gebliebenen, von einer fanatischen Geistlichkeit beherrschten Bevölkerung verdenken, daß sich dieser Haß hundert Jahre lang, bis 1866, unverfälscht erhalten hat und für sie die Preußen

noch immer dieselben waren, wie diejenigen des siebenjährigen Krieges? Wenn sie durch Sadowa auch eines Anderen und Besseren belehrt worden, im Großen und Ganzen hat sich wenig geändert; der Preußenhaß treibt in Böhmen nach wie vor seine von Aberglauben und Fanatismus sorgsam gepflegten Blüten.

Der Graf Thurnau, unter der Herrschaft dieser Gefühle aufgewachsen, änderte dieselben keineswegs, als er den großen König, den Eroberer Schlesiens, den Verwüster Böhmens, bei seinem friedlichen Besuche in Roßwalde von Angesicht zu Angesicht sah. Das Entgegenkommen des Kaisers Joseph, selbst die offen kundgegebene Verehrung desselben für diesen »Menschenschinder und Länderräuber«, mit welchen Bezeichnungen seine Feinde Friedrich belegten, war und blieb ihm ein Gräuel. Er selbst aber gehörte auch keineswegs zu den Bewunderern Kaiser Josephs, vielmehr zu seinen entschiedenen Gegnern. Er erblickte in dessen von den edelsten Motiven, wenn auch vielleicht mit einiger Ueberstürzung geleiteten reformatorischen und freisinnigen Maßnahmen hauptsächlich nur eine Schmälerung der wohl erworbenen, altehrwürdigen Rechte des Adels und der Geistlichkeit, und schloß sich daher seinen heimlichen, im Verborgenen wirkenden Gegnern an, jener Partei, welche ihm überall, wenn auch versteckt, aber deshalb nicht weniger hemmend und die segensreichen Wirkungen seiner humanen Ideen zerstörend und untergrabend entgegen trat.

Immer haben große Fürsten, welche das Wohl ihrer Völker erbten, mit dieser, aus der Camarilla und dem Priesterthum gebildeten, ihre eigene Herrschaft vertheidigenden Partei im Kampfe gelegen, und nur den starken und despotischen ist es gelungen, sie niederzuwerfen, wenigstens für einige Zeit.

Unkraut und Giftpflanzen wuchern immer wieder empor; die in der Luft schwebenden Dünste tragen ihren Samen fort, um ihn in sumpfigem und faulem Boden zu neuem Gedeihen abzulagern. Der Kaiser Joseph gehörte aber nicht zu den starken oder despotischen Herrschern. Schon zu seinen Lebzeiten erkannte er mit tiefem Schmerze das Vergebliche seiner edlen Bestrebungen, und als er noch im Alter der männlichen Kraft 1790 starb, beeilte sich sein wenig begabter Bruder, Leopold II. sie wieder zu zerstören und die alten Zustände herzustellen. blieb ihm dazu auch wenig Zeit, da er kaum zwei Jahre regierte, so fand sein Sohn und Nachfolger, Franz II. diese um so ausreichender und auch die dazu vollständig geeigneten Helfer. Er hat drei große Kriege gegen Frankreich geführt, der deutschen Kaiserwürde entsagt, Oesterreich an den Rand des Verderbens und zum finanziellen Bankerott gebracht, dasselbe schließlich aber doch mit Hülfe von Preußen und Rußland, scheinbar mächtiger als je, wieder hergestellt. Er hat die zusammengewürfelten verschiedenartigen Völker eines durch das andere geknechtet und jeder nationalen Selbstständigkeit beraubt, mit echt habsburgischer Schlaueit und Treulosigkeit immer die Interessen des Reiches den dynastischen

untergeordnet, um schließlich das glückliche Oesterreich seinem Nachfolger in einem Zustande zu überlassen, der es nöthig machte, im Jahre 1848 die eigene Hauptstadt nach einer blutigen Metzelei wieder zu erobern und die siegreichen Ungarn durch die Hülfe Rußlands niederwerfen zu lassen.

Doch wir schweifen ab und wollen nur noch hinzufügen, daß der Graf Thurnau nach dem Tode Kaiser Josephs aus der Stellung eines verdeckten Feindes gegen die Regierung zu ihren erklärtesten und offenen Anhängern übertrat, mit Auszeichnungen und Ehren überhäuft wurde, dann aber, da kein System, keine Regierungsform in dem österreichischen Völkerconglomerat eine längere Dauer hat, sich bald wieder etwas abgekühlt, aber doch immer der herrschenden Partei angehörend, auf seine verschuldeten Güter zurückzog.

Diese ehrgeizigen und zugleich resultatlosen Versuche waren die Ursache seines öfteren längeren Aufenthalts in Wien und der damit verknüpften übermäßigen Ausgaben gewesen. Seit drei Jahren nahm er an der Staatsleitung, auch indirekt keinen Antheil mehr, man schien ihn vergessen zu haben, da man mit den auswärtigen kriegerischen Angelegenheiten vollauf beschäftigt war.

Kehren wir jetzt nach Radowa zurück. Der Graf beabsichtigte den Geburtstag seiner Tochter auf die möglichst festlichste Weise zu begehen. Einmal sollte Manuela dadurch bei seinen Standesgenossen eingeführt werden, anderntheils hielt er es für nöthig, sich bei diesen durch etwas Außergewöhnliches wieder in Erinnerung

zu bringen, um nicht als zurückgelegt in Vergessenheit zu gerathen.

Die Einladungen zu dem Feste waren daher im weitesten Umfange erlassen. Natürlich nur unter dem hohen und höchsten Adel, denn Bürgerliche kamen zur damaligen Zeit in Böhmen noch gar nicht in Betracht, besonders bei den bekannten Grundsätzen des Grafen, der bei jeder Gelegenheit die unverfälschte Reinheit seiner Gesinnungen und seine Verachtung der von Frankreich herüber wehenden revolutionären Neuerungen mit Ostentation zur Schau zu tragen sich bemühte.

Wenn auch nicht allen Einladungen entsprochen war, die Mehrzahl hatte zugesagt, selbst der Statthalter in Prag, sofern seine dringenden Geschäfte es irgend gestatten würden.

Der Graf, darüber hoch erfreut, entwickelte eine immer regere Thätigkeit; es sollte ein Fest werden, wenn auch verschieden, doch ähnlich dem, welchem er vor sechs und zwanzig Jahren in Roßwalde zu Ehren des verstorbenen Königs Friedrich beigewohnt; er wollte zeigen, daß der böhmische Adel, auch ohne Könige dazu einzuladen, Derartiges zu seinem eigenen Vergnügen und zu seinen eigenen Ehren veranstalten könne. Er wollte etwas Außerordentliches in Scene setzen und dadurch wieder in die erste Reihe seiner Genossen eintreten.

In Radowa herrschte daher eine ungemeine Bewegung. Sardoni war auch jetzt die rechte Hand des Grafen und entwickelte dabei ein Organisationstalent, einen Ideenreichthum, der ihn entzückte. Seine Vorschläge und

Ausführungen trugen immer einen fremdartigen, südlichen, an Venedig erinnernden Charakter, und unterschieden sich daher sehr zu ihrem Vortheil von dem oft Gesehenen, oft dagewesenen Einheimischen.

Auch die Gräfin bewies eine rege Theilnahme, leitete selbst Vieles, befand sich deshalb oft Stunden lang in dem weitläufigen Park und verkehrte häufig mit Sardoni.

Manuela sah mit großer Spannung und Aufregung den kommenden Festlichkeiten entgegen, nicht deshalb, weil dieselben gleichsam ihr zu Ehren stattfinden sollten, denn diese Auffassung lag ihr ganz fern, sondern weil sie die Vorbereitungen im hohen Grade interessirten.

Sie hatte sich mit der ihr innewohnenden geistigen Elasticität sehr bald in die gegen ihre bisherigen Gewohnheiten ganz veränderte Lebensweise gefunden. Sie ließ sich bedienen, ankleiden, frisiren – nur gegen den ihre schönen Haare verunreinigenden Puder sträubte sie sich noch immer – und nahm die theilweise mit der Unterthänigkeit von Slaven geleisteten Dienste und Huldigungen mit der Gleichgültigkeit eines jungen Mädchens hin, das lange daran gewöhnt oder von Jugend auf dadurch verwöhnt ist.

Ihr Vater freute sich darüber und versäumte nicht, durch fortgesetzte Belehrung ihr den durch Geburt und Stand zwischen ihr und den gewöhnlichen Menschen bestehenden Abstand klar zu machen. Sie hörte diese Lehren mit demselben anscheinend geringen Verständniß an, wie sie es häufig und besonders dann that, wenn

nicht ein wahres, inneres Interesse sich bei ihr kundgab. Ihr verändertes Benehmen entsprang auch nicht aus Stolz und Ueberhebung, Eigenschaften, welche ihr Vater emsig bei ihr zu cultiviren bemüht war, sondern aus der ihr angeborenen Leichtigkeit, sich in die Verhältnisse zu finden und sich so angenehm wie möglich darin einzurichten.

Als endlich ungefähr eine Woche vor dem Tage des Festes die Liste der Geladenen bis auf wenig Zweifelhafte festgestellt werden konnte, betheiligte sie sich auch bei dieser Berathung in scherzender, fast ungebundener Weise. Sie fragte nach dem Alter, den Eigenschaften, dem Aussehen der einzelnen Personen, und unterließ es nicht, häufig so übermüthige und spöttische Bemerkungen einzuschalten, daß ihr Vater, der in solchen Dingen sehr empfindlich war, sich veranlaßt sah, sie öfter zurecht zu weisen.

»Also Hardecks werden auch kommen?« fragte sie mit einer Miene, welche es zweifelhaft machte, ob sie sich darüber freue oder ärgere, »der Herr Lieutenant, dem Du, wenn kein höherer Officier da sein sollte, jedenfalls den ersten Platz einräumen mußt, Papa, und auch seine Mutter. Kennst Du die Gräfin Hardeck, beschreib sie mir, ich denke mir eine alte, magere, stolze Frau, ungefähr –«

»Du ergehst Dich wieder in unpassenden Bemerkungen, und mußt Dich gewöhnen, auch ernsthaft und vernünftig zu reden, überhaupt weniger. So sehr man einem jungen Mädchen Lebhaftigkeit nachsieht, so unpassend

ist dieselbe bei außerordentlichen Gelegenheiten und im Kreise älterer und hochgestellter Personen.«

»So wird es am besten sein, dann immer zu schweigen.«

»Besser jedenfalls, als zuviel zu reden. Auch die Aeußerung über den jungen Grafen Hardeck war unpassend. Ein Officier, der zugleich Graf und reich ist, der Erbe von nahe einer Million, wie man allgemein sagt, der nur aus Neigung oder Vaterlandsliebe Soldat ist, hat eine Berechtigung dazu, seinen Stand zu loben und hochzustellen.«

»Ich will ihm ja diese Berechtigung auch nicht absprechen. Darf ich jetzt hinunter in den Park gehen und mir Venedig ansehen? Bis jetzt sieht es noch wenig verlockend aus und ich habe mir es ganz anders gedacht.«

»Weil Du nichts davon verstehst. Es ist das Alles nur auf den Effect der Beleuchtung berechnet, dann wirst nicht nur Du, so hoffe ich, sondern alle Herrschaften werden davon entzückt sein. Denke Dir: Es ist dunkel, wir steigen Alle an dem kleinen italienischen Pavillon in schwarze venetianische Gondeln, die Gondoliere singen einige italienische Stanzen aus Tasso, dann fahren wir geräuschlos in dem engen, finstern Graben, ganz wie in einem venetianischen Canale fort. Es erscheinen einige Lichter, die Wasserfläche erweitert sich, wir rudern in die Lagune und plötzlich steht der Dogen-Palast, die Piacetta mit den beiden Säulen in bengalischer Beleuchtung vor uns. Wir steigen aus, gelangen durch sich drängende Masken auf den Marcusplatz mit der Marcuskirche

und dem Campanile, – Alles wogt und treibt durcheinander, Bänkelsänger, Verkäufer und Verkäuferinnen, Masken und wir selbst – ganz so, wie in Venedig. Sardoni wird Alles täuschend ähnlich einrichten. Erfrischungen werden herumgereicht, die Musik spielt, wir tanzen die Polonaise und vertheilen uns wieder in Gruppen nach Laune und Geschmack! Jeder, der in Venedig gewesen, soll glauben, plötzlich wieder dahin gezaubert zu sein, und wer nicht dort war, wird die treueste Copie davon empfangen.«

»Aber bis jetzt kann ich mir das Alles noch nicht denken, diese grob gemalte Leinwand, auch glaubte ich, der Marcusplatz sei viel größer.«

»Natürlich ist er etwas größer; es würde ein enormes Geld kosten, wollte ich ihn eben so groß darstellen.«

»Ist der Fußboden auch von Brettern?«

»Du verstehst das nicht, ich kann den Platz doch nicht mit Marmor-Quadern belegen lassen. Auch würde es sich schlecht darauf tanzen.«

»Tanzen? Aber wenn es nun regnet?«

»Es wird nicht regnen!« erwiderte ärgerlich der Graf; »der Marcusplatz hat auch den Himmel zur Decke; Du ergehst Dich immer in unangenehmen Voraussetzungen.«

»Nun, sei nicht böse, Papa, ich habe nichts dabei gedacht, es wird gewiß nicht regnen, da so viel Mühe darauf verwendet wird. Ich will jetzt gehen und es mir nochmals ansehen, auch das Andere. Herr Sardoni ist gewiß unten und soll mir Alles erklären. Am meisten freue ich mich auf die Fahrt in den schwarzen Gondeln, worin man

sich so bequem hinlegen kann. Es soll ja heute auch Probe von dem italienischen Gesange sein, da muß ich zuhören, ob die Fischer auch ordentlich gelernt haben. Herr Sardoni war bisher sehr unzufrieden.«

DRITTES CAPITEL. DER ERSTE SONNENAUFANG.

Der Tag des Festes, zu welchem man so große Vorbereitungen getroffen, war gekommen. Die Sonne entstieg klar und nicht durch Wolken verdunkelt dem östlichen Himmel und ergoß ihr belebendes Licht über die Berge und Thäler. Das Schloß von Radowa funkelte darin wie ein Edelstein, umgeben von der grünen Einfassung der Bäume. Mit den ersten Strahlen des Lichtes, welche darüber hinstreiften, erwachte dort das Leben, obgleich der lange Sommertag der entweichenden Dämmerung nur eine kurze Zeit gegönnt hatte.

Ameisen gleich bewegte sich die zahlreiche Dienerschaft in den verschiedenartigsten Livréen und Costümen emsig durcheinander, während die Vorhänge vor den Fenstern des Schlosses noch herabgelassen blieben, wenigstens in allen Gemächern, worin die Herrschaften schliefen, weil es zu früh war, um die Schlummernden zu stören. Schon am Abende vorher waren mehre der geladenen Gäste in eleganten Carossen und begleitet von zahlreicher Dienerschaft eingetroffen, man hatte ein luxuriöses Souper eingenommen, sich aber dann bald zur Ruhe begeben, Alles auf den kommenden Tag verschiebend und von ihm erwartend.

Manuela, die Gefeierte, befand sich in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung, welche sie vergeblich zu unterdrücken bemüht war. Wenn es ihr auch äußerlich gelang, innerlich wollte es nicht gehen. Sie hatte über Alles bisher kindlich gescherzt, Manches sogar in ihrer muthwilligen Weise in das Lächerliche gezogen, weil sie sich von der Vorstellung, selbst der Mittelpunkt und die Veranlassung dieser ungewöhnlichen, Alles um sie her beschäftigenden Anstrengungen zu sein, fern hielt. Sie freute sich auf das Ganze wie auf ein Schauspiel, bei dem sie sich als Zuschauerin, nicht aber als die Hauptbetheiligte dachte.

Als jedoch die fremden, vornehmen Gäste erschienen, sich in gemessenen Formen bewegend, größtentheils ältere Herren und Damen, mit freundlich-kalten Mienen und steifem, ceremoniellen Benehmen, denen sie vorgestellt wurde, die sie musterten, fast wie eine zur Ausstellung gebrachte Waare und dann Höflichkeitsfloskeln an sie verschwendeten, eine ebenso klingend wie die andere, nur in der Wortstellung verschieden, aber an Leerheit des Inhalts sich alle gleichend, als sie immer wieder in den Vordergrund treten mußte, um zu knixen und zu danken, – da wurde es ihr unheimlich zu Muthe, und sie war glücklich, als endlich die Stunde der Erlösung schlug und sie die Erlaubniß erhielt, sich nach ihren Zimmern zu begeben. Dort erfaßte sie eine große Unruhe und Bangigkeit. So hatte sie sich das Alles nicht gedacht – und dies war ja erst der Anfang. Während sie halb entkleidet da saß und ihre Kammerjungfer fortgeschickt hatte, da sie

endlich einmal allein sein wollte, flogen ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück, wie dies immer der Fall ist bei außergewöhnlichen wiederkehrenden Gedenktagen unsers Lebens. Dann ziehen wir Vergleiche zwischen dem damals und dem Jetzt, blicken zurück auf die Meilensteine der Zeit, die an unserm Wege gestanden, und je größer deren Zahl ist, je mehr sie in der duftigen weiten Ferne der Vergangenheit verschwinden, um so ernster und freier von Illusionen werden unsere Reflexionen.

Manuela hatte noch eine kurze, lichte Vergangenheit; nur die Kindheit lag hinter ihr, noch nicht einmal ganz, aber sie fühlte es in diesem Augenblicke, daß sie morgen für immer von ihr scheiden sollte. Ein jeder gewaltsam herbeigeführter Uebergang hat Schmerzen in seinem Gefolge, und diese wurden ihr jetzt durch die väterliche Prunksucht und Eitelkeit bereitet. Wenn sie sich dies auch nicht klar machte, so empfand sie doch die Wirkung: den Schmerz.

Wie anders war ihr letzter Geburtstag gewesen! Wie stand dieser Tag plötzlich so deutlich, so in allen seinen Einzelheiten klar vor ihrer Seele, als ob sie ihn eben erst durchlebt hätte. Sie war beschenkt worden, nicht mit werthvollen Dingen, aber sie hatte sich kindisch darüber gefreut; ihre Gespielinnen hatten ihr Blumen gebracht, Mittags waren ihre Lieblingsgerichte erschienen und am Nachmittage der Unterricht ihretwegen ganz ausgesetzt worden, und sie hatten bis spät am Abende im Garten spielen und dabei noch mancherlei Außergewöhnliches

thun, namentlich schöne Birnen essen und süßen Wein mit Wasser trinken dürfen.

Wie herrlich war das gewesen, – wie so ganz, ganz verschieden von jetzt. Sie preßte ihre kleinen, zarten Hände heftig an ihre Brust, durch welche der Schmerz so gewaltig hinzog, daß sie es kaum zu ertragen vermochte.

Endlich kamen die lang zurückgehaltenen Thränen, sie wurde ruhiger, ihre Stimmung empfing einen Anflug von Bitterkeit; rasch entkleidete sie sich und schlief ein, ohne daß die Thränen Zeit behalten hätten, an ihren langen seidenen Wimpern abzutrocknen.

Nur wenige Stunden hatte sie in einem unruhigen Schlummer zugebracht, da erwachte sie wieder mit dem Gefühle innerer Beängstigung. Es war heiß und drückend in dem Zimmer, sie sprang auf, hüllte sich rasch in ein Ueberkleid und öffnete das Fenster. Die Dämmerung der Sommernacht lag noch auf der Erde und mit ihr eine lautlose, heilige Stille. Sie vermochte die einzelnen Gegenstände nicht zu unterscheiden, die noch in dunkeln massenhaften Gruppen zusammenhingen. Ein leiser, erfrischender Lufthauch wehte von Osten herüber und kühlte ihre erglühten Wangen.

Dann begann der Himmel sich über den Bergen zu röthen, die ersten Boten der rosenfingerichen Eos flogen empor! Ihre Augen blickten mit Erstaunen und mit immer mehr sich steigerndem Entzücken auf dieses tägliche Wunder der Natur.

Sie hatte noch nie einen Sonnenaufgang gesehen und stand jetzt sprachlos, keines Wortes, kaum eines Gedankens mächtig.

Golden leuchtende, flackernde Streifen schossen empor und ein röthliches Licht, die Nacht verscheuchend, flog über die Erde. Es wurde Alles deutlich und erkennbar und Alles, auch die alten Bäume, erglühete in jugendlicher Schönheit. Die Vögel stimmten ihren Morgengesang an, und dann lohte es immer glänzender, immer glühender im Osten, blendende Strahlen schossen hoch fast bis in das Zenith hinauf, und plötzlich flammte die Sonne selbst über den Rand des Berges empor, daß sie ihre Augen geblendet abwenden mußte.

Unbewußt war sie an dem offenen Fenster niedergekniet, ihr Kopf sank auf die gefalteten Hände hinab und ihrem tief bewegten Herzen entströmte ein kindliches, bewegtes, inbrünstiges Gebet.

Da wurde es unten lebendig, Stimmen und Schritte ertönten, sie hörte Thüren öffnen und schließen. Das Geräusch des Tages begann.

Eilig schloß sie das Fenster, ließ den Vorhang hinab und huschte wieder in das Bett.

Sie wagte die Augen nicht mehr zu öffnen, um das herrliche Bild nicht zu zerstören, das sich vor ihren Blicken entrollt hatte und noch immer lebendig vor ihrer Seele stand.

Weshalb hatte sie nicht der kommenden Sonne entgegen sehen können? – Ach, zum Anschauen des Schönsten und Erhabensten war sie nicht befähigt gewesen, und doch erfüllte sie eine tiefe Sehnsucht danach.

Ihre Gedanken begannen sich zu verwirren und gestalteten sich allmählich zu einem Traume, wie sie den zwischen Schlummer und Wachen schwankenden Seelen der Menschen zugeführt werden.

Jetzt vermochte sie ungehindert in die Sonne zu schauen, und hinter derselben lag der große, strahlende Himmel, von Millionen mit Flügeln versehenen Engelsköpfen bevölkert. In weiter, weiter Ferne, umgeben von unendlich vielen verschwimmenden, zarten, überirdischen Gestalten schwebte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, und noch weiter strahlte wieder ein so blendendes Licht, daß sie nicht hinein zu blicken vermochte.

Da war Gott selbst. Das empfand, das fühlte sie, aber sehen konnte sie es nicht.

Dann zog eine leuchtende Gestalt vorüber, ein Reiter auf weißem Rosse, die Lanze in der erhobenen Hand, an den geflügelten Engelsköpfen vorbei, dem Lichte zu. Er sah zu ihr hin, mit freundlich ernstem Blick, aber sie vermochte diesen Blick nicht zu ertragen und fühlte, daß sie zitterte und erröthete. Während er langsam vorüber schwebte und sich nochmals nach ihr umschaute, stimmten die Engel eine Musik an, so schön, so lieblich und zugleich so erhaben, wie sie nie etwas gehört hatte; sie mußte weinen vor Entzücken.

Der heilige Georg war wie ein lichter Stern bis zu der Mutter Gottes gekommen, als sie erschreckt zusammenbebte, denn sie hatte plötzlich die Empfindung, als habe ein leiser Kuß ihre Stirn berührt.

Noch im Banne des Traumes öffnete sie die Augen und sah ihre Mutter vor sich stehen, welche sie freundlich und liebevoll anblickte, – aber die himmlische Musik dauerte immer noch fort, das hörte sie deutlich.

»Manuela,« sagte ihre Mutter, sanft ihre gerötheten Wangen streichelnd, »erwache! Du hast wohl schön geträumt, denn Du lächeltest im Schlaf? Das ist eine gute Vorbedeutung, heute an Deinem Geburtstage.«

»Aber die Musik, die himmlische Musik, Mutter, hörst Du sie auch oder –«

»Sie bringen Dir ein Morgenständchen, mein Kind, und spielen schon längere Zeit. Stehe auf, stehe auf, wenn es auch erst sechs Uhr ist, tritt an das Fenster und danke den Leuten durch einen freundlichen Blick. Du wirst sie damit erfreuen.«

Während sie eilig und enttäuscht dieser Aufforderung genügte, tönnten die lang getragenen, sanften Accorde eines Choraes fort. Dann verstummten sie, um noch, bevor sie ihren Anzug vollendet hatte, der auffordernden Weise eines böhmischen Nationaltanzes Platz zu machen.

Sie öffnete das Fenster und schaute an der Seite ihrer Mutter hinaus, neigte dankend ihr Haupt und winkte freundlich mit der Hand.

Die Musik brach mitten im Satze ab und fiel in einen rauschenden Tusch, in welchen die zahlreichen unten Anwesenden mit einstimmten.

Sie wurde schmerzlich von dieser Ovation berührt; ihr Auge flog nach den Bergen hinüber, denen die Sonne so wundervoll schön entstieg war; jetzt stand sie wie sonst am Himmel. – Alles, Alles war verändert, – wie sonst, – eben so gewöhnlich, auch die vielen Menschen unten und die wieder den Tanz spielende Musik.

Hatte sie den Sonnenaufgang auch nur geträumt, wie die Erscheinung der heiligen Jungfrau und des Ritters Georg? Sie wußte nicht mehr, was Traum und was Wirklichkeit gewesen, winkte noch einmal dankend mit der Hand und verließ dann befangen und schweigend das Fenster.

VIERTES CAPITEL. DER RITTER ST. GEORG.

Die durch die geschilderten Vorgänge bei Manuela entstandene elegische Stimmung machte bald einer andern Platz, hervorgerufen durch die Vorbereitungen, denen sie sich selbst zur Begehung des Festes unterwerfen mußte. Denn die Eindrücke, welche wir von außen empfangen, üben immer einen nicht zu hemmenden Einfluß aus, und selbst ein großer Schmerz und ein großes Glück wird durch sie verändert und benachtheiligt, wenn sie zu ihnen in Disharmonie treten.

Manuela's Mutter ertheilte ihr jetzt Anweisungen über ihr nächstes Verhalten, benachrichtigte sie, daß in der

großen Gartenhalle gemeinschaftlich das Frühstück servirt und man sich in Morgentoilette versammeln werde, und daß dann die weiteren Ueberraschungen für sie folgen würden, von denen sie ihr natürlich jetzt nichts weiter sagen dürfe.

Die Kammerfrauen brachten eine Menge Cartons mit Kleidern, Kragen, Bändern, Mantillen und allen übrigen Requisiten eines luxuriösen weiblichen Anzuges, eilten dienstfertig ab und zu, auch der Friseur wurde gemeldet, – und in all diesem wirren und geschäftigen Treiben lösten sich die Bilder und die Eindrücke des schönen Traumes wieder auf, gleich den goldenen flackernden Wolkenstreifen, welche dem Sonnenaufgange vorangeleuchtet oder von denen sie auch nur geträumt hatte.

Endlich war sie fertig. Ein um die Taille eng anschließender, in weiten bauschigen Falten herabfallender einfacher Morgenüberrock von schwerer dunkelblauer Seide umfloß ihre schlanke jugendliche Gestalt, das blonde Haar schimmerte in reichen Wellen aus dem darauf gestreuten Puder hervor, die kleinen zierlichen Füße umschlossen schwarz-seidene Atlasstiefelchen, vorn mit dunkelblauen Rosetten und hinten mit hohen Absätzen; die schmalen Hände verbargen sich in weißen zierlichen Handschuhen und die eine spielte mit dem kostbaren Fächer, als die Eigenerin all dieser Schönheiten und Herrlichkeiten nochmals vor den großen bis auf die Erde reichenden Spiegel trat, und sich mit kindlichem Wohlgefallen darin betrachtete. Noch immer fanden die beschäftigten

Dienerinnen dies oder jenes zu ändern, oder zu ergänzen, bis Manuela dieselben mit Entschiedenheit und Lebhaftigkeit zurückwies und erklärte, nun nichts weiter mit sich machen lassen zu wollen.

Während dieser Beschäftigung erschallte draußen vielfaches und ungewöhnliches Geräusch; ein unausgesetztes Summen von Menschenstimmen, Hin- und Hergehen, auch öfter das An- und Abfahren von Wagen. Sie wußte, es kamen immer noch Gäste, und dies Alles geschah allein ihretwegen, nur, weil ihr Geburtstag gefeiert wurde.

Ihre Mutter, welche sie abholen wollte, erschien immer noch nicht; es wurde wieder sehr schwül und beänstigend im Zimmer; sie schickte die Dienerinnen fort und schritt unruhig auf und ab; gern hätte sie das Fenster geöffnet, aber sie durfte es nicht, weil man sie sogleich bemerkt haben würde. An das geschlossene Fenster konnte sie aber treten und hinter dem Vorhange verborgen hinaussehen; die Unruhe, von der sie erfaßt war, trieb sie dazu.

Es kam wieder ein eleganter mit vier Pferden bespannter Wagen. Ein alter Herr und eine alte Dame saßen darin, stiegen aus, von der zahlreichen Dienerschaft mit allen Kundgebungen der Unterthänigkeit empfangen und verschwanden im Portale des Schlosses.

Sie kannte sie nicht. Sie sahen alt, stolz und verdrießlich aus; ob sie immer so aussehen würden, dachte sie, auch später bei der Vorstellung?

Sie lächelte in kindischem Uebermuth und malte sich mit Schadenfreude diese Scene aus.

Wieder ein Wagen, ein offener, nur eine einzelne Dame saß darin, und ein Reiter, ein Reiter auf einem milchweißen Rosse sprengte im Galopp heran. Jetzt hielt er und sah herauf – ach! es war der heilige Georg!

Seine Augen sahen zu ihr hinauf mit demselben ernstesten, freundlichen Blicke, und jetzt, da er den Arm und die Hand emporhob und der weiße, weite Mantel hinter ihm, von einem Luftzuge getragen, sich entfaltete, fehlte nichts als die goldene Lanze, dann wäre er der vollständige St. Georg ihres Traumes gewesen.

Und doch war er nicht dieser, sondern der Lieutenant Graf Hardeck. Sie erkannte ihn sogleich wieder, obgleich er eine andere Uniform trug, eben so schnell, wie sie den St. Georg ihres Traumes wieder erkannt hatte, und erröthete nun so heftig, daß sie das Erglühen ihrer Wangen fühlte und voll Beschämung die Augen niederschlug, obgleich sie wußte, daß er sie nicht sehen konnte.

Er sprang vom Pferde, klopfte und streichelte dessen glatten Hals; noch einmal sah sie seine Augen, und noch einmal mußte sie die ihrigen niederschlagen, – dann war er verschwunden, hatte seine Mutter in das Portal des Schlosses geführt.

Die Ihrige kam. Es war ihr eine Erlösung, sie empfand jetzt eine Begierde, sich in die Wogen der Festlichkeit zu stürzen, vor denen es ihr bis jetzt gebangt hatte, wie es dem Schwimmer verlangt an einem heißen Tage sich in die kühlenden Fluthen eines reißenden Stromes zu werfen.

An der Hand ihrer Mutter ging sie die breiten steinernen Stufen nach der Gartenhalle hinab, wo die Gesellschaft sich versammelt hatte und ihrer harrte.

Es glich dem Empfange einer hohen fürstlichen Person oder einer Königin, als sie jetzt mit niedergeschlagenen Augen von ihrer Mutter geführt in den Saal trat. Ein leises Rauschen und Flüstern schlug an ihr Ohr, und dann, als die tiefe etwas rauhe Stimme des Statthalters den ersten Glückwunsch aussprach, sie ihren Blick erhob und nun all die festlich gekleideten Herren und Damen im großen Halbkreise dastehen und deren Blicke freundlich und zugleich neugierig auf sie gerichtet sah, – da überkam sie plötzlich wieder der alte Muthwille und sie mußte sich gewaltsam zwingen, um nicht laut aufzulachen, wie im Theater.

Dennoch schien diese ihre Gemüthsbewegung sich durch ein verstohlenes Lächeln um ihren Mund gekennzeichnet zu haben, denn es ging abermals deutlich ein Rauschen und Flüstern durch den Saal und mehre vor langer Zeit hochgeborne weibliche Augen ruhten auf ihr mit einem stolzen, fragenden Ausdruck. Es begann die Vorstellung der erst heute angekommenen Gäste. Ihr Vater versah selbst dieses Amt, da er sich als einfacher Reichsgraf den Luxus eines Hofmarschalls nicht erlauben durfte, und sie bewahrte bei diesem für ein so junges, eben erst aus dem Kloster entrücktes Kind eine ruhige freundliche, untadelhafte Haltung.

»Die Frau Gräfin von Hardeck,« sagte ihr Vater wieder, während sie plötzlich verlegen ihre Augen niederschlug.

»Ich freue mich, Sie kennen zu lernen,« sprach Lothars Mutter mit ihrer weichen zum Herzen dringenden Stimme, »denn mein Sohn hat mir schon Vieles von Ihnen erzählt.«

Sie wollte etwas erwidern, aber als sie den Blick erhob, sah sie wieder in die Augen des Ritters St. Georg, und diese ruhten abermals auf ihr ernst und vorwurfsvoll, als ob er hätte fragen wollen: Erkennst Du mich nicht wieder? Bin ich nicht an Dir vorübergeschwebt, als es Dir vergönnt war, ein Stückchen von den Herrlichkeiten des Himmels zu sehen? Ich bin es, bin derselbe, wenn ich auch jetzt ein weltliches Kleid trage. Ich bin der Ritter St. Georg, aber verrathe mich nicht, denn nur Du darfst es wissen, daß ich Deinetwegen hierher gekommen bin.

Eine brennende Purpurgluth flog über ihr Gesicht, ihre Hand zitterte heftig in der ihrer Mutter, – sie stammelte, ohne die Augen aufzuschlagen, einige unverständliche Worte, während Lothar verwundert und mit einem kaum sichtbaren spöttischen Zuge um den festgeschlossenen Mund zu ihr hinblickte.

»Es freut mich unendlich, Sie so wohl wieder zu sehen,« sagte er jetzt, »gestatten Sie mir, Ihnen ebenfalls meinen Glückwunsch darzubringen.«

»Ich danke,« erwiderte sie mit leiser kaum vernehmbarer Stimme, und blickte scheu mit halb geöffneten Augen zu ihm hin.

Er hielt in der Hand eine Rose und machte während er sprach damit eine unwillkürliche Bewegung. Sie glaubte, er wolle ihr dieselbe überreichen und erhob ihre Hand,

um sie in Empfang zu nehmen. Doch er ließ die seinige wieder sinken und sie die ihrige auch eben so schnell, als sie dieselbe erhoben hatte, aber ein glühendes Erröthen flog abermals über sie hin. Es überkam sie ein Gefühl der Angst, sie empfand einen stechenden Schmerz in der Brust und hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten.

Erst nachdem die Gräfin Hardeck und Lothar wieder zurückgetreten und andere Worte, deren Schall sie vernahm, ohne ihren Sinn zu verstehen, an ihr Ohr schlugen, kehrte allmählich ihre Fassung zurück, aber sie blieb auch während des nun folgenden zweiten Actes der Festlichkeit ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit schweigsam und befangen. Sie wurde von ihren Eltern, denen die Gäste folgten, in ein anderes mit tropischen Pflanzen und Blumen decorirtes Zimmer, geführt, wo die Geschenke wie in einer Ausstellung auf einem Tische aufgestellt waren.

Die Prunkliebe ihres Vaters hatte dies so angeordnet.

Ein werthvoller Diamantschmuck, seidene Kleider, Spitzen-Garnituren und ein türkischer Shawl lagen dort in geschmackvoller Anordnung, und sie stand gesenkten Blickes davor, zaghaft einen Gegenstand nach dem andern berührend und ihre Freude durch kaum hörbare Worte kundgebend.

Auch fast alle geladenen hohen Gäste überreichten ihr jetzt die mitgebrachten Geschenke, die sie wortlos, tief erröthend und mit gesenkten Wimpern entgegennahm.

In fieberhafter Aufregung hafteten ihre Gedanken immer nur an einem einzigen Gegenstande, – immer hoffte

und erwartete sie, er würde ihr jetzt die Rose überreichen, und diese Rose hätte den Werth aller dieser kostbaren Geschenke weit, weit überwogen.

Es waren noch recht kindische Gedanken, denen sie sich hingab, aber Niemand hatte eine Ahnung davon, vielmehr mußte jeder der Anwesenden sich eingestehen, daß sie niemals schöner ausgesehen, als in diesem Augenblick, wo das innere Bangen und Zagen sie mit der Glorie der Demuth umstrahlte.

Man schob das Alles auf Rechnung der ihr in so reichem Maße zu Theil gewordenen Huldigungen, und fand es lobens- und aner kennenswerth von einem so jungen Mädchen, daß es sich bescheiden und nicht überhebend benahm.

Er aber, der unbewußt dies Alles hervorgerufen und dessen Gabe sie noch immer mit banger Hoffnung erwartete, war gar nicht mit in dies Zimmer getreten, sondern stand in einem andern am Fenster und blickte träumerisch in den Garten hinaus. Was kümmerten ihn die Geschenke, welche Manuela empfing; er beschäftigte sich in Gedanken mit seiner nahe bevorstehenden Abreise zu der Armee und den jedenfalls bald wieder ausbrechenden Feindseligkeiten. Er freute sich, daß die Zeit schon so weit verlaufen und der Aufenthalt in Radowa um so viel kürzer geworden sei.

Die Gesellschaft begab sich jetzt zu einer Collation in einen andern Saal und machte dann einen Spaziergang durch einen Theil des Parkes, während der andere hermetisch verschlossen blieb; dann zogen sich die Damen

zurück, um dem wichtigen Geschäft obzuliegen, sich in große Toilette zu setzen und um fünf Uhr versammelte man sich wieder in dem großen Saale zum Diner.

Was Küche und Keller unter den gegebenen Verhältnissen darzubieten vermochten, zog in kunstvoller Zubereitung über die von Silber und Krystall strotzende Tafel. Die damaligen noch sehr langsamen und mühevollen Verbindungen gestatteten es nicht, wie es jetzt mit Leichtigkeit geschehen kann, die Erzeugnisse ferner Meere und Länder auf einer Tafel und in einem und demselben Magen sich concentriren zu lassen; der Graf hatte aber das möglichst Erreichbare geleistet und alles irgend in den heißen Jahreszeiten Haltbare kommen lassen. Hierzu gehörten vor Allem die ausgesuchtesten Weine, Confituren und Früchte, so daß das Dessert, oder was man dazu rechnen kann, den bei weitem luxuriösesten und auch zugleich anregendsten Theil des verschwenderischen Diners ausmachte.

Die vor jedem Theilnehmer sich befindenden kostbaren Krystallgläser waren fast unzählbar geworden, der Champagner floß aus unversiegbaren Quellen und die hohen kunstvollen Aufsätze und Pasteten sahen bereits wie hart bedrängte Festungen aus. Auch die Toaste, an denen es nicht gefehlt, obgleich die damalige Zeit noch nicht so vielrednerisch war wie die jetzige, schienen ihr Ende erreicht zu haben.

Zuerst hatte der Statthalter in etwas schwülstiger Weise die Gesundheit Manuela's, der Gefeierten, ausgebracht, sie mit einer Blume verglichen und sie die schönste und kostbarste Perle in dem reichen Blüthengarten ihres Vaters genannt. Dann hatte sich der Graf im Namen seiner Tochter bedankt und das Wohl des Statthalters ausgebracht, auf den nicht nur Böhmen, sondern ganz Europa mit Bewunderung und Stolz hinblicke; ein anderer hoher fürstlicher Magnat hatte darauf wieder die Gesundheit des Grafen und seiner liebenswürdigen hochachtbaren Gemahlin, der Zierde der Frauen ausgebracht, worauf sich natürlich der Graf, alle seine Gäste hochleben lassend, abermals bedankte. Kurz man hatte sich in den üblichen Reden und Redensarten erschöpft und diejenigen, welche sich darauf vorbereitet, waren, ihrer Aufgabe entledigt, sichtlich heiterer und gesprächiger geworden, so daß jetzt, wie gewöhnlich am Schlusse eines solchen Diners, wenn die Geister des Weines sich entfesseln, eine laute und ungebundenere Fröhlichkeit herrschte.

Lothar war absichtlich ein Platz neben einem früheren Militär, einem Obersten, der den Dienst quittirt, aber den Türkenkrieg unter Joseph II. mitgemacht hatte, angewiesen, weil man annahm, Beide würden in den Kriegserlebnissen den besten Stoff gegenseitiger Unterhaltung finden. Diese Voraussetzung ging zwar in Erfüllung, der Oberst war jedoch ein adelstolzer, von den krassesten

Vorurtheilen beherrschter Mann und zugleich ein beschränkter Kopf. Von Joseph II. sprach er mit unverhohlener Verachtung, nannte ihn einen Phantasten und Ignoranten, der Alles habe besser wissen wollen und doch nichts verstanden, wie sich schon aus dem unglücklichen Türkenkriege unter seiner persönlichen Leitung ergeben, der erst siegreich geworden, nachdem Laudon den Oberbefehl erhalten. Auch die jetzigen Generale verstanden nichts und deshalb würden sie von den abenteuernden französischen Parvenüs geschlagen.

Lothar empfand nach einigen schwachen Versuchen kein Verlangen mehr, diesen alten verwitterten und in seinen Vorurtheilen verknorpelten Mann in andere Richtung zu bringen, zog es vielmehr vor, das Gespräch mit ihm ganz abubrechen. Hierzu bestimmte ihn jedoch noch ein anderer Umstand, von dessen Einwirkung er unbewußt beeinflußt wurde.

Manuela saß ihm schräg gegenüber; zwischen ihnen auf der breiten Tafel stand ein kostbarer silberner Aufsatz, so daß es in seiner Macht lag, indem er sich davon decken ließ, sich ihres Anblickes beliebig zu entziehen. Eine leichte Wendung seines Kopfes machte sie für ihn wieder sichtbar.

Als ihre Gesundheit ausgebracht wurde, blickte er zum ersten Male zu ihr hinüber, weil es ihn interessirte, zu beobachten, wie sie sich bei diesen übertriebenen huldigen Schmeicheleien verhalten würde. Er mußte zu seiner Befriedigung anerkennen, daß sie sich ganz gegen seine Erwartung geziemend benahm.

Sie saß da mit gesenkten Wimpern, verlegen, ja fast bedrückt und schien erst wieder freier aufzuathmen, als die Ovation beendet war. Auch während sie mit den vielen sich ihr zudrängenden Personen anstieß, erhob sie ihre Augen nicht, und als sie sich endlich setzte, schien es ihm, als schwebe ein verstecktes Lächeln um ihren Mund.

Er lächelte ebenfalls unbewußt, denn er empfand Mitgefühl für dies gequälte Kind, und es freute ihn, daß sie Alles nur als eine drückende Pflicht hinnahm, deren sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Er rückte seinen Stuhl etwas von dem so eben wieder auf den verstorbenen Kaiser Joseph schimpfenden Obersten a. D. fort, so daß er Manuela nun ungehindert sehen konnte.

Auch jetzt änderte sich ihr Benehmen nicht. Sie aß wenig, trank fast gar nicht und beantwortete schüchtern und kurz die an sie gerichteten Fragen, ohne sich jemals an einem Gespräche zu betheiligen. Es schien, als ob sie geistig gar nicht bei diesem ihr zu Ehren stattfindenden Mahle anwesend sei.

Was mochte sie in diesem Augenblicke wohl denken? Womit konnten sich ihre Gedanken beschäftigen? Was vermochte ein solches Kind überhaupt zu denken?

Er grübelte darüber nach. Seine eigenen Gedanken griethen dabei jedoch auf allerlei sonderbare Abwege. Er konnte sie währenddessen unausgesetzt betrachten, und er that es auch, denn sie blickte nicht ein einziges Mal zu ihm hinüber, saß fast immer mit gesenkten Augen da.

Er mußte sich jetzt selbst eingestehen, daß sie ein so schönes Mädchen sei, wie er es in dieser Weise wenigstens noch niemals gesehen. Wie sie jetzt da saß, mit den gesenkten langen Wimpern, den leise gerötheten Wangen und dem kindlich wehmüthigen Ausdruck um den lieblichen halbgeöffneten Mund, glich sie vollkommen einem heiligen Bilde. Es fehlte zu ihrer Verklärung nur noch der Heiligenschein selbst um die ohnehin golden schimmernden Locken. Und doch, wie muthwillig, wie lebhaft, – anmaßend dachte er nicht mehr, – konnte sie sein; wie zornig vermochten diese Augen zu blicken und wie reizend dieser Mund zu lachen!

Unausgesetzt sah er, sich diesen Gedanken hingebend, zu ihr hinüber, während das Geräusch der Tafel zunahm, weshalb sollte er sie nicht unverwandt ansehen, war er doch sicher, daß sie es nicht bemerke, da sie es in der ganzen Zeit nicht gethan.

Da hob sie plötzlich ihre Wimpern und sah mit dem Ausdruck kindlicher Verschämtheit grade zu ihm hinüber. Ihre Blicke begegneten sich und ruhten eine kurze Zeit in einander, ohne sich abzuwenden. Ein Gefühl von Beschämung und Schreck, als ob er bei einer verbotenen Handlung ertappt sei, durchzuckte ihn, – er wußte selbst nicht, wie er dazu kam, aber er neigte unwillkürlich hinübergrüßend seinen Kopf, als ob er sie heute zum ersten Male sähe.

Erröthend, doch den Gruß leise erwiedernd, senkte sie ihre Augen wieder. Er aber athmete tief auf, als sei er einer großen Gefahr entronnen, ohne jedoch seinen Blick

von ihr abzuwenden, – sah sie doch jetzt noch viel, viel schöner und lieblicher aus. Würde sie nicht nochmals zu ihm aufblicken?

Er behielt nicht Zeit, die Erfüllung oder Nichterfüllung dieses Verlangens abzuwarten, denn die Gräfin erhob sich und mit ihr alle Uebrigen. Die Tafel hatte ein Ende.

FÜNFTES CAPITEL. EINE VENETIANISCHE NACHT.

Man nahm den Kaffee im Gartensaal. Obgleich es bereits acht Uhr war, stand die Sonne noch immer am Himmel und sandte ihr blendendes Licht in fast wagerechten Strahlen durch die hohen Fenster und geöffneten Thüren.

Ein solch langer Sommertag gleicht einer zu zärtlichen Geliebten, welche ihre Liebkosungen über Begehr verschwendet.

Es sehnte sich ein Jeder um so mehr nach dem endlichen Eintritt der Dämmerung, als mit dem Abende die Hauptsache erst beginnen sollte: das venetianische Maskenfest, wozu ein Jeder und eine Jede ausdrücklich eingeladen war.

Mochte die Jahreszeit auch Derartigem wenig entsprechen, einmal mußte es dennoch Nacht werden, und dann war eine laue Sommernacht einer italienischen jedenfalls ähnlicher, als eine im böhmischen Winter.

»Meine hochgeehrten Damen und Herren,« sprach jetzt der Graf mit laut schallender, Allen vernehmlicher

Stimme, »ich bitte ergebenst, sich nun gefälligst zu maskieren, – Dominos liegen für Diejenigen, welche nicht *en costume* erscheinen wollen, bereit; die Gondeln erwarten uns am *Canale de mestre*, Führer werden die Herrschaften dahin begleiten, dort besteigen wir die Gondeln, um nach der Piacetta zu fahren.«

Die Gesellschaft stob auseinander. Jeder und Jede beeilte sich, mehr oder weniger erregt, der Weisung Folge zu geben, und schon nach einer halben Stunde sah man die ersten fremdartig costümirten und mit venetianischen Halbmasken versehenen Gestalten dem angeordneten Sammelplatze zuschreiten.

Das Thor des bis dahin verschlossen gewesenen Theiles des Parkes war jetzt geöffnet, durch eine absichtlich nur wenig erleuchtete Allee gelangte man an den Rand eines breiten ebenfalls dunkeln Wassergrabens, an dessen Ufer eine Anzahl schwarzer venetianischer Gondeln ankerte. In jeder derselben befand sich ein Gondolier, so viel man in der unsichern Beleuchtung sehen konnte, ebenfalls in venetianischer Tracht, und an der scharfen Spitze jeder Gondel eine bunte matt leuchtende Laterne.

Schweigend oder leise flüsternd nahmen die Ankommenden auf den weichen Polstern der Gondeln Platz, immer vier Personen zusammen, und da Alle maskirt waren, so entstand bereits hier beim Einschiffen mancherlei Verwirrung.

Die Gondeln setzten sich in Bewegung und die Gondoliere stimmten einen italienischen Gesang an. Geräuschlos fuhr man weiter durch einen engen, fast ganz finstern

Wassergraben oder Canal, wie man sich scherzhaft ausdrückte. Nach einiger Zeit sah man Lichter, deren Schein immer heller und deutlicher wurde.

Plötzlich bogen die Gondeln aus dem engen Canal in eine größere Wasserfläche und vor ihnen lag die glänzend erleuchtete Piacetta. In bengalischem Feuer erglänzten die beiden Säulen und der Dogenpalast, im Hintergrunde die phantastischen Kuppeln der Marcuskirche und der hohe ernste Campanile.

Vom Ufer schallte Musik herüber, man sah eine Menge fremdartiger Gestalten bunt durcheinander sich bewegen, hörte italienische Zurufe und mußte sich eingestehen, daß der Anfang dieser venetianischen Nacht nichts zu wünschen übrig lasse. War auch Alles kleiner, niedriger und beschränkter, in dieser Beleuchtung gesehen, konnte man sich ohne Schwierigkeit der Täuschung hingeben, in Venedig zu sein und an der Piacetta zu landen.

Die Illusion steigerte sich noch mehr, als man wirklich gelandet war. Der Dogenpalast, die Marcuskirche und die Procuratien bestanden aus auf Leinwand gemalten Decorationen wie im Theater, und waren bis auf die Größe der Wirklichkeit genau nachgebildet, auch befanden sich unter den Procuratien die Hallen und hinter ihnen einige elegante erleuchtete Caffé's und Läden, ganz wie in Venedig. Der Campanile dagegen war ein etwas unförmlicher, jedoch, gegen achtzig Fuß hoher hölzerner Bau, dessen Spitze im Nachthimmel verschwand. Auch hier wurde die beabsichtigte Täuschung vollkommen erreicht. Sardoni hatte Alles mit Meisterhand geschaffen

und als geborener Venetianer dafür gesorgt, eine Menge kleiner, vorzugsweise in die Augen fallender Einzelheiten zur Anschauung zu bringen.

In der Mitte des Marcusplatzes befand sich, umgeben von einem Kranze farbiger Laternen, ein Musikchor und empfing die Ankommenden mit einer auffordernden Polonaise.

Der Graf in der Maske eines venetianischen Nobile reichte einer Dame die Hand, die Anderen folgten seinem Beispiele, man war bereits beim Aussteigen bunt durcheinander gerathen, ein Jeder engagirte die ihm zunächst befindliche Dame und so zog die Gesellschaft, im hohen Grade durch die ganze unerwartete Scene überrascht, mehrmals um den Marcusplatz herum, um sich dann, als die Musik schwieg, noch mehr in sich zu verwirren. Man gab sich gern dem Reize eines Maskenfestes hin, bei welchem sich die Theilnehmer zwar momentan nicht kannten, aber doch wußten, daß nur Bekannte und Ebenbürtige anwesend waren.

In den Caffé's boten die Kellner Eis, Confituren, Punsch, Sorbet und eine Menge anderer Erfrischungen an, eben so die Verkäufer in den Läden Muscheln, Glasperlen und daraus gefertigte Gegenstände, wie sie in Venedig feilgeboten werden, Alles natürlich ohne Bezahlung.

Dabei spielte wieder die Musik; in den Pausen erschienen Bänkelsänger, Blumenmädchen und Gaukler, kurz, ehe eine Stunde vergangen, befand sich die Gesellschaft

wirklich in einer fröhlichen und ausgelassenen Stimmung, wie Niemand geahnt hatte, daß es ihm heute noch beschieden sein würde.

Der böhmische Adel trug zwar, wie noch jetzt, auch damals eine abgeschlossene, streng aristokratische Haltung zur Schau, verschmähte es aber keineswegs, wenn er unter sich war, sich gehen zu lassen und zwar ebenfalls, wie noch jetzt, in einer der guten Sitte oft keineswegs huldigenden Weise.

Der kleine Marcusplatz mit den daran befindlichen ebenfalls beschränkten Räumlichkeiten war wenig geeignet, das Maskenspiel mit den erforderlichen Abwechslungen zu versehen, nach denen man jetzt verlangte; er sollte jedoch auch nur die Vorhalle dazu bilden, oder wie der Graf vertraulich zu seiner maskierten Begleiterin bemerkte, dazu den Appetit reizen.

Die Musik blies einen weitschallenden Tusch. Ein Herold erschien und verkündete von einem erhöhten Standpunkte aus den ihn umgebenden Masken: »Der hohe Rath Venedigs habe dem lange gefühlten Bedürfniß nach Beschaffung eines großen öffentlichen Gartens entsprochen; heute solle dessen Eröffnung gefeiert werden. Die Pforten stehen offen,« fuhr er wieder in Versen redend scherzhaft fort, »die Wunder des Gartens erwarten Sie. Suchen Sie dieselben auf, zerstreuen Sie sich, aber hüten Sie sich vor den unbekannten Gefahren und den Zaubereien einer venetianischen Nacht. Um Mitternacht wird die Glocke des Campanile ertönen, zum Zeichen, daß das Souper Sie hier auf dem Marcusplatze erwarte.«

Nach kurzer Zeit war der Raum leer, alle Anwesenden hatten dieser Aufforderung bereitwillig und nach neuen Ueberraschungen begierig, entsprochen.

Es sollte daran nicht fehlen. Grotten, Pavillons der verschiedensten Art, dicht belaubte Gänge, dunkle Wasserflächen, auf denen erleuchtete Seerosen umherschwammen, Wasserfälle, kurz alle die Spielereien, denen sich die damalige Gartenkunst mit Vorliebe hingab, zeigten sich hier in der verschiedenartigsten Beleuchtung und häufig belebt von allerlei abenteuerlichen Menschen- und Thiergestalten. Der Park umfaßte dabei einen sehr großen Raum, fast eine halbe Quadrat-Meile und gewährte daher in jeder Beziehung den weitesten Spielraum zur Verwirklichung auch sehr ungewöhnlicher Ideen und Ansprüche.

Wie ein von hohen Felsen herabstürzender Quell zerstob die Gesellschaft in einzelne oder in je nach Absicht oder Zufall zusammenhängende Tropfen.

Manuela hatte, aus der Gondel getreten, in der sie mit ihren Eltern gesessen, diese verloren, und in dem Maskengewühl nicht wiedergefunden, vielleicht auch absichtlich nicht wiederfinden wollen. Ihre Kleidung bestand aus der einer Venetianerin des siebenzehnten Jahrhunderts, schwarzes seidenes Kleid, schwarzer Schleier und schwarze Halbmaske. Sie theilte diesen Anzug mit vielen anderen Damen, denn man hatte diese Maske ziemlich allgemein gewählt, nur ihre schlanke, biegsame Gestalt zeichnete sie vor allen aus, aber es gehörte, um dies wahrzunehmen, schon eine scharfe Beobachtung

dazu. Die Polonaise hatte sie mit einem älteren Nobili getanzt. Daß er nicht mehr ganz jung war, erkannte sie an seinen Bewegungen und seinen schwülstigen Reden, ihn selbst aber nicht. Gleich nach der Polonaise war sie ihm entflohen und hatte sich seit jener Zeit einsam, flüchtig wie eine Elfe überall vorüberhuschend, umher getrieben.

Sie gehörte mit zu den Ersten, welche aus dem geöffneten Thore des improvisirten Marcusplatzes entwichen. Es that ihr wohl, aus dem engen, menschengefüllten, lampenqualmenden Raume in die Stille und die Dunkelheit der Nacht hinaus zu flüchten.

Sie suchte die Einsamkeit; sie wußte nicht weshalb, aber in dem Verlangen danach floh sie eilig davon, wie ein verfolgtes Reh, um nicht von den Anderen wieder eingeholt und belästigt zu werden.

Nachdem sie durch einen langen, unvollkommen erleuchteten belaubten Weg geschritten, gelangte sie zu einem großen chinesischem Pavillon. An den vielen Spitzen und Zacken desselben hingen kleine Glocken, die im leisen Abendwinde oder vielleicht auch von den häßlichen beiden Chinesen, welche sie zum Eintreten aufforderten, in Bewegung gesetzt wurden. Eilig weiter gehend kam sie zu einem der größeren Seen, auf welchem kleine Laternen in der Form von Seerosen umherschwammen. Vom jenseitigen Ufer strahlte ein mattes Licht herüber und beleuchtete in unsicheren Reflexen einzelne Streifen der dunkeln ruhigen Wasserfläche.

Sonst war es ganz still und einsam. Träumerisch blieb sie stehen. Die langsam und regellos vom leisen Luftzuge

bewegten leuchtenden Blumen kamen ihr wie die Erinnerungen aus der Kindheit vor, welche, dem Verlöschen nahe, auf dem nächtlichen Strome der Vergangenheit dahin schwamm, – und die Zukunft? Die Zukunft war der Sonnenaufgang heute Morgen und ihr Traum.

Sie dachte in der nächtlichen Stille wieder an jenen Sonnenaufgang und an Alles, was damit zusammenhing. Sie bemerkte jetzt dicht hinter sich im Gebüsche eine Bank, von der sie die Wasserfläche übersehen konnte und setzte sich darauf, denn sie empfand das Bedürfniß, ungestört ihren Träumereien nachzuhangen. Als sie eine Zeitlang schweigend und regungslos so verweilt, begann das Licht drüben zu erlöschen, nur noch einzelne schwache Reflexe spielten hin und wieder auf der dunkeln zitternden Wasserfläche, wie das letzte Aufzucken eines Sterbenden.

Es bemächtigte sich ihrer eine ihr sonst fremde Traurigkeit, wie sie, durch eine äußere Veranlassung hervorgerufen, auch in kindlichen Seelen entstehen, gleich einer Vorahnung künftiger, sie im Leben erwartender Leiden und Schmerzen.

Mit dem Verlangen der Jugend gab sie sich diesem ungewohnten Erkenntniß verheißenden Gefühle hin, aber ihre Aufmerksamkeit wurde durch den flüchtigen leisen Tritt eines sich nähernden Menschen wieder davon abgelenkt.

Eine weibliche, in einem Domino gehüllte Gestalt schlich vorüber und blieb dann unfern von ihr, sich an

den Stamm einer alten Eiche lehnend, stehen. Sie vermochte die Umrisse derselben bei der unsicheren Beleuchtung nur undeutlich zu erkennen. Die Gestalt stand regungslos und schmiegte sich so fest an den Stamm des Baumes, daß sie von demselben nicht zu unterscheiden war.

Vergeblich strengte Manuela, deren Neugier jetzt alle anderen Empfindungen verscheuchte, ihre Sinne an; weder Gesicht noch Gehör gaben ihr von der räthselhaften Erscheinung weitere Kunde, sie wurde sogar zweifelhaft, ob sie sich nicht unbemerkt wieder entfernt habe, und war eben im Begriff aufzustehen und sich durch Hingehen an den Baum davon zu überzeugen, als sie abermals eilige und leise Schritte vernahm.

Eine männliche Gestalt ging an der Oeffnung des Gebüsches vorüber. Als sie einen Moment in den Schein des jetzt wieder heller aufflammenden Lichtes trat, erkannte sie deutlich Sardoni. Es waltete darüber bei ihr kein Zweifel ob, so schnell er auch vorübergegangen, er trug die Maske eines Hausmeisters, worin sie ihn vorher gesehen, sogar länger mit ihm gesprochen hatte.

Er ging ebenfalls nur bis zu jener Eiche und blieb dort stehen.

Mit gesteigerter Neugier erhob sie sich leise und schlich die wenigen Schritte bis zu dem Rande des Gebüsches, wo sie ungehindert zur Eiche hinübersehen konnte.

Die weibliche Gestalt löste sich jetzt davon ab, es kam ihr vor, als ob Sardoni ihre Hände erfasse; sie hörte Beide

leise und angelegentlich mit einander flüstern. Dann, das erkannte sie deutlich, umschlang er sie, beide Gestalten vereinten sich zu einer und hoben sich erst nach einer kurzen Zeit wieder von einander ab.

»Fort, fort,« sprach dann leise aber deutlich Sardoni's flüsternde Stimme, »ich höre Tritte!«

Noch ein eiliges zärtliches Umarmen, dann verschwand er und die weibliche Gestalt floh im eiligen Laufe dicht an ihr vorüber den Weg hinunter, um in der Dunkelheit ebenfalls zu verschwinden.

Ein jäher heftiger Schreck durchzuckte sie. Hatten ihre Augen sie nicht getäuscht, oder war es ein Blendwerk, ein Spiel ihrer aufgeregten Sinne? Die Gestalt, die so dicht an ihr vorüberglitt, daß ihr Gewand sie gestreift, daß sie den Duft ihres Parfüms empfunden, war in Bewegung und Haltung ihrer Mutter so ähnlich, daß sie im Begriffe standen, sie anzurufen und es auch gethan haben würde, wenn die Bestürzung und der Schreck nicht ihre Zunge gelähmt hätte.

Aber unmöglich, – ganz unmöglich! Tolle, aberwitzige Sinnestäuschung! Ihre Mutter in einer Umarmung mit Sardoni! Die Mutter, ihr Ideal der weiblichen Tugend und Vollkommenheit, zu der sie mit derselben Verehrung aufblickte, wie zu der Aebtissin, an der ihr Herz aber mit der ganzen vollen Liebe des Kindes hing!

Im Banne und im Auf- und Abwogen dieser Empfindungen hatte sie auf abermals nähernde Schritte nicht geachtet, bis die Stimmen der Kommenden an ihr Ohr schlugen. Sie erkannte deutlich diejenige ihres Vaters,

und auch er sprach zu seinem Begleiter in leisem flüsternden Tone.

Abermals preßte sie ihre Gestalt hinter die Büsche zurück und sah dann ihren Vater mit einem andern, ebenfalls maskirten Manne dicht an sich vorübergehen.

»Wir haben Alles gethan, was möglich war,« hörte sie den Letzteren sagen, »aber es blieb leider vergeblich. Sie war fort, als ob sie der leibhaftige Teufel geholt hätte.«

»Vielleicht hat er sie geholt,« erwiderte ihr Vater, »das wäre jedenfalls das Beste.«

»Wenn man es nur wüßte. Besser wir hätten gleich kurzen Proceß mit ihr gemacht.«

»Vielleicht wäre es –«

Weiter hörte sie nichts. Die beiden Männer waren ebenfalls wieder verschwunden, selbst der Schall ihrer Tritte hatte aufgehört.

Es befiel sie plötzlich eine unnennbare Angst, als ob sie von Räubern und Mördern verfolgt würde. Gewaltsam raffte sie sich auf und floh hastigen Laufes dem Scheine der fern durch die Bäume aufblinkenden Lichter zu.

SECHSTES CAPITEL. DAS ENDE DES FESTES.

Sie hatte sich weiter von dem gemeinsamen Sammelplatze entfernt, als sie geglaubt und bedurfte einer längeren Zeit, um dahin zu gelangen. Während sie eilig fortschritt, sich öfter ängstlich umsehend, als ob sie verfolgt würde, ertönte die Glocke des improvisirten Campanile, und sie athmete freier und beruhigter auf, als diese Töne an ihr Ohr schlugen; die eingebildete Gefahr war

vorüber, sie befand sich wieder unter befreundeten Menschen, deren Beistand sie anrufen konnte, nicht mehr unter schreckenerregenden Truggestalten, welche die Gestalten ihrer Eltern angenommen und mit ihren Zungen redeten.

Als sie dann in einen breiteren, heller erleuchteten Weg eingebogen, war sie nicht mehr allein, sondern unter einem Schwarm lautredender, lachender und scherzender Masken, die mit ihr dem gleichen Ziele, dem hell herüber leuchtenden Marcusplatze und dem ersehnten Souper zustrebten. Sie mäßigte ihren Schritt. Sie hatte keine Veranlassung mehr zur Eile, im Gegentheil, sie empfand das Verlangen, absichtlich zu zögern, um nicht zu den Ersten der Ankommenden zu gehören.

Auf dem Marcusplatze hatte sich inzwischen Vieles geändert. Die Mitte desselben erfüllte jetzt eine lange, reich decorirte und mit den ausgesuchtesten Speisen und Weinen besetzte Tafel; die eine Längenseite nahm die Musik, die andere ein großes, gleichsam zur Reserve angerichtetes Buffet ein.

Nach kurzer Zeit war die Gesellschaft wieder zusammen, und umstand, bunt durcheinander gekommen, die Tafel, des Zeichens zum Niedersitzen gewärtig.

Da erschien der Graf und lud in lauter Rede, indem er seine Maske abnahm, zum Platznehmen ein.

»Wie der Zufall Sie zusammenführte, meine Damen und Herren,« fügte er hinzu, »das ist das Recht des

Maskenfestes, zugleich aber bitte ich, sich zu demaskiren, denn die Mitternachtsstunde hat vom Campanile geschlagen.«

Alle folgten bereitwillig dieser Aufforderung, die Masken verschwanden und man setzte sich, wie der Zufall oder auch die Absicht es fügte. Es entstand ein geräuschvolles, fast wildes Durcheinander, was sich erst ordnete, als Alle saßen und die Diener mit den Speisen erschienen.

Manuela hatte eine Zeitlang stumm, aber in einer fieberhaften Erregung dagestanden. Ihre Augen hingen unangesetzt an der Gestalt ihres Vaters, während er vortrat und sprach, – es unterlag keinem Zweifel, es konnte kein Irrthum obwalten, er war es gewesen, der unten an dem großen Teiche an ihr mit dem unheimlichen Fremden vorübergeschritten war, – er trug noch jetzt dieselbe Kleidung, und sie hatte seine Stimme deutlich erkannt.

Ein kalter Schauer durchrieselte sie, und es kostete ihr eine fast gewaltsame Anstrengung, die Blicke von ihm ab und nach der Stelle hin zu wenden, wo sie ihre Mutter finden mußten.

Ein tiefer Athemzug hob ihre Brust; es war ihr, als sei eine drückende schwere Last plötzlich davon entfernt worden.

Ihre Mutter war es nicht gewesen! Sie trug ein ganz anderes, helleres Gewand. Wie hatte sie einer solchen Täuschung verfallen können! Sie stand neben ihrem Vater, ruhig und freundlich wie immer, nur schien es, als ob ihre Blicke suchend nach ihr durch den Raum schweiften

und jetzt, da sie den ihrigen begegneten, winkte sie ihr erfreut zu und lud sie durch eine Handbewegung ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Tief beschämt und erröthend erwiderte sie die Aufforderung, aber sie stand immer noch regungslos, als ob die Füße ihr den Dienst versagten.

Ach, wie hatte sie ihre geliebte Mutter, wenn auch nur in Gedanken, so tief beleidigen können; sie mußte ihr dafür erst im Stillen Abbitte leisten, ehe sie zu ihr ging.

»Wollen die gnädige Comtesse nicht belieben Platz zu nehmen,« sagte eine Stimme hinter ihr, »dero Frau Mutter scheinen Sie zu erwarten.«

Erschreckt sah sie um und Sardoni vor sich stehen, dessen ausgestreckte Hand nach der Stelle deutete, wo ihre Mutter saß.

Ohne ein Wort zu erwiedern, eilte sie fort und saß einen Augenblick später rasch athmend neben ihrer Mutter auf dem für sie leer gelassenen Platz.

Er war es gewesen, der jene unbekannte Dame umarmt und geküßt hatte, er, dieser ernste, schweigsame, aber stets dienstbereite Italiener. Noch immer trug er denselben Anzug und noch immer hallten seine, mit derselben Stimme gesprochenen Worte in ihr Ohr: »Fort, fort, ich höre Tritte!«

Sie hatte unendliche Mühe, ihre Aufregung zu verbergen, denn es war das erste Mal, daß ihre kindlichen Anschauungen mitten in das Gewirr menschlicher Leidenschaften und Intriguen hinein gerückt wurden, ohne daß es ihr möglich gewesen wäre, sich das Entstehen und das

Wachsthum dieser Gefühle auch nur annähernd klar zu machen.

Sie glich einem Menschen, der nie das Meer gesehen, den man schlafend auf ein Schiff getragen und der dann plötzlich im heftigsten Sturme erwacht. Ihre Mutter zog sie in ein Gespräch, auch ihr Nachbar an der andern Seite, ein jovialer älterer Herr, sagte ihr Artigkeiten und scherzte mit ihr. Die angeborene Heiterkeit und die glückliche Wandelbarkeit der Jugend gewannen bald wieder die Oberhand und verscheuchten die trüben Bilder, welche wie die Nebel vor der Sonne vor der allgemein sich entwickelnden Fröhlichkeit verschwanden.

Vielleicht mehr als dies Alles trug der Umstand dazu bei, daß Lothar mit seiner Mutter in ihrer Nähe saßen und er sie jetzt in zuvorkommender, fast ehrerbietiger Weise grüßte. Sie hatte ihn während des ganzen Abends noch gar nicht gesehen, immer geglaubt, auch ganz im Stillen gehofft, er müßte sie anreden, und es sich dann ausgemalt, was er sagen und was sie antworten werde.

Es war nicht geschehen. Jetzt endlich sah sie ihn und zwar ohne die verhüllende Maske und er redete zu ihr, fragte dies und jenes, aber eine eigentliche Unterhaltung konnte nicht zu Stande kommen, denn die Entfernung ließ ihre laut gesprochenen Worte, die von Vielen mit gehört wurden, nicht zu einem gegenseitigen Austausch der Gedanken kommen. Er schien dies ebenfalls zu fühlen, denn er vermied es sichtlich, wieder in dieser Weise mit ihr zu verkehren und sprach fast ausschließlich mit seiner Mutter. Aber seine Blicke flogen dafür um so

häufiger zu ihr hinüber, und es war sonderbar, daß dies niemals vergeblich geschah, sondern daß sie den ihrigen immer begegneten.

Sie fühlte es, auch wenn ihre Augen niedergeschlagen waren, daß er sie ansehe, auch daß sie deshalb erröthe, aber sie mußte dennoch jedesmal ihren Blick wieder erheben, um dem seinigen zu begegnen, der immer etwas Anderes, Niegekanntes, Niegeahntes zu ihr sprach.

Während dessen war die Unterhaltung eine sehr lebhaft und laute geworden. Gelächter ertönte, Reden wurden gehalten, die man nur theilweise verstand, die auch nur an einzelne Gruppen der Gesellschaft gerichtet waren, dazu spielte die Musik rauschende Tänze oder Märsche, die Gläser erklangen, von unverständenen Rufen begleitet, kurz das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht, es schien sogar hin und wieder, als sei die Gesellschaft an der Grenze einer durch die Formen strengen Anstandes gehaltenen Fröhlichkeit angelangt und im Begriffe, sie zu überschreiten.

Der Graf blickte mit Befriedigung auf dies Resultat seiner schöpferischen Thätigkeit. So ungefähr hatte er sich das Ganze gedacht; seine Erwartungen waren sogar in mancher Beziehung noch übertroffen. Preisend und anerkennend würde lange Zeit von diesem ganz außerordentlichen Feste, von dieser zauberhaften venetianischen Nacht zu Radowa geredet werden; die Kunde davon konnte vielleicht sogar bis nach Wien, bis in die Hofburg gelangen. Seine Mienen, während er wohlgefällig auf die lautredenden, trinkenden, essenden Menschen

blickte, wurden immer heiterer, denn von dem heutigen Tage an, so sagte er sich, mußte unter seinen Standesgenossen sein Name wieder mit Bewunderung und Neid genannt werden. Seine Absicht war vollkommen erreicht, alles Andere blieb nebensächlich.

Da ertönte plötzlich von der Marcuskirche her ein lauter, gellender Hülfesruf, und mit Entsetzen gewahrte der dahin blickende Graf, daß die Flammen daselbst hoch emporschlugen. Da Alles von leichtem Holz errichtet und mit gemalten, entzündlichen Decorationen bekleidet war, so verbreitete sich das Feuer mit unglaublicher Schnelligkeit. Züngelnd flogen die Flammen vom Luftzuge getragen an den Wänden dahin, und ehe noch Viele die Gefahr bemerkt hatten, stand bereits ein großer Theil der Umgebung in Flammen.

Es entstand nun eine wilde, grenzenlose Verwirrung. Schreiend und kreischend drängte Alles nach dem Ausgange, wo ein lebensgefährliches Gedränge entstand, weil man, nur an sich selbst denkend, jede Rücksicht bei Seite setzte und ohne Schonung sich Bahn zu brechen suchte.

Gleich bei dem ersten wilden Aufschrei hatte Lothar die entstehende Gefahr erkannt. Er sprang auf, ergriff die Hand seiner Mutter und eilte der nächsten Wand zu. Rasch die gemalte Leinwand zerreißend, zog er seine Mutter durch die Oeffnung und führte sie einige Schritte weiter.

»Du bist in Sicherheit,« rief er ihr zu, »dort ist der Weg – ich kehre sogleich zurück.«

Ehe sie etwas zu erwiedern vermochte, war er fort, durch die Oeffnung, aus welcher sie so eben herausgetreten waren, wieder verschwunden.

Manuela war ebenfalls wie alle Andern aufgesprungen, als der Tumult entstand und blickte zuerst mit Ueberraschung, dann mit dem Gefühle einer sich nahenden Gefahr auf die sich erhebenden Flammen. Eine kurze Zeit blieb sie zweifelhaft, ob dies Alles nicht vielleicht eine neue Ueberraschung sein solle.

»Komm, mein Kind,« hörte sie dann die angstvolle Stimme ihrer Mutter, »komm, laß uns eilen, ehe es zu spät wird!«

Als sie sich umsah, stand ihre Mutter neben ihr und blickte angstvoll nach dem Ausgangsthore, wohin in diesem Augenblicke sich Alle wild drängend und schreiend stürzten.

»Wir werden nicht mehr hinauskommen!« rief wieder ihre Mutter. »Wo ist der Vater?«

Der Graf war verschwunden.

Im Begriffe, sich in das Gedränge zu stürzen, erschien plötzlich Sardoni.

»Hierher, gnädige Frau!« rief er, die Hand der Gräfin ergreifend, die sie ihm willig und mit einem dankbaren, freudigen Blick überließ; »folgen Sie, gnädiges Fräulein!« setzte er eilig hinzu – und dann waren sie verschwunden – sie aber stand immer noch an derselben Stelle.

War es *doch* ihre Mutter gewesen? Dieser Gedanke durchzuckte plötzlich wieder ihre Seele und ließ sie für den Augenblick die drohende Gefahr ganz vergessen.

Da fühlte sie sich von zwei starken Armen umschlungen und leicht wie ein Kind emporgehoben. Einen Moment blickte sie noch in die leuchtenden Augen Lothar's, dann schloß sie die ihrigen, lehnte, während er sie forttrug, ihren Kopf an seine Schulter, schlang ihren Arm um seinen Nacken, und es durchzuckte sie ein so beseligendes Gefühl, wie sie es nie in ihrem Leben empfunden. Er aber trug sie fort, durch die Oeffnung der Wand und dann immer noch weiter, obgleich die Gefahr beseitigt war und eine derartige Hülfeleistung längst aufgehört hatte, nothwendig zu sein.

Erst als er sie bis zu seiner Mutter getragen, setzte er sie sanft nieder und blickte ihr dann mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit in die mit dankbarer Hingebung ihm begegnenden Augen.

»Sie sind in Sicherheit,« sagte er dann, noch immer ihre Hand festhaltend, die sie ihm willig überließ, »Gefahr war überhaupt nicht vorhanden – aber ich muß zurück – sie haben die Besinnung verloren und bereiten sich selbst das Verderben. Erwarten Sie mich hier,« wandte er sich wieder ausschließlich an Manuela, »Sie haben nichts mehr zu fürchten.«

Eine Bitte zu bleiben, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, schwebte auf ihren Lippen, aber er war verschwunden, ehe sie dieselbe auszusprechen vermochte.

Die beiden Frauen setzten sich, erschöpft und dabei voll Angst und Schreck auf eine Bank und blickten, während ihre Hände sich vereinten, auf das sich vor ihnen entfaltende Schauspiel.

Es schien jetzt fast, als solle es einen Theil des Festes bilden und machte durchaus nicht mehr den Eindruck des Großartigen oder Schrecken erregenden. Ja, es würde sogar eine mehr oder weniger komische Wirkung erzeugt haben, wenn nicht das noch immer ertönende wilde Schreien und Hülferufen den Ernst der Situation erhalten hätte.

Wie Theaterdecorationen, was sie in Wirklichkeit waren, brannten die Marcuskirche und der Dogenpalast schnell zusammen, die Procuratien folgten eben so rasch oder wurden theilweise von helfenden Händen niedrigerissen, nur der von Holz gezimmerte und ebenfalls mit Leinwand umgebene Campanile flammte, wie eine große Fackel weithin leuchtend in die Nacht hinaus und stürzte dann ebenfalls prasselnd und funkensprühend zusammen.

Die ganze venetianische Herrlichkeit war verschwunden, nichts mehr davon übrig als ein qualmender, übelriechender Aschen- und Trümmerhaufen, umgeben von schreienden und sich wild geberdenden, zum Theil in Maskenanzügen befindlichen Menschen.

Schweigend saßen die Gräfin Hardeck und Manuela noch immer zusammen, Beide die Rückkehr Lothars voll Sehnsucht erwartend. Der Mond erhob sich jetzt über den Rand der fernen Baumgipfel, und schien neugierig auf das sonderbare wüste Schauspiel hinzublicken, welches, mit so vielen Mühen und Kosten vorbereitet, mit so großer Ostentation in Scene gesetzt, plötzlich ein so klägliches Ende genommen.

Die Menschen drängten fort dem Schlosse zu, Alle eilten zu Fuße weiter, Niemand dachte mehr an die Gondeln, auf denen die Rückfahrt stattfinden sollte.

»Venedig ist vollständig in Asche verwandelt,« rief scherzend Lothar, als er bald darauf zurückkehrte, »gestatten Sie es mir, Sie wieder nach Deutschland und Radowa zurück zu bringen.«

Sie legte ihren Arm in den seinigen, mit dem andern führte er seine Mutter und so gingen sie, ohne ihre Schritte irgend zu beeilen, langsam dem Schlosse zu.

SIEBENTES CAPITEL. AM ANDERN MORGEN.

Seit dem Feste, das einen so unangenehmen Abschluß erhalten, waren bereits mehre Tage vergangen. Die Gäste hatten sich entfernt und die außergewöhnlichen Zustände in Radowa den gewohnten wieder Platz gemacht. Wie fast immer war jedoch der zuletzt empfangene Eindruck der maßgebende, alles Uebrige verdunkelnde geblieben.

Der Graf vermochte, so sehr er sich auch bemühte, seine üble Laune darüber immer noch nicht zu verbergen. Seine Gedanken verweilten bei der letzten wüsten Scene, deren Entstehung ungeachtet der strengsten Untersuchung nicht ermittelt wurde, deren Folgen aber, wenn auch größtentheils durch das unverständige und rücksichtslose Benehmen der Betheiligten selbst hervorgerufen, sehr unangenehm und beklagenswerth gewesen waren.

Nicht nur zerrissene und verdorbene Kleider in Menge, sondern auch Körperverletzungen, ja selbst einige

leichte Brandwunden hatte es gegeben, Thränen, Klagen und Vorwürfe, Ohnmachten und Krämpfe, wirkliche oder auch nur simulirte, es blieb sich das im Allgemeinen gleich – kurz, die Mehrzahl der Gäste, und besonders die vornehmsten und einflußreichsten, hatten noch an jenem Abende Radowa mit einer Hast verlassen, als ob ihr Leben bedroht sei.

Man sprach von dem Feste nur, um die große Gefahr zu schildern und mit den grellsten Uebertreibungen auszumalen, in welcher die ganze Gesellschaft sich befunden und nur durch ein Wunder, sowie durch eigene rasche Entschlossenheit und große Geistesgegenwart gerettet worden sei.

Der Graf hatte lange Conserenzen mit Sardoni gepflogen, eine Menge unschuldiger Personen wurde verhört und zum Theil eingesperrt, viele Briefe voller Entschuldigungen und Anfragen nach dem hohen Befinden dieser oder jener distinguirten Person flogen in das Land hinaus; schließlich änderte das jedoch in der Hauptsache nichts; das Fest blieb ein total verfehltes, Geld und Mühe waren nutzlos und vergeblich verschwendet.

Von allen Gästen war allein die Gräfin Hardeck mit ihrem Sohne nicht abgereist. Sie befanden sich immer noch in Radowa, und der Graf sah in diesem längeren Verbleiben unter den obwaltenden Verhältnissen ein freundliches und rücksichtsvolles Entgegenkommen.

»Die Menschen benehmen sich auf eine unwürdige Weise,« hatte Lothar zu seiner Mutter geäußert, als sie

spät nach dem Feste sich auf ihrem Zimmer allein befanden, »sie geberden sich, als ob plötzlich die Pest hier ausgebrochen wäre und sie keine Minute versäumen dürften, um so eilig als möglich zu fliehen. Man könnte, darüber lachen, wenn es nicht zu verächtlich und erbärmlich wäre. Der Graf hat wirklich Alles aufgeboten, um seine Gäste angenehm zu unterhalten und mit Ueberraschungen zu überhäufen; Du wirst das ebenfalls eingestehen, wir haben Derartiges weder erwartet, noch jemals gesehen, und dann – als durch irgend einen leicht entschuldbaren Zufall ein paar gemalte Decorationen in Brand gerathen, stürzen sie sich, wie eine Heerde Schafe, drängend durcheinander, stoßen, treten und quetschen sich selbst ohne alle Noth und Veranlassung, nur weil sie den Kopf verloren haben und sich wie blödsinnige Thiere benehmen.

»Dann kommen sie athemlos vor dem Schlosse an, alte hysterische Frauen affectiren Krämpfe und Ohnmachten, schreien nach den Wagen, weisen jeden vernünftigen Zuspruch mit Entrüstung und Indignation zurück und fahren davon, ohne Abschied und ohne Dank, in die Nacht hinein, als ob der leibhaftige Teufel hinter ihnen wäre! Man sollte fast wünschen, er machte sich das Vergnügen und schickte ihnen, statt dieser wundervollen, herrlichen Sommernacht, Blitz, Donner, Regen und Sturm. Ich gönnte es ihnen von ganzem Herzen!«

»Du urtheilst zu streng«, mein Sohn, erwiederte sie begütigend, »es war immerhin ein schreckenvolles Ereigniß und hätte leicht noch üblere Folgen haben können.«

»Schreckenvolles Ereigniß? Wenn einige Fetzen alter Leinwand in Brand gerathen? Alle nachtheiligen Folgen sind erst durch die Unvernunft der Herren und besonders der liebenswürdigen Damen entstanden. Wenn ich, statt mit ihnen, mit meiner Compagnie mich in jenem Raume befunden und es hätte sich Einer unterstanden –«

»Ich zweifle nicht daran«, unterbrach sie ihn lachend, »aber wir sind auch nicht einexercirte Soldaten; Du darfst das nicht verwechseln und deshalb nicht so rücksichtslos urtheilen.«

»Nun, so lassen wir das. Mir ist es natürlich höchst gleichgültig, daß sie fort sind, und der Graf wird sich auch freuen, sie los zu sein; aber wir werden jetzt noch einige Tage hier bleiben, nicht wahr, Mutter?« setzte er mit etwas weniger sicherer Stimme hinzu, »das sind wir dem Grafen und uns selbst schuldig.«

»Wenn Du es wünschest, es für nöthig hältst«, erwiederte sie verwundert, »ich habe keine Eile; nur Du warst mit Deiner Zeit sehr beschränkt, so daß Du überhaupt der Einladung gar keine Folge geben wolltest.«

»Jetzt unter den veränderten Verhältnissen«, sagte er, ohne aufzublicken, »und da wir einmal hier sind, können und dürfen wir nicht sofort wieder abreisen.«

»Wir müßten doch jedenfalls eine Einladung zum längern Verbleiben erhalten, denn das Fest ist vorüber.«

»Eine Einladung?« fragte er betroffen – »allerdings. Man wird uns jedenfalls einladen, aber wenn es geschieht, was ich als selbstverständlich annehme, so werden wir nicht ablehnen, sondern noch ein paar Tage bleiben.«

»Ganz nach Deinen Wünschen, mein Sohn; jetzt aber,« setzte sie freundlich hinzu, »wollen wir von den Anstrengungen dieses Tages ausruhen, denn es ist schon sehr spät, und das Vergnügen, so im Uebermaße genossen, wird schließlich auch zu einer ermüdenden Arbeit.«

Nicht nur eine Einladung, sondern die dringendsten und herzlichsten Bitten waren am andern Morgen zum längern Verbleiben in Radowa, sowohl von dem Grafen, als von der Gräfin, ergangen, und Manuela's schöne Augen hatten in noch hellerem, freudigen Glanze gestrahlt, während Lothars Mutter, ohne Schwierigkeiten oder Ausflüchte zu erheben, bereitwillig zugesagt.

So verweilten denn Lothar und seine Mutter allein von allen andern zum Feste geladen gewesenen Gästen noch einige weitere Tage in Radowa.

Mit der größten Entschiedenheit hatte er sofort jede weitere Dankesäußerung für die, Manuela geleisteten, selbstverständlichen und nicht nennenswerthen Dienste abgelehnt, ja das nicht weitere Besprechen dieses Gegenstandes förmlich als Bedingung seines ferneren Verbleibens gestellt.

Man fügte sich, und er hatte um so weniger Veranlassung, sich in dieser Beziehung zu beklagen, als er durch Manuela's dankbare Blicke den beglückendsten Lohn für

eine Handlung empfang, welche die Gunst des Zufalls ihn hatte ausführen lassen.

Man befand sich am folgenden Vormittage noch in gemeinsamer Unterhaltung zusammen, als Sardoni den Grafen um eine dringende Unterredung bitten ließ.

»Alle menschlichen Einrichtungen,« bemerkte lächelnd dieser, »laboriren an Unvollkommenheit, und unsere Schöpfungen sind alle im Großen und Ganzen gleich vergänglich. Das Schaffen und Aufbauen erregt in uns erhebende und stolze Empfindungen, indem es uns unsere Gottähnlichkeit vorspiegelt; das Beseitigen und Fortschaffen der Reste und Trümmer dagegen, wenn die Zeit des Genusses vorüber, hat etwas Jämmerliches oder besser Katzenjämmerliches – rein Menschliches, bei welchem der Jammer immer den Grundaccord bildet. Je mehr man sich darüber hinwegsetzen kann, desto mehr versteht man die Kunst zu leben. Dieser Sardoni will mich jetzt ebenfalls wegen Ordnung und Beseitigung der Festtrümmer consultiren; wir müssen unsere Werke wieder zerstören, welche wir in einer kindischen und beneidenswerthen Laune geschaffen haben. Er könnte es freilich allein thun und mich damit verschonen, aber es sagt ihm mehr zu, mich daran zu betheiligen, und ich sehe ein, daß ich mich fügen muß.

»Entschuldigen Sie mich daher für eine kurze Zeit, ich werde mich beeilen, recht bald zurückzukehren.«

»Nun, was gibt es so Wichtiges?« fragte er, in seinem Zimmer angekommen, den wie immer in gleichmäßiger

Ruhe vor ihm stehenden Italiener, »war es nöthig, mich deshalb zu stören?«

»Es schien mir so, Herr Graf,« erwiderte Sardoni, ohne seine Miene bei dieser unfreundlichen Anrede zu ändern, »denn es ist ein Bote von Rudin angekommen, der ein Schreiben des Arztes überbringt, auf welches er eine Antwort zu erhalten angewiesen sei.«

»Von Rudin?« rief erbleichend der Graf, »ein Schreiben des Arztes? Geht es meinem Bruder schlechter – oder wäre er vielleicht gestorben?«

»Ich kann darüber keine Auskunft geben, denn ich habe den Boten nicht gefragt; das Letztere halte ich jedoch nicht für wahrscheinlich, er würde es gewiß gesagt haben. Hier ist der Brief.«

Mit unsicherer Hand empfang der Graf das ihm dargereichte Papier, entfernte sich mehrere Schritte, und erst, nachdem er sich auf einen Sessel am Fenster gesetzt, zerbrach er langsam das Siegel und entfaltete den Brief. Rasch, während eine jäh aufsteigende Röthe seine verlebten Züge bedeckte, flogen seine Augen darüber hin; er las:

»Erlauchter, hochgebietender Herr Graf!

»Ein Erlaucht halte ich mich verpflichtet die Mittheilung zu machen, daß Hochdero Herrn Bruders Krankheit jetzt in ein so gefährliches Stadium getreten ist, daß der Tod jeden Augenblick eintreten kann. Die Schwäche hat in dem Grade zugenommen, daß der Kranke fast keiner selbstständigen Bewegung mehr fähig ist. Dagegen sind jetzt, wie dies häufig bei solchen Kranken der Fall, lichte

Momente eingetreten, wo der bis dahin gefesselte Geist wieder frei und ungehindert mit der Außenwelt verkehren kann. Hierin liegt meiner Ansicht und Erfahrung nach jedoch leider die sichere Bürgschaft seiner baldigen, unvermeidlichen Auflösung. In solchen Momenten verlangt nun Hochdero Herr Bruder stets dringend und schmerzvoll, Ew. Erlaucht noch einmal zu sehen und zu sprechen, als ob ein Geheimniß, welches er Ew. Erlaucht mitzutheilen habe, seine Seele belaste.

»Ich stelle es Ew. Erlaucht unterthänigst anheim, diesem letzten Wunsche Hochdero Bruders gütigst zu entsprechen, und erlaube mir nur noch zu bemerken, daß Gefahr im Verzuge ist und Hochdieselben nicht zögern dürfen, wenn Sie des Kranken Wunsch erfüllen und ihn noch lebend antreffen wollen.

»Ich habe die Ehre, mit Unterthänigkeit und ehrfurchtsvoll zu zeichnen Ew. Erlaucht

gehorsamster Dr. Braß.«

Eine Zeitlang saß der Graf, nachdem er gelesen, das Schreiben in der herabgesunkenen Hand haltend, schweigend und mit gesenkten Augen da, dann reichte er es langsam Sardoni, der es in Empfang nahm und ebenfalls las.

»Was rathen Sie?« fragte er dann mit kaum hörbarer Stimme.

»Es scheint mir geboten, daß der Herr Graf so schleunigst als möglich abreisen.«

»Scheint Ihnen geboten? – Was soll ich dort? Was kann er mir zu sagen haben? – Krankhafte Einbildungen eines

geistig Gestorbenen. – Weshalb soll ich mich dieser ganz überflüssigen und unangenehmen Aufregung aussetzen? – Ich bin einmal kein Freund von Sterbeszenen, am wenigsten von solchen. – Helfen kann ich ihm doch nicht – was soll ich da? – Habe ohnehin Aerger und Sorgen genug; weshalb mich mit neuen, ganz unnöthigen belästigen!«

Wieder trat ein längeres Schweigen ein; nur das leise, einförmige Ticken einer kostbaren Uhr von vergoldetem und bemaltem Meißener Porzellan war hörbar.

»Finden Sie das nicht gerechtfertigt?« fragte dann der Graf wieder.

»Es gibt Vieles, was im hohen Grade unangenehm, ja selbst schmerzlich ist,« erwiderte Sardoni, »dessen wir uns dennoch nicht entziehen können.«

»Sie reden immer in Gemeinplätzen. Ich habe meinen Bruder zehn Jahre nicht mehr gesehen, – wir haben uns überhaupt niemals näher gestanden; wozu daher jetzt mit einem Male diese überschwengliche und nutzlose brüderliche Zärtlichkeit? – Sie wissen es ja, daß ich seinen Tod als die Erfüllung einer lang gehegten Hoffnung betrachte, weshalb mich daher noch dieser geistigen Mißhandlung unterwerfen, und eine Theilnahme heucheln, die ich doch nicht empfinde?«

»Die öffentliche Meinung möchte anders darüber urtheilen, und da der Herr Graf derselben doch so viele Zugeständnisse machen, so scheint es mir nöthig, auch dieses nicht zu unterlassen. Es wird jedenfalls bekannt werden, daß Ihr Herr Bruder auf seinem Sterbebette nach

Ihnen verlangt, daß der Arzt Sie davon in Kenntniß gesetzt hat, daß der Herr Graf aber diese letzte Bitte Ihres Herrn Bruders unerfüllt gelassen.«

»Dieser verdammte Doctor,« rief zornig der Graf, während er den Brief in kleine Stücke zerriß, »wer heißt ihn an mich schreiben? Was kümmert es ihn, ob ich komme oder nicht, – ein anmaßender, sich überhebender Quacksalber, der wahrscheinlich nur Geld von mir erpressen will.«

»Wenn das wirklich der Fall ist und der Herr Graf reisen *nicht*, so wird der Doctor nach dem Tode Ihres Bruders jedenfalls um so mehr von sich reden machen.«

»So will ich denn ins Teufels Namen reisen,« rief in neuer zorniger Aufwallung der Graf, »sorgen Sie dafür, daß der Wagen bereit ist, aber erst um sieben Uhr, nach dem Diner. – Ich habe durchaus keine besondere Eile und wünsche von ganzem Herzen, daß er vor meiner Ankunft seine letzte Reise ebenfalls angetreten habe. Sie werden mich begleiten!«

»Es ist noch sehr Vieles hier zu ordnen.«

»Thut nichts, thut nichts! Lassen Sie die Fetzen von Anderen zusammenlesen. Ich kann Sie in dieser Angelegenheit nicht entbehren, – werde vielleicht Ihres Rathes und Ihres Beistandes dort besonders bedürftig sein.«

»Gehen Sie, lieber Sardoni,« fuhr er nach einer kurzen Pause plötzlich mit heiterer Stimme fort, »besorgen Sie das Nöthige, – es fährt sich jetzt am angenehmsten in der Nacht, wir können im Wagen schlafen, und die Hauptsache bleibt doch immer, daß er endlich stirbt. Was noch

drum und dran hängt, wird schnell vorübergehen und muß ausgehalten werden. Also auf Wiedersehen, heute Abend sieben Uhr! Bis dahin Gott befohlen! Theilen Sie Niemand das Ziel und den Zweck unserer Reise mit,« rief er dem sich Entfernenden nach, »auch meiner Frau nicht; es würde zu allerlei überflüssigen Fragen und Erörterungen Veranlassung geben. Sie wissen, ich liebe das nicht.«

ACHTES CAPITEL. ZWEI MÜTTER.

Der Graf trug nach seiner Rückkehr zu seinen Gästen und seiner Familie ganz die frühere Heiterkeit zur Schau, sein Benehmen war in hohem Grade freundlich und zuvorkommend. Nur beiläufig erwähnte er, daß ihn eine dringende Angelegenheit nöthige, einen Tag mit seinem Geschäftsführer zu verreisen, er es aber als selbstverständlich ansehe, seine Gäste nach seiner Rückkehr noch in Radowa zu finden. Eine Frage seiner Frau, wohin er reisen wolle, beantwortete er ausweichend, während er dem Gespräch sogleich eine andere Wendung gab.

Das Diner, welches man um fünf Uhr einnahm, verlief in besonders heiterer Weise. Der Graf sowohl, als Lothar, befanden sich in fröhlicher Stimmung und waren sichtlich bemüht, die Unterhaltung in anregendem Fluß zu erhalten.

Die Sonne stand schon dem Untergange nahe, als der Graf erklärte, daß er genöthigt sei, jetzt abzureisen.

Nochmals wandte er sich mit zuvorkommender Freundlichkeit an Lothars Mutter, während er jede zu einer vertraulichen Mittheilung veranlassende Annäherung seiner Frau geflissentlich vermied, und sagte:

»Ich nehme nicht Abschied von Ihnen, gnädige Frau, ebensowenig von Ihnen, Herr Graf; zu meinem großen Bedauern bin ich gezwungen, gerade jetzt, wo es mir im höchsten Grade ungelegen, auf eine kurze Zeit mich Ihrer angenehmen Gegenwart zu entziehen; morgen Abend oder spätestens übermorgen früh bin ich jedoch wieder hier, um mich Ihnen ganz zu widmen und alles dasjenige nachzuholen, was ich jetzt leider entbehren muß. Sie versprechen mir, so lange zu bleiben, nicht wahr? Die Erfüllung einer ohnehin unangenehmen Pflicht würde sonst doppelt schwer auf mir lasten.«

Lothars Mutter blickte ihren Sohn fragend und unschlüssig an, dieser aber zögerte nicht, statt ihrer zu erwiedern:

»Sie beschämen uns durch so viel Güte und es würde undankbar sein, ein so freundliches Entgegenkommen durch eine Ablehnung zu beantworten. Wenn daher nicht

—«

»Schön, schön, lieber Graf!« unterbrach jener Lothars Antwort, welche dieser nicht ohne eine gewisse Befangenheit gesprochen, »ich habe Ihre Zusage – der Wagen wartet – also auf Wiedersehen, ich werde mich nach Kräften beeilen, so bald als möglich zurückzukehren.«

Der Wagen rollte dahin, nachdem sich auch Sardoni kurz und förmlich verabschiedet hatte. Die Zurückbleibenden setzten noch eine kurze Zeit ihr Gespräch fort und machten dann einen gemeinsamen Spaziergang durch den Park. Die röthlichen Lichter des scheidenden Tages vereinten sich mit der aufsteigenden Dämmerung, während sie bald durch schattige Gänge, bald über lichtere Rasenflächen dahin wandelten. Sie empfanden wegen der plötzlichen Abreise des Grafen weder eine Leere, noch irgend eine andere, ihre Gedanken beherrschende Empfindung; es schien viel mehr, als sei mit dem fortrollenden Wagen auch die Erinnerung an den jetzt Abwesenden in die Ferne hinausgefahren, ohne von dem Wunsche oder dem Verlangen nach seiner Gegenwart beeinträchtigt zu werden.

Die beiden Frauen fanden, obgleich im Grundton ihres Empfindens sehr verschieden, bald vielfache Anknüpfungspunkte zu einem angelegentlichen Gespräche; Lothar und Manuela, welche vorausgingen und bei den häufigen Biegungen des Weges oft ihren Blicken auf längere Zeit verschwanden, nicht weniger, und so kehrten sie endlich, als die laue, sternschimmernde Sommernacht schon über der schlummernden Erde ruhte, gemeinsam nach dem Schlosse zurück, um noch eine kurze Zeit zusammen zu bleiben und dann die Ruhe aufzusuchen.

Der Gott des Schlafes, welcher die Menschen besucht, wenn ihre Seelen, von der Thätigkeit des Denkens und Empfindens ausruhend, sich dem ermüdeten Körper willenlos unterordnen, wollte heute lange nicht, weder den

beiden Frauen, noch Lothar und Manuela erscheinen. Sie hatten Alle noch Vieles, Vieles zu denken, sehr Verschiedenes nach Entstehung und Fortentwicklung, aber im Ganzen doch derselben Ursache entstammend.

Am andern Abend saßen die beiden Frauen wieder in anregender Unterhaltung auf der breiten Terrasse, von welcher der Blick ungehindert einen Theil des Parks übersehen und durch eine in die den Horizont abgrenzenden hohen Baumgipfel absichtlich geschaffene Durchsicht in das Thal der Eger und über dasselbe hinweg nach den jetzt im Abendrothe verglühenden Bergen hinaus-schweifen konnte.

Der Tag war ruhig und still, ohne jede äußere Anregung und Störung, sehr verschieden von seinen Vorgängern dahingegangen. Selbst die Natur schien nach Ruhe und Frieden bedürftig, denn die Luft schlummerte unter der wolkenlosen blauen Decke des Himmels und die Blätter hingen regungslos und träumend an den Zweigen der Bäume.

Die beiden Frauen, deren Gespräch für eine Jede von ihnen immer fesselnder wurde, saßen schon längere Zeit so neben einander, während Lothar und Manuela langsam in dem kleinen Blumengarten zu ihren Füßen auf- und abwandelten, öfter stehen blieben, auch sich bückten, um eine Blume zu betrachten oder zu pflücken, immer aber miteinander redend, ohne daß ihre Worte von Anderen hätten gehört werden können.

Der Anblick und das Beobachten dieses jungen Paares war es, was die Gedanken und Empfindungen der beiden

Frauen in so gleichartiger und beglückender Weise anregte. Beide erfaßte die Ahnung, es könnten sich die Herzen Lothars und Manuela's in Liebe vereinen, und sie sahen darin die noch nicht erwartete Erfüllung eines ersehnten Wunsches.

Beide waren ihrer Entwicklung, ihrem Charakter und ihrer ganzen Auffassung nach völlig verschieden, und doch wurden sie jetzt von gleichen Hoffnungen und Empfindungen beseelt.

Lothars Mutter hatte mit ihrem verstorbenen Manne in der glücklichsten Ehe gelebt. Kaum den Kinderjahren entwachsen, hatte er die Blüthe der Liebe in ihrem Herzen entfaltet, die erste und auch die einzige Blüthe, welche sie darin getrieben. Er war ihr Lehrer, ihr Rath, ihr Beschützer, das verkörperte Ideal ihrer Vorstellungen geworden; ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele hatte immer mit der unwandelbarsten und fast mit einer leidenschaftslosen Liebe an ihm gehangen – leidenschaftslos, weil die Fortdauer ihres Glückes sie die Flamme der Leidenschaft niemals hatte kennen lernen lassen.

Er lebte nur ihr. Sein ruhiger, ernster und fester Charakter trug niemals Verlangen nach Abwechselung in der Frauenliebe, und verschmähte Genüsse, für welche Andere oft alle Güter dieses Lebens dahingeben, weil ihm die Empfänglichkeit dazu fehlte, nicht angeboren war.

Die Liebe zu seiner Gattin glich einem ruhig und gleichmäßig dahinfließenden tiefen Strome, ohne Klippen, ohne Wirbel und Untiefen; sie hatte diesen Strom stets unverändert gesehen und er blieb so bis zum letzten Augenblick, bis er plötzlich und unerwartet in dem Meere der Ewigkeit zerrann.

Sie war eine von jenen wenigen glücklichen Frauen, welche mit dem ersten unverstandenen, noch kindlichen Erwachen jungfräulichen Empfindens sich dem Ideale ihrer Phantasie zu eigen geben und es ohne Täuschung, ohne Reue und Beschämung bis an ihr Ende bleiben können, welche nur Einen Mann lieben und geliebt haben, und es für unmöglich halten, daß es überhaupt anders sein könne.

In der Blüthe männlicher Kraft ihr plötzlich entrissen, lebte er in ihrem Herzen noch immer in derselben Vollkommenheit und Schönheit fort, wie sonst, und das Dasein würde ihr unerträglich, ja unmöglich gewesen sein ohne ihren Sohn, ohne Lothar, dem Abbilde seines Vaters, wie ihre mütterliche Liebe ihn verherrlichte.

Und doch war er von diesem sehr verschieden, sowohl körperlich wie geistig. Größer und schöner, mit den dunkeln Augen der Mutter, entbehrte er ganz die Neigung zu einer ruhigen, stilleren Thätigkeit, strebte nach Aufregung, Abwechslung, nach Kämpfen und Siegen. Auch für die Frauenliebe schien er anders organisirt, denn auch hier traten dieselben Neigungen hervor, und seine Mutter, welche das Erstere erkannte, von dem Andern jedoch keine Ahnung hatte, schon weil ihr das Verständniß

dazu gänzlich fehlte, tröstete sich damit, daß das unstete, jugendliche Aufflackern bald einer geregelteren, männlichen Stetigkeit weichen werde.

Der Gedanke, daß er sich vermählen oder auch nur ein seiner würdiges Mädchen lieben werde, enthielt zugleich die Verwirklichung aller ihrer Hoffnungen. Er konnte und würde dann nur für seine Liebe leben, so schloß sie, wie sein Vater, ihr geliebter Gatte, es gethan, denn daß es anders sein könne, lag außer dem Bereiche ihrer Vorstellungen. Dann zog er nicht mehr fort, hörte auf, Soldat zu sein, führte seine junge Gattin nach Hardeck, widmete sich selbst den Geschäften, und sie würde im Kreise der Ihrigen den Abend ihres Lebens so glücklich verleben, wie es ohne ihren Mann überhaupt für sie noch möglich sein konnte.

So eben standen Beide wieder dicht bei einander. Seine hohe Gestalt hatte sich etwas herab gebeugt zu ihr, und die goldblonden Wellen ihres Haares verdeckten in dieser Stellung einen Theil seines Gesichts, während sie gesenkten Blickes mit ihren zierlichen Fingern die kleinen, rothen Blätter einer Blume langsam abpflückte, als ob sie das kindische Spiel: »Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, klein wenig, gar nicht«, mit einander spielten.

Mit freudiger Bewegung hingen der Mutter Augen an diesem verlockenden Bilde, dann, als sie unwillkürlich zu der Gräfin hinsah, begegneten sich ihre Blicke und sie lächelten Beide, wie im gegenseitigen Einverständniß.

Bei Manuela's Mutter war jedoch dieses Lächeln aus ganz anderen inneren Beweggründen entstanden. Zwar aus derselben Ursache, aber die durch das Benehmen des jungen Paares nahe gelegten Vermuthungen führten bei ihr zur Verwirklichung ganz anderer Absichten und Wünsche. Auch sie war, kaum den Kinderjahren entwachsen, die Gattin des Grafen Thurnau geworden. In ihrer Erziehung verwahrlost, hatte sie den viel älteren Mann geheirathet, ohne ihn früher gekannt zu haben, auf den Befehl ihres Vaters, der bald darauf gestorben. Selbst auch durch körperliche Schönheit keineswegs ausgezeichnet, vielmehr in ihrer äußern Erscheinung eben so unbedeutend, als in geistiger Beziehung, hatte sie sich willenslos dieser Anordnung gefügt, von der man ihr gesagt, daß sie zu ihrer Versorgung nöthig sei.

Weshalb der Graf grade sie geheirathet, die dadurch für ihn erwachsenen äußeren und finanziellen Vortheile erkannte sie erst später.

Er, ein Mann, der das Leben genossen und noch zu genießen das Verlangen trug, nahm sie in Empfang, wie man das Objekt eines abgeschlossenen Geschäftes sich aneignet, und behandelte sie ganz in dieser Weise. Selbst ohne wirkliche Bildung, lag ihm nichts entfernter, als die ihrige zu vervollständigen. Der Reiz, die Geliebte zu belehren, ihre Erkenntnisse und Anschauungen zu erweitern, bestand für ihn nicht, weil er sie nicht liebte und ihm selbst geistige Beschäftigung niemals ein Bedürfniß war.

Die Standesehre oder vielmehr die Vorurtheile, denen er huldigte, ließen ihn die äußere Form gegen sie nicht offen verletzen. Er behandelte sie wie ein Kind, dem man sein Spielzeug schenkt, ohne seinen Neigungen deshalb den mindesten Zwang anzuthun.

Dennoch hatte er in einer Beziehung sich vollständig verrechnet, oder vielmehr einen Umstand nicht beachtet, der später geeignet war, seine Anschauungen und auch sein Verhalten, und zwar gegen seinen Willen, vollständig zu verändern.

Die Natur hatte sie mit einer großen Gabe natürlichen Verstandes und scharfer Beobachtung ausgestattet. Sie erkannte bald, daß sie ihre mangelnden Kenntnisse erweitern, sich Erfahrungen sammeln und dadurch allein ihre Stellung verbessern, ihren Einfluß erhöhen könne. Sie versäumte dazu keine Gelegenheit, weniger durch das Studium von Büchern, als durch die Unterhaltung mit allen denjenigen, von welchen sie lernen und sich belehren lassen zu können glaubte. Während sie diesen Bestrebungen oblag, bildete sich dabei in ihr die dem Weibe ohnehin angeborene Schlaueit immer mehr, von unlauteren Motiven geleitet, zur Heuchelei und Verstellung aus. Sie suchte Alles zu erforschen, in die Geheimnisse ihres Mannes zu dringen, um dadurch Einfluß zu gewinnen und ihn zu beherrschen.

Seinen Neigungen und Ausschweifungen trat sie nie hindernd entgegen, ließ es nie deshalb zu einer ihn demüthigenden Scene kommen, heuchelte vielmehr grade

bei diesen Vorgängen eine kindliche und berückende Unbefangenheit.

Der Graf mußte sich eingestehen, daß seine Frau nicht ohne liebenswürdige Eigenschaften sei und auch für viele Dinge ein ganz außergewöhnliches, richtiges Verstandniß besitze. Dabei konnte er ebenfalls nicht leugnen, daß sie sich sehr gut conservire, ja er fand, daß sie jetzt viel schöner geworden sei, wie sie als Mädchen gewesen. Um die Erziehung ihrer Kinder kümmerte sie sich wenig. Nach der Geburt eines jeden blühte sie um so schöner auf, und galt jetzt allgemein für eine schöne, geistig begabte Frau, von der man annahm, daß sie ihren Mann beherrsche und übersähe.

Diese Wandlung, welche im Laufe von achtzehn Jahren vorgegangen, hatte sich derart allmählich vollzogen, daß sowohl der Graf als sie des frühern Zustandes sich kaum mehr bewußt waren.

Manuela war schon mit dem neunten Jahre aus dem Hause geschickt und so lange als möglich in der Prager Erziehungs-Anstalt gelassen worden. Die beiden Knaben von zehn und acht Jahren beabsichtigte sie ebenfalls in ein Institut zu senden; der Graf hatte sich jedoch in dieser Beziehung aus Standesrücksichten bisher hartnäckig weigerlich gezeigt. Jetzt war Manuela zurückgekehrt, sechzehn Jahre alt, begabt mit einem lebhaften Geist und ausgestattet mit blendender, jugendlicher Schönheit. Der Mutter reifere trat dagegen in den Hintergrund, und die neben ihr sich befindende Tochter wurde zum unwiderleglichen Verräther ihres eigenen Alters.

Wenn Manuela sich verheirathete, hörten diese Ungehörigkeiten alle auf, der Theilung des Interesses und der Aufmerksamkeit machten die bisherigen, ihr mehr zusa-
genden Zustände wieder Platz. Je eher sich Manuela ver-
heirathete, je besser war es. Weshalb sollte sie sich nicht
sobald als möglich an einen ihrer würdigen Mann verhei-
rathen? Die mütterliche Liebe fand keinen Hinderungs-
grund.

Der Graf Hardeck aber war eine durchaus angemesse-
ne Persönlichkeit, – jung, schön, reich, von gutem Adel.
Sie schienen sich ja auch schon zu lieben, denn sie stan-
den noch immer jetzt schweigend, er sie mit leuchtenden
Augen anschauend, nebeneinander, während ihre herab-
gesunkene Hand lässig die kleine, gerupfte Blume hielt.
– Weshalb hätte sie daher nicht freudig mit mütterlicher
Zärtlichkeit das durch Rührung verschönte, bewegte Lä-
cheln von Lothars Mutter erwiedern sollen?

NEUNTES CAPITEL. EINE NÄCHTLICHE FAHRT.

Der Graf und Sardoni fuhren in einem leichten, mit
zwei muthigen Pferden bespannten, offenen Jagdwagen.
Auf dem Vordersitze saßen der Kutscher und ein Bedien-
ter, der Hintersitz, von dem Grafen und Sardoni einge-
nommen, befand sich in so unmittelbarer Nähe, daß ein
Gespräch, ohne von Jenen gehört zu werden, nicht ge-
führt werden konnte.

Zu Füßen des Grafen stand dessen Pistolenkasten und
auch der Bediente hatte zwei Pistolen mitnehmen müs-
sen, denn es trieb sich zu jener Zeit viel Gesindel in den

böhmischen Wäldern herum und sie hatten einen Theil derselben zu durchfahren.

Der Graf hegte zwar deshalb keine Besorgnisse, aber es lag in seinem Charakter, immer so viel als möglich auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Er unterhielt sich mit Sardonio in italienischer Sprache, von der er wußte, daß sie die Diener nicht verstanden.

Die Sonne in ihrem Rücken sank bald hinter die Berge hinab und die Schatten der Nacht verdichteten sich in dem Walde, den sie jetzt erreichten und durch den sie einige Meilen zu fahren hatten. Sie befanden sich auf einer Hochebene, und die breite Straße zog sich wie ein heller Faden durch den gegen den Himmel sich abzeichnenden Abschnitt der Bäume hin. Das leichte Rollen des Wagens und der gleichmäßige Hufschlag der Pferde hallte an den dunkeln Wänden des Waldes wieder, sonst herrschte eine lautlose, tiefe Stille. Auf den Wiesen und Lichtungen, an denen sie vorüber fuhren, entstiegen die Nebel dem feuchten Boden und lagen darüber hingebreitet, so daß einzelne darauf hervorragende Gegenstände aussahen, als ob sie sich mitten in einem wogenden See befänden.

Ein Rudel Wild, das an der Seite der Straße gestanden, floh rasch darüber hin zu Holz, während die Pferde unruhig wurden und der Bediente nach seinen Pistolen griff.

»Schlafen Sie?« fragte der Graf, nachdem Beide längere Zeit geschwiegen, »ich dünkte, wir plauderten ein wenig.«

»Ich schlafe nicht, wollte den Herrn Grafen nicht stören,« erwiderte Sardoni.

»Sie stören mich nicht. Erzählen Sie irgend etwas, damit ich andere Gedanken bekomme. In der Dunkelheit fixiren sich unsere Vorstellungen immer auf einen und denselben Gegenstand, drehen sich darum wie im Kreise, und gewöhnlich suchen sie einen solchen, der uns am unangenehmsten oder widerlichsten ist.«

»Der Mond muß in ganz kurzer Zeit aufgehen.«

»Ich glaube, Sie weichen mir absichtlich aus. Ich überspringe absichtlich in meinen Gedanken einen, Gott sei Dank, jetzt kurzen Zeitraum,« fuhr der Graf nach einer kleinen Pause fort, »einen Zeitraum, von dem ich allerdings wünschte, daß er zur Vergangenheit gehörte, der aber doch auch vergehen wird, wie Alles, das Gute und das Schlechte, denn es ist schließlich immer Eines und dasselbe. – Wenn wir dann wieder hier fahren, vielleicht in der morgigen Nacht, wird mein Bruder gestorben und Alles vorüber sein. – So hoffe ich wenigstens, denn sonst hätte diese ohnehin überflüssige Reise gar keinen Zweck, und es wäre besser, wir kehrten noch jetzt wieder um.«

»Meinen Sie das nicht auch?« setzte er dringender hinzu, »Sie scheinen wirklich sehr ermüdet zu sein.«

»Man muß dies annehmen,« erwiderte Sardoni, »nach dem Schreiben des Doctors scheint es unzweifelhaft, daß Ihr Herr Bruder den morgigen Tag nicht überlebt, ja es bleibt sogar sehr ungewiß, ob wir ihn noch lebend antreffen werden.«

»Das wäre jedenfalls das Beste, ich wäre dann all dieser widerlichen Aufregung und Schererei überhoben, hoffen wir daher, daß es der Fall sei.«

Sardoni antwortete nicht und auch der Graf schien die Neigung nach weiterer Unterhaltung verloren zu haben. Der Nachtwind begann sich zu erheben und zog leise rauschend durch die Gipfel der hohen Bäume; es war, als ob sie mit einander zu reden begännen und sich unheimliche Geschichten erzählten, deren Zeugen sie gewesen. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und schloß die Augen. Er versuchte zu schlafen, aber seine Gedanken verhinderten ihn daran, während seine Nerven in eine unruhige Thätigkeit geriethen. Gegen seinen Willen mußte er sich immer wieder und ausschließlich mit seinem sterbenden Bruder beschäftigen.

Erinnerungen wurden lebendig und zogen mit quälend peinlicher Deutlichkeit in seiner Seele vorüber, als ob die Ereignisse, welche sie widerspiegeln, erst der jüngsten Vergangenheit angehörten. Thatsachen, die er längst vergessen zu haben glaubte, welche er absichtlich in den untersten Behältern seines Gedächtnisses verborgen hatte, um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen, erhoben sich daraus, mit all ihren kleinsten Einzelheiten, und belehrten ihn, daß die wunderbare Maschinerie unseres Erinnerungsvermögens von unserm Willen unabhängig bleibt und oft grade dann in Thätigkeit tritt, wenn wir es am wenigsten verlangen.

Der Tag, an welchem sein Bruder geboren, stand deutlich vor ihm. Er war damals schon funfzehn Jahre alt, und

sein Vater, mit dem er während der Niederkunft seiner Mutter im Garten spazieren ging, war keineswegs erbaut über die bevorstehende Geburt des sich noch so spät und gegen alle Erwartung einfindenden Kindes.

»Hoffentlich ist es ein Mädchen,« hatte sein Vater gesagt, »denn für Dich würde es am meisten zu bedauern sein, wenn es ein Knabe wäre.«

Aber es war dennoch ein Knabe, und er, der Bruder, hatte jene Worte seines Vaters niemals vergessen.

Vom ersten Tage an sah er in diesem späten unberufenen Eindringling einen Beschädiger seiner eigenen Rechte und Ansprüche, und niemals empfand er auch später für den zarten, bleichen Knaben eine brüderliche Theilnahme.

Bei seinem Vater trat dagegen, wie dies häufig der Fall, grade das Gegentheil ein. Je älter und hinfälliger er wurde, je mehr wandte sich seine Liebe dem jüngsten Sohne zu, seinem Benjamin, wie er ihn nannte, und je mehr dies geschah, um so mehr stieg die Abneigung des älteren Bruders.

So viel, als es nach den gesetzlich zulässigen Bestimmungen möglich war, wurde dem jüngeren von seinem sterbenden Vater testamentarisch vermacht; das ganze Allodial-Vermögen, ohne Rücksicht auf die bedeutenden Schulden, womit das Majorat belastet war.

Der jüngere, Joseph, bot nach dem Tode des Vaters Alles auf, um mit seinem älteren Bruder, ein inniges Verhältniß herzustellen, aber dieser wies die hingehaltene

Hand jedesmal kalt zurück, und der Verkehr Beider hörte endlich längere Zeit ganz auf. Der Graf verheirathete sich, ohne seinen Bruder zur Hochzeit einzuladen, erst, als er gleich darauf mit seiner jungen Frau nach Wien reiste, sandte er ihm eine kurze förmliche Benachrichtigung.

Um so mehr wurde er daher überrascht, als er nach sechs Jahren von diesem eine Einladung zu seiner eigenen Hochzeit erhielt. Der Brief war so liebevoll und mit solcher brüderlichen Theilnahme geschrieben, daß es schwer hielt, einen Vorwand zur Ablehnung zu finden. Dennoch bestimmte den Grafen mehr eine augenblickliche Laune und das Verlangen, seine neue Schwägerin kennen zu lernen, von der er erfahren, daß sie sehr schön sein solle, zur Annahme der brüderlichen Einladung.

Er fuhr mit seiner Frau hinüber, und Beide wohnten der Hochzeit bei.

Die Braut war nach der Ansicht des Grafen zwar ein schönes, aber zu zartes und dabei ganz unbedeutendes, linkisches Wesen. Schüchtern, verschämt, schweigsam, hingen ihre großen dunkeln Augen immer hingebend an denen ihres Bräutigams. Es war eine sehr von Gefühl, Affectationen und Thränen überfluthete Trauung, und selbst bei dem darauf folgenden Diner thaute sie keineswegs auf und zeigte wenig Verständniß für die Schmeicheleien, womit der Graf sie überschüttete, und gar keins für die oft unartigen Anspielungen, welche er zum Besten zu geben sich veranlaßt fand.

Unbefriedigt und verdrießlich verließen der Graf und seine Gattin schon am andern Morgen wieder Rudin. Außer einem Besuche, den das junge Paar bald darauf in Radowa machte, hörte der gegenseitige Verkehr wieder ganz auf. Die Einladung zur Taufe der nach einem Jahre geborenen Tochter des jüngern Grafen wurde abgelehnt, bei welcher Gelegenheit der ältere im Gespräche mit seiner Frau unverholen seinen Aerger und seine an Haß grenzenden Gesinnungen gegen seinen Bruder aussprach. Sie suchte zu vermitteln, aber die zunehmenden finanziellen Verlegenheiten und der Gedanke, daß er ohne diesen spät geborenen Bruder all dieser Sorgen enthoben gewesen sein würde, verhärteten das Gemüth des Grafen immer mehr.

Weshalb hat er sich überhaupt verheirathet, kränklich und schwächlich wie er ist, wozu? Und mit einer so einfältigen pauvren Person? Ihr bischen Larve hat ihn bestochen, er war von je ein Narr und Phantast. Und jetzt auch noch ein Kind! – Eine Pathenstelle annehmen – das fehlte mir grade!

Er machte in dieser Zeit wieder häufige Reisen, und war außerdem in Geschäften, wie er sich ausdrückte, viel abwesend. Seine Frau, damals noch in der Ausbildung ihres Einflusses begriffen, vermochte die Ursache davon zwar nicht zu ergründen, erfuhr jedoch, daß er viel mit zweifelhaften Personen sowohl in Prag, als in der Umgegend verkehrte und Geld zu hohen Zinsen aufnahm.

Zwei Jahre nach der Geburt von des jüngeren Grafen Tochter traf plötzlich die Kunde von einem entsetzlichen

in Rudin vorgefallenen Ereigniß ein. Während der Abwesenheit des Grafen war in einer stürmischen Nacht Feuer im Schlosse ausgebrochen, in welchem sowohl die junge Gräfin als deren Tochter ihren Tod gefunden. Die Erstere hatte sich, bereits außer Gefahr, wieder in das brennende Gebäude gestürzt, als das Kind vermißt wurde, und war dann mit demselben unter den einstürzenden Mauern begraben worden. Man hatte sie zum letzten Male, wie Einige behaupteten, mit dem Kinde an einem Fenster schon von den Flammen umgeben erblickt, dann war sie unter Rauch, Feuer und Schutt verschwunden, und nur einzelne verkohlte Ueberreste war Alles, was der verzweifelte Gatte von Frau und Kind später wiedergefunden.

Die Absicht der Gräfin, ihren Gemahl zur schleunigen Reise nach Rndin zu bereden, gelangte gar nicht zur Ausführung, denn er erklärte, selbst sich sofort dazu bereit. Er schien überhaupt ungewöhnlich ergriffen und wurde von einer ihm sonst fremden Unruhe beherrscht. Er reiste noch an demselben Tage ab. Bei seiner Ankunft in Rudin fand er seinen Bruder bereits als die Beute eines gefährlichen Nervenfiebers und in einem so verzweiflungsvollen Gemüthszustande, daß er selbst tief erschüttert an seinem Lager stand, ohne Gelegenheit zu finden, mit dem Kranken zu verkehren oder ihn zu trösten, der ihn nicht kannte.

Seit jenem Tage war er nicht mehr in Rudin gewesen und hatte seinen Bruder nicht wieder gesehen.

Der Augenblick, als er damals in das vom Feuer zerstörte Schloß getreten und seinen Bruder in wildem Phantasieren mit den Gestorbenen verkehrend auf dem Krankenbette gesehen, trat jetzt, nachdem zehn Jahre seitdem vergangen, mit allen seinen schrecklichen Einzelheiten wieder vor seine Seele.

Ein kalter Schauer rieselte über seinen Körper und er öffnete, von innerer Angst erfaßt, die bis dahin geschlossenen Augen. Die Scenerie hatte sich verändert. Der im Abnehmen begriffene Mond war ausgegangen und eine an einer Seite von der Vergänglichkeit angefressene Scheibe schwebte bleich und traurig über der dunkeln Wand des Waldes. Ein unsicheres melancholisches Licht lag auf der langen, grau sich abzeichnenden Straße und über der einen Seite der Bäume. Während der Graf bestürzt umher und dann zu dem Monde aufblickte, war es ihm, als sähe er in das leidende, sterbende, ihn vorwurfsvoll anschauende Antlitz seines Bruders.

»Schlafen Sie immer noch,« fuhr er Sardoni an, indem er ihn fast gewaltsam aufrüttelte, »sehen Sie, der Mond ist aufgegangen und der Morgen kann nicht mehr fern sein.«

»Ich schlafe nicht,« erwiderte dieser ruhig, »wollte aber den Schlummer des Herrn Grafen nicht stören.«

»So unterhalten wir uns. Erzählen Sie irgend etwas. Um stumm und schweigsam da zu sitzen, hätte ich Ihrer Gesellschaft nicht bedurft.«

Sardoni befolgte die ihm fast in befehlendem Tone gegebene Weisung, aber der Graf betheiligte sich selbst

nicht an der Unterhaltung; zuweilen flogen seine Augen auf einen kurzen Moment, wie von einer magnetischen Kraft erfaßt, wieder zu dem Monde empor, um sie dann rasch zu schließen.

Bald herrschte wieder das vorige Schweigen auf dem schnell dahinrollenden einsamen Wagen, bis der Himmel sich im Osten zu röthen begann, der bleiche Mond immer bleicher wurde und endlich die aufgehende Sonne mit ihrem strahlenden Licht die phantastischen Bilder und Traumgestalten der Nacht verscheuchte.

ZEHNTES CAPITEL. IN RUDIN.

Es war fast Mittag, als sie in Rudin anlangten. Sie stiegen in der wenig einladenden Dorfschenke aus, ließen die Pferde unterbringen, und der Graf sandte Sardoni nach dem Schlosse hinauf, um sich zu erkundigen, ob und wann sein eigenes Erscheinen daselbst angemessen sei. Daß der Kranke noch lebe, es ihm aber sehr schlecht gehe, daß der Arzt und auch der Notar sich oben befänden, hatten sie bereits von dem Wirthe erfahren.

Die Anwesenheit des Letzteren schien den Grafen im hohen Grade zu beunruhigen und jede sich kundgegebene Theilnahme für seinen Bruder wieder zu verdrängen.

»Gehen Sie,« sagte er zu Sardoni, »beeilen Sie sich. Es scheint wirklich hohe Zeit zu sein, um mich selbst hierher zu bemühen, damit man nicht die Geisteskrankheit meines Bruders zu irgend einer Schurkerei ausbeute.«

Unruhig schritt er während Sardoni's Abwesenheit in dem kleinen Baumgarten hinter dem Hause auf und ab,

die demüthigen Anerbietungen des Wirthes zur Annahme einer Erfrischung heftig abweisend.

Endlich kehrte Sardoni in Begleitung des Arztes zurück.

Dieser benachrichtigte den Grafen, nachdem er seine Freude über dessen Anwesenheit ausgesprochen, daß der Kranke seit einigen Stunden in einem ruhigen Schlummer verfallen sei, sich aber seiner Auflösung nahe befinde.

»Es ist möglich,« fuhr er fort, »daß er ohne zu erwachen sanft hinüberschlummert, und es wäre ein solches Ende für ihn eine Wohlthat nach den unsäglichen Leiden und Qualen, die er erduldet. Zeit ist nicht zu versäumen, Herr Graf, um Ihren Herrn Bruder noch einmal lebend, wenn auch vielleicht nur schlafend wiederzusehen. Wenn es Ew. Erlaucht daher genehm ist, so gehen wir, ich könnte unterwegs die etwa weiteren Mittheilungen machen.«

»Gehen wir,« sagte hastig der Graf; »begleiten Sie uns, lieber Sardoni.«

Der Graf schritt mit dem Arzte voran, Sardoni blieb absichtlich eine Strecke hinter ihnen zurück.

»Sie schrieben mir,« fragte der Graf, »daß mein Bruder in der letzten Zeit lichte Augenblicke gehabt, glauben Sie, daß ein solcher, wenn er aus diesem Schlafe erwachen sollte, noch einmal eintreten könnte, daß er mich erkennen würde?«

»Ich halte es für wahrscheinlich, kann es aber nicht verbürgen. Der Contact unsers Geistes mit dem Körper ist ein so räthselhafter, daß darüber unser Wissen und

Erkennen, wie in vielen und leider in den wichtigsten Dingen, sich nur auf einige unvollkommene Erfahrungen beschränkt.«

»Nach diesen Erfahrungen halten Sie es aber für möglich?«

»Wie ich bereits gesagt habe.«

»Seit wann sind diese lichten Momente bei ihm eingetreten?«

»Seit ungefähr zehn Tagen.«

»So lange schon? Und man hat mir nichts davon gemeldet?«

»Im Anfange waren sie von sehr kurzer Dauer, gleich dem letzten Aufflackern eines verlöschenden Lichtes. Ich habe nicht gewagt, den Herrn Grafen unnöthig zu beunruhigen.«

»Nicht?« fragte dieser, den Arzt scharf und mißtrauisch fixirend, »aber dann? Wie wurde es weiter?«

»Der in gänzliche Theilnahmlosigkeit übergegangene Stumpfsinn des Kranken schien plötzlich gehoben. Er schlief lange und ruhig; wenn er erwachte, weinte er entweder still vor sich hin, oder er redete mit sich selbst, oder mit uns, wenn auch noch von einigen irrigen Vorstellungen gefesselt, doch sonst im vollen Gebrauche seines Verstandes.«

»Also doch immer noch in seinen Ideen von Irrsinn beharrend?«

»Letzteres ließe sich nicht behaupten. Er sprach mit vollem klaren Bewußtsein. Nur die Zeit seiner Krankheit

schien spurlos in seinem Erinnerungsvermögen ausgelöscht. Jenes schreckliche Ereigniß, welches den Tod seiner Gemahlin und seiner Tochter herbeigeführt, lag für ihn in der jüngsten Vergangenheit, und alle seine Gedanken und seine Vorstellungen concentrirten sich darauf.

»Er fragte nach Ihnen, ob Sie noch nicht hier gewesen, ob man Ihnen nicht Nachricht von seinem Unglücke gegeben, und als wir ihm, auf seine Ideen eingehend, erwiederten, daß dies geschehen sei und Sie jedenfalls sehr bald eintreffen würden, sprach er den sehnlichen Wunsch aus, daß es recht schnell geschehen möge, damit Sie ihn noch lebend trafen.«

»Er ist also noch immer vollständig irrsinnig und unzurechnungsfähig,« bemerkte der Graf hart.

»Das läßt sich nicht behaupten,« erwiederte ebenfalls in bestimmterem Tone der Arzt, »einen Kranken, der mit vollem Verstande spricht und handelt, kann man nicht als irrsinnig bezeichnen.«

»Handelt? In wie fern handelt? Bezieht sich diese Aeußerung vielleicht auf die Anwesenheit des Notars? Was will dieser Mann so oft hier? Als ich vor einigen Monaten mich nach dem Befinden meines Bruders erkundigen ließ, war er ebenfalls hier.«

»Ich vermag darüber keine Auskunft zu geben; vielleicht ist das Fräulein die Veranlasserin seiner Besuche.«

»Das Fräulein?« lachte höhnisch der Graf auf, »kann mir denken, wahrscheinlich hat sie Verlangen nach einem fetten Legate, aber sie möchte sich in dieser Beziehung doch gründlich verrechnen, denn ich werde jede

etwa unter diesen Umständen fabricirte letztwillige Bestimmung meines Bruders als rechtswidrig verwerfen.«

»Noch zählt Ew. Erlaucht Herr Bruder nicht zu den Todten,« bemerkte in kaltem Tone der Arzt, »auch gehört es nicht zu meinem Berufe, mich um diese Dinge zu kümmern.«

Der Graf schwieg und sie gelangten ohne weitere Rede zu dem Schlosse. Es befand sich dort noch Alles in demselben Zustande, wie es Sardoni beschrieben. Sie schritten über den wüsten, von hohem Unkraut überwucherten Hof und traten in ein niedriges Gebäude, dem einzigen, welches unter den Trümmern und Ruinen nothdürftig erhalten war.

Durch einen mit Steinplatten unregelmäßig gepflasterten Gang gelangten sie in ein dürftig eingerichtetes Zimmer, wo sie das alte Fräulein und den Notar fanden.

Der Graf, deren Grüße kaum erwiedernd, blickte den Arzt fragend an.

»Führen Sie mich zu meinem Bruder,« sagte er dann in befehlendem Tone.

»Er schläft noch,« bemerkte das Fräulein, »es wäre vielleicht besser, ihn jetzt nicht zu stören.«

»Warten Sie, bis Sie um Ihre Meinung gefragt werden,« herrschte der Graf sie an.

»Bitte zu folgen,« sagte der Arzt.

Er öffnete mit diesen Worten eine Thür und der Graf trat in das Krankenzimmer seines Bruders.

Dieser lag schlafend auf einem Bette. Seine Gesicht war gelblich-bleich, abgemagert und verfallen, er athmete so leise und unmerklich, daß er das vollständige Bild einer Leiche darstellte.

Der Graf würde ihn nicht wieder erkannt, haben, so sehr hatten ihn die Krankheit und die jahrelangen Leiden verändert.

Erschüttert und schweigend stand er da, er besaß in diesem Augenblicke nicht die Macht, etwas zu sagen oder sich auch nur zu bewegen.

»Ich glaube,« sprach er dann kaum hörbar nach einer längern Zeit, während seine Augen unsicher hin- und herschweiften, »es scheint mir, – er ist todt und – ich wäre dennoch zu spät gekommen.«

»Er schläft nur,« erwiderte leise der Arzt, »er athmet noch, aber –«

Der Kranke öffnete in diesem Momente langsam die Augen und blickte starr, wie aus einem tiefen Traum erwachend, umher.

Der Ausdruck dieser dunkeln, jetzt so großen und tief-liegenden Augen war noch derselbe unveränderte wie sonst, nur noch sanfter und schmerzvoller.

Der Graf erfaßte des Kranken abgemagerte kalte Hand, ein Schauer durchrieselte seinen Körper während dieser Berührung und der starr auf ihn gerichteten Augen.

»Ich bin hier, Joseph,« sagte er dann, »Du hast gewünscht, mich zu sehen.«

»Ach, Wenzel, wie schrecklich,« sprach mit kaum vernehmbarer Stimme der Kranke, – »hast Du es auch schon erfahren? – Sie sind Beide todt – Beide – Beide – ich bin ganz allein übrig geblieben!«

»Rege Dich nicht auf, mein armer Joseph,« murmelte der Graf, ohne seinen Blick zu erheben.

»Ich danke Dir für Deine Theilnahme, lieber Wenzel, von ganzem Herzen, – von ganzem Herzen, – aber, Du mußt nicht traurig sein, wenn ich auch sterbe. Sie erwarten mich – Beide. Sie waren so eben noch bei mir und haben mir erzählt, wie herrlich es im Himmel sei, und daß ich bald, recht bald mit ihnen dort vereint sein würde.«

Es trat wieder ein längeres Schweigen, eine lautlose Stille ein.

»Welch ein Glück, welch ein Glück,« sprach der Kranke dann weiter, während seine Augen einen strahlenden Glanz erhielten, »sie werden mich empfangen, es ist schon Alles für mich bereit. – Wenn Du mir nachfolgst, mein guter Wenzel, es wird auch bald geschehen – was ist eine Spanne Zeit – will ich auch Dich erwarten – auch empfangen, – Ich habe Dich immer geliebt, Wenzel – immer, glaube es mir – jetzt wirst Du nicht mehr daran zweifeln. – Grüße Deine Frau und Deine kleine Tochter – ich segne sie – segne Dich – segne Alle.«

Die letzten Worte sprach er mit einem seligen, fast überirdischen Lächeln, dann schlossen sich seine Augen und er schlummerte wieder ein, aber das Lächeln schwebte unverändert um seinen Mund.

Der Graf stand bleich und regungslos neben des Kranken Lager. Weder er, noch der Arzt rührten sich; es herrschte in dem kleinen Zimmer eine grabähnliche Stille.

Plötzlich entrang sich ein leiser Seufzer der Brust des Kranken, ein Zucken flog über seinen Körper, und dann lag er wieder still wie zuvor.

Der Arzt legte seine Hand auf die Brust des Schlafenden, beugte sich länger zu ihm hinab und sagte dann, als er sich wieder erhob:

»Er ist todt. – Sanft hinüber geschlummert, der allbarmherzige Gott sei seiner armen Seele gnädig.«

Der Graf warf noch einen scheuen Blick auf den Gestorbenen, bedeckte eine kurze Zeit das Gesicht mit beiden Händen und stürzte dann hastig aus dem Zimmer. Draußen sank er erschöpft auf einen Stuhl nieder und es währte eine längere Zeit, ehe er seine Fassung wieder gewann. Dann schien es aber auch, als ob er sich der gehalten Schwäche schäme und bemühen wolle, den dadurch entstandenen Eindruck sogleich wieder zu verwischen.

»Mein Bruder hat einen sanften, beneidenswerthen Tod gehabt,« sagte er in gemessenem, vornehmen Tone, und ich bin beglückt, ihn noch lebend angetroffen zu haben. Ihre Geschäfte, Herr Notar,« wandte er sich an diesen, »wenn Sie überhaupt welche gehabt, dürften jetzt hier beendet sein. Eine letztwillige Verfügung kann nicht existiren, da mein armer Bruder bereits lange Jahre sich in einem unzurechnungsfähigen Zustande befunden. Das

Begräbniß werde ich selbst besorgen, Sie sind daher hier überflüssig.«

»Ew. Erlaucht darf ich nicht vorenthalten,« erwiderte der Notar, »daß Ihr jetzt in Gott ruhender Herr Bruder immer die Absicht gehabt hat, zu Gunsten des Fräuleins von Dürrfeld, seiner treuen Pflegerin, ein ansehnliches Legat zu hinterlassen, daß es jedoch leider –«

»Wie ich Ihnen bemerkt,« unterbrach zornig der Graf, »sind Ihre Geschäfte hier beendet, ich wünsche Ihrer Gegenwart enthoben zu sein.«

Er blickte bei diesen Worten den Notar befehlend an und dann so bezeichnend nach der Thür, daß dieser die Nothwendigkeit erkannte, das Zimmer zu verlassen.

»Sie, Herr Doctor,« fuhr er in geschäftsmäßigem Tone fort, nachdem der Notar sich entfernt hatte, »ersuche ich jetzt um Ausstellung eines Todtenscheines, ich bedarf desselben, wie Ihnen einleuchten wird. Ihre Liquidation wollen Sie mir bald einreichen.«

Der Arzt ging schweigend nochmals in das Zimmer des Todten, verweilte dort eine kurze Zeit und schrieb dann, nachdem er zurückgekehrt, den verlangten Schein, ohne während dieser Zeit ein Wort mit dem Grafen zu wechseln.

»Ich habe die Ehre mich zu empfehlen,« sagte er dann mit Bitterkeit, »da meine Geschäfte hier ebenfalls beendet sind.«

Der Graf machte zum Abschiede eine leichte Kopfbewegung und blieb, nachdem auch der Arzt gegangen, wieder eine kurze Zeit überlegend stehen.

»Mit Ihnen werde ich später abrechnen,« sagte er dann zu dem Fräulein, welches ihn mit ihren großen, eulenartigen Augen unaufhörlich anstierte, »gehen Sie jetzt; schicken Sie mir Herrn Sardoni, ich habe mit ihm zu sprechen.«

Ohne eine Erwiderung entfernte sich auch das Fräulein und der Graf befand sich allein. Die Thür nach dem Gemache, worin der Todte lag, stand halb offen, er warf einen scheuen Blick dahin, dann schloß er sie leise und mit abgewendetem Gesichte, als ob der Todte das Geräusch hätte hören können, und athmete tief und erleichtert auf.

Sardoni trat ein.

»Ich freue mich, daß mein armer Bruder einen so sanften Tod gehabt hat,« sagte der Graf, ohne Sardoni anzusehen, »er ist endlich von seinen Leiden erlöst. – Ich will nach der Stadt fahren,« sprach er weiter, ohne daß Sardoni etwas erwiederte, »um die Angelegenheit bei dem Gerichte zu ordnen, da mein Bruder unter Curatel gestanden. Hier könnte ich doch nicht bis zu dem Begräbnisse bleiben, in keinem Falle, und meine Theilnahme daran ist unter den obwaltenden Umständen keine unabweisliche Nothwendigkeit. – Ordnen Sie an, was nöthig ist, den Sarg und alles Sonstige werde ich in der Stadt besorgen lassen, – auch die Anzeigen. Es soll ein einfaches, stilles Begräbniß sein, ohne Prunk und Ostentation, ganz im Sinne des Verstorbenen. Setzen wir die Zeit auf Donnerstag früh sieben Uhr fest, bis dahin kann Alles geordnet

sein und so lange werden wir warten müssen. – Ich verlasse mich ganz auf Sie, lieber Sardoni, und will nicht zögern, fortzukommen, denn es wird bei dem Gerichte an Scherereien nicht fehlen. Sie sind doch mit mir einverstanden?« fragte er, da Sardoni immer noch nicht antwortete.

»Ich werde Alles besorgen und den Herrn Grafen Donnerstag Morgen erwarten.«

»Nun denn also: auf Wiedersehen, sagte dieser, seinem Geschäftsführer mit besonderer Freundlichkeit zunickend, und verließ hastig das Zimmer.

Eilig, als ob er von Jemand verfolgt würde, schritt er über den wüsten Hof, kam bald darauf zu dem Wirthshause, befahl schleunigst anzuspannen und fuhr nach kurzer Zeit im raschen Trabe aus dem Dorfe hinaus, dessen Bewohner an den Thüren der ärmlichen Häuser und Hütten stehend ihn demüthig grüßend nachstierten.

Als er das Dorf hinter sich und eine kleine Anhöhe erreicht hatte, wo ein frischer Luftzug ihn kühlend anwehte, nahm er seinen Hut ab, strich langsam mehrmals mit der Hand durch sein spärliches Haar und athmete tief auf, als ob er eine drückende Last von seiner Brust hätte abwälzen wollen. Dann, während er den Hut wieder aufsetzte und tiefer in das Gesicht drückte, erhielten seine Züge den Ausdruck innerer Befriedigung. Seine Gedanken hatten aufgehört, bei der Sterbescene zu verweilen, beschäftigten sich vielmehr ausschließlich mit seinen finanziellen Verhältnissen, deren endliche vollständige Ordnung nun nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Er berechnete nochmals, obgleich er dies schon sehr oft gethan, den Vermögensstand seines Bruders und wie sich derselbe im Laufe der Jahre, in denen fast gar keine erhebliche Ausgaben stattgefunden, vermehrt haben müsse. Er machte Pläne und Speculationen zur schleunigen und vortheilhaften Verwerthung eines Theiles desselben, um seine Schulden abzutragen, und verlor sich so vollständig in diesen Combinationen, daß er das einige Meilen entfernte Landstädtchen, wo das Gericht seinen Sitz hatte, in einer für ihn überraschend kurzen Zeit erreichte.

Die Geschäfte, welche ihn dort erwarteten, waren, wie er dies vorausgesehen, umfangreich und verwickelt. Von Seiten des Gerichts wurden zwar keine Schwierigkeiten erhoben, ihm, dem legitimirten Erben des Verstorbenen, alle wünschenswerthen Aufklärungen durch Einsicht der Acten selbst zu verschaffen; diese waren jedoch so weitläufig und mit so viel Nebensächlichem angefüllt, daß es längerer angestrenzter Arbeit bedurfte, einen auch nur annähernd richtigen Vermögensstatus aufzustellen, um welchen es ihm allein zu thun war.

Alle für das Begräbniß nöthigen Anschaffungen hatte er sogleich einem Commissionär übertragen und dafür eine nicht zu überschreitende, sehr mäßige Summe festgesetzt, da er dadurch, wie er sich ausdrückte, nur den Willen des Verewigten erfülle, der ein prunkloses Begräbniß ausdrücklich angeordnet habe.

Erst am Abende des zweiten Tages war er zu einer befriedigenden Uebersicht über die Größe seiner Erbschaft

gelangt. Den folgenden benutzte er dazu, nachdem er noch bis spät in die Nacht gearbeitet, sofort mit einigen dort wohnenden Speculanten umfangreiche Holzverkäufe abzuschließen. In den Rudiner Forsten war in zehn Jahren fast gar kein Holz geschlagen worden, und es konnte daher selbst bei einer nachhaltigen Forstwirthschaft jetzt Vieles zum Verkaufe gelangen.

Er kannte die Bestände nicht, wußte auch, daß er bei den so rasch abgeschlossenen Verträgen übervorthelt werden würde, er gebrauchte aber jetzt nothwendig Geld und nahm es daher mit einem entgehenden höheren Gewinne nicht genau. Als er am Morgen des festgesetzten Tages in aller Frühe wieder nach Rudin zum Begräbniß fuhr, hatte er um 20,000 Gulden, die in ganz kurzen Fristen gezahlt werden mußten, die Bestände der Rudiner Forsten geschmälert.

Mit mehren umfangreichen Acten-Packeten langte er am frühen Morgen in Rudin wieder an.

Sardoni hatte Alles besorgt, der Sarg war bereits geschlossen, der Pfarrer anwesend und der Graf befahl sofort das Begräbniß vorzunehmen.

»Es würde mich zu sehr angreifen, eine Grabrede zu hören,« sagte er in befehlendem Tone zu dem Geistlichen, »beschränken Sie sich daher auf die üblichen Exequien, für das Lesen von Todtenmessen wird Ihnen eine Anweisung zugehen.«

Der Zug setzte sich in Bewegung. Hinter dem Sarge schritt der Graf mit dem Geistlichen, dann folgten das Fräulein, der Arzt, Sardoni und die Dienerschaft. Es war

nur eine kurze Strecke bis zu dem kleinen Kirchhofe, wo sich die ganze Dorfbevölkerung theils aus Anhänglichkeit, theils aus Neugierde eingefunden hatte.

Der Geistliche sprach die üblichen Gebete, ertheilte dem Verstorbenen den letzten Segen, und der Sarg sank in die Gruft hinab. Rasch warf der Graf eine Hand voll Erde darauf, wandte sich dann ab und verließ den Kirchhof.

Nach dem Schlosse zurückgekehrt, befahl er, sogleich den Wagen vorfahren zu lassen, und schien die Zeit bis zu dessen Erscheinen kaum erwarten zu können.

Als dieser gekommen, wandte er sich zu dem Fräulein, mit dem er bis dahin kein Wort gesprochen, und sagte mit vornehmem und verächtlichen Tone:

»Sie können einstweilen noch hier bleiben, bis ich anderweit über Rudin bestimmen werde, auch will ich Ihnen ein Legat von fünfhundert Gulden zahlen lassen, um den angeblichen Wünschen meines verewigten Bruders gerecht zu werden.«

Das Fräulein stierte den Grafen wieder eine Zeitlang mit ihren vorstehenden großen Augen an, und erwiederte dann mit Haß erfüllter Miene:

»Ich habe hier nichts mehr zu suchen und werde heute noch fortgehen. Ihr Geld aber behalten Sie und legen es zu dem andern, damit nichts daran fehle.«

»Sie ist eine impertinente Person,« fuhr der Graf zornig auf, »mache Sie, daß Sie fortkommt!«

Ohne sich weiter um die Anwesenden zu kümmern, schritt er nach diesen Worten, von Sardoni gefolgt, dem

Wagen zu, welcher gleich darauf im schnellen Trabe davonfuhr.

Es war um die Mittagszeit, als sie sich wieder in dem großen Walde befanden, durch den sie in der Nacht gefahren. Die unheimlichen Eindrücke, welche er damals hervorgerufen, waren jetzt vollständig verschwunden. Die lange grade Straße lag einsam vor ihnen, und die sie begrenzenden Bäume standen regungslos und ermattet in den Strahlen der Mittagssonne da welche nur ungern von ihren grünen Wipfeln sich der staubigen Straße zuzuwenden schienen.

Die Einsamkeit des großen in Schlummer versunkenen Waldes war ihr einziger Begleiter.

Nur einmal wurde sie durch einen großen mit vier Pferden bespannten, langsam sich fortbewegenden Frachtwagen unterbrochen, an dem sie vorüberfuhren. Der Fuhrmann knallte zu seiner Unterhaltung mit der Peitsche und schien sich zu freuen, daß das Echo den Schall vervielfältigte, er grüßte nachlässig die rasch Vorbeifahrenden und sein Hund verfolgte sie eine Strecke mit lautem Gebell.

»Ein widerlicher Köter,« bemerkte der Graf, als derselbe endlich, wenn gleich immer noch fortbellend, zurückblieb und die Verfolgung aufgab, »auch fällt es dem Kerl nicht ein, ihn abzurufen, im Gegentheile, es gewährt ihm Unterhaltung.«

»Erinnern Sie sich noch,« fuhr er fort, nachdem die eingetretene Störung ganz aufgehört hatte und das einförmige Rollen des Wagens wieder die Ruhe und Stille

allein unterbrach, »als wir vor drei Tagen in der Nacht hier vorbeifuhren? Es ist nun Alles so gekommen, wie ich es erwartet, und ich bin herzlich froh, daß diese unangenehme Zeit vorüber ist. – Ich werde Sie jetzt viel in Anspruch nehmen müssen, lieber Sardoni, denn ich habe die Absicht, Rudin ganz oder doch wenigstens theilweise zu veräußern, wenn sich annehmbare Käufer finden. Ich will deshalb bald nach Prag, vielleicht selbst nach Wien, und Sie sollen mich begleiten.«

»Uebereilen der Herr Graf nichts, bei den abgeschlossenen Holzverkäufen scheint mir dies bereits mehr oder weniger der Fall zu sein.«

»Ließ sich augenblicklich nicht ändern, denn ich bedarf, wie Sie ja am besten wissen, vor Allem jetzt des baaren Geldes. An Rudin fesselt mich nichts, – im Gegentheil, und ich will Radowa wo möglich ganz schuldenfrei haben. Doch der Wald geht zu Ende, dort liegt das Wirthshaus und unsere Pferde bedürfen eines guten Futters, damit wir Radowa noch bei Zeiten erreichen.«

ELFTES CAPITEL. *Laisser aller!*

»Liebst du ihn denn?« fragte am Abende desselben Tages Manuela's Mutter diese, welche mit gesenkten Augen, von Glut übergossen und die Hände wie zum Gebete gefaltet vor ihr saß.

Sie hatten schon längere Zeit mit einander gesprochen und es war der erfahrenen Frau nicht schwer geworden sich der Empfindungen des noch ganz kindlich fühlenden Herzens ihrer Tochter zu vergewissern, eines Herzens,

das zum ersten Male von dem Zauber und der Gewalt der Liebe berührt wurde.

»Sprich, mein Kind,« fuhr sie fort, da Manuela, von noch tieferer Glut bedeckt, schweigend und leise erbebend da saß, »empfindet Dein Herz Liebe für ihn?«

»Ach, geliebte Mutter,« sagte diese mit kaum hörbarer, bebender Stimme, während sie sich zärtlich und verschämt an sie schmiegte, »wie kann ich das wissen? Ich denke immer an ihn, immer und unaufhörlich, – er ist mein letzter Gedanke, ehe ich einschlafe, und mein erster, wenn ich erwache. Ich bin glücklich und selig, wenn ich ihn im Traume gesehen, und traurig, wenn dies nicht der Fall gewesen, – aber, so sehr ich mich auch danach gesehnt, niemals ist er mir wieder als der heilige St. Georg erschienen.«

»Hat *Er* Dir nicht gesagt, daß er Dich liebe?« fragte Manuela's Mutter nach kurzem Schweigen weiter.

Diese schüttelte langsam verneinend den Kopf.

»Auch nicht angedeutet, es Dir nicht zu verstehen gegeben?«

»Angedeutet? Zu verstehen gegeben?« wiederholte Manuela kaum hörbar, »er sieht mir oft lange und tief in die Augen, so lange, daß – daß ich die meinen abwenden oder niederschlagen muß; er drückt meine Hand, ohne daß ich es verhindern kann, und – und hat sie auch geküßt – ganz anders, wie sonst meine Hände geküßt werden, – und – die Rose, welche ich ihm auf seinen Wunsch gab, – es war eine einfache, halbverblühte Rose, – küßte

er dann leidenschaftlich und sagte, – er werde sie als das theuerste Andenken immer auf seinem Herzen tragen.«

Manuela's Mutter verharrte nach diesem kindlichen Geständniß in längerem, nachdenkenden Schweigen, während Manuela beschämt und unzufrieden mit sich selbst, daß sie sich zu solcher Mittheilung hatte verleiten lassen, dasaß.

»Du mußt auf Derartiges,« sagte die Gräfin dann, »nicht einen zu großen Werth legen. Vielleicht ist das Alles nichts weiter, als die Darlegung einer gewöhnlichen Galanterie, in deren Anwendung alle Männer eine große Uebung besitzen.«

»Nein, Mutter, seine Worte kamen aus dem Herzen, und es ist Unrecht von Dir, daß Du so von ihm redest; er hat es nicht verdient, jedes seiner Worte ist Wahrheit.«

»Du bist noch ein unerfahrenes Kind und verstehst mich auch in diesem Augenblicke nicht richtig. Ich habe nichts Nachtheiliges über ihn geäußert, aber – wenn er Dich wirklich liebt und ernstliche und ehrenhafte Absichten hat, woran ich nicht zweifle, so liegt es *ihm* ob, dieselben kund zu geben; Dir aber, dies ruhig abzuwarten und ihm in keiner Weise entgegen zu kommen. Du mußt es Dir überhaupt auch später zur Lebensregel machen,« fuhr sie ernster fort, »ich darf Dir dies jetzt sagen, da wir einmal über diese Dinge sprechen, immer dem Manne gegenüber die größte Zurückhaltung zu beobachten, Du wirst dadurch stets viel mehr erreichen, als durch eine zu zärtliche Hingebung, wozu uns das Herz oft drängt und

verleitet; denn es liegt in der Natur des Mannes, nur dasjenige hochzuhalten und werthzuschätzen, dessen Erlangung mit Mühe und Schwierigkeiten, selbst mit Opfern für ihn verbunden ist; die Größe der Opfer wird für ihn sogar gewöhnlich zum Gradmesser seiner Zuneigung.

»Du verstehst mich vielleicht noch nicht ganz,« setzte sie hinzu, als sie sah, wie angstvoll fragend Manuela's große Augen an den ihrigen hingen, »indessen magst du immer über meine Worte nachdenken und sie beherzigen.«

Die unerwartete Ankunft des Grafen hinderte die Fortsetzung dieses beziehungsvollen Gesprächs. Er benachrichtigte seine Frau und Manuela sogleich, daß sein Bruder gestorben und er des Begräbnisses wegen so lange hätte abwesend bleiben müssen. Mit Befriedigung vernahm er, daß die Gräfin Hardeck und Lothar noch anwesend seien. Manuela verabschiedete sich bald, und er setzte sich, da er sehr hungrig war, zu Tische, während seine Frau zusehend ihm Gesellschaft leistete.

Er war außergewöhnlich heiter und guten Humors, erwähnte kurz, daß sein armer Bruder einen leichten und sanften Tod gehabt, und ging dann sofort wieder auf den Hauptgegenstand über, womit seine Gedanken beschäftigt waren, nämlich auf die ihm zugefallene Erbschaft.

»Das Vermögen meines Bruders ist größer, als ich angenommen,« sagte er, »das Gericht hat wenigstens jede unnöthige Ausgabe, jede Vergeudung und Verschwendung verhindert, wenn auch die jährlichen Einkünfte weit hinter dem, was sie hätten bringen können, zurückgeblieben

sind. Alle unsere Verlegenheiten werden jetzt ein Ende haben – ich bin der unbestrittene, alleinige Erbe und er hat in den letzten zehn Jahren wenig gebraucht. Dreimal hunderttausend Gulden sind die Güter mit den großen Holzbeständen bei mäßiger Schätzung werth, und ich werde Sorge tragen, sie sobald als möglich zu versilbern, um hier ganz frei und unabhängig zu werden.

»Mein Bruder ist wirklich ganz zur rechten Zeit gestorben.

»Schenke mir noch ein Glas Champagner ein, er hat mir lange nicht so gut geschmeckt. Auf eine frohe, heitere Zukunft! Stoßen wir an, wir können es jetzt mit voller Ueberzeugung!«

»Vielleicht bin ich im Stande, Dir in dieser Beziehung ebenfalls eine angenehme Mittheilung zu machen,« sagte sie, ihr Glas mit den Lippen berührend. »Es kommt allerdings darauf an, wie Du es ansiehst und auffassest.«

»Laß hören, laß hören! Du siehst, ich befinde mich bereits in einer gespannten Erwartung.«

»Es scheint mir,« sagte die Gräfin langsamer redend und ihre Worte mehr betonend, »als wolle sich zwischen dem Grafen Hardeck und Manuela ein zärtliches Verhältniß entwickeln. Noch würde es Zeit sein, demselben entgegenzutreten und es leicht im Keime zu ersticken, wenn eine solche Verbindung Deinen Plänen nicht entsprechen sollte; sonst aber, glaube ich, bedarf es nur des *Laisser aller* und wir können des Erfolges sicher sein.«

»Weshalb sollten wir hindernd einschreiten,« bemerkte der Graf, nachdem er eine Zeitlang nachdenkend an

dem Champagnerglase geschlürft hatte, »die Hardecks, wenn auch kein altes Grafengeschlecht, sind von gutem Adel, sehr reich, und er ist der einzige Sohn. Dazu ein schöner, talentvoller, junger Mann – weshalb sollten wir einen Widerspruch haben?«

»Das ist auch meine Ansicht, dennoch wollte ich mich erst der Deinen vergewissern und Dir nicht vorgreifen.«

Der Graf schlürfte wieder behaglich an seinem Glase. »Gib mir noch ein Stück Rehbraten, er ist vortrefflich,« sagte er, »und ich habe lange nichts Vernünftiges gegessen. *Laisser aller!*« wiederholte er dann wohlgefällig, »weshalb sollten wir sie nicht gehen lassen?«

»Eigentlich kann ich mir noch gar nicht denken, daß das Kind sich schon verheirathen sollte, aber man wird alt – leider! Solche Abschnitte erinnern uns recht unangenehm an die rasch dahineilende Zeit. – Du lieber Gott, eine verheirathete Tochter und bald vielleicht Großvater.«

»Manuela ist siebenzehn Jahre, vollständig erwachsen, und für die Männer besitzt ja die erste, nicht einmal ganz entwickelte, weibliche Jugend den größten Reiz.«

»Nicht für die erfahrenen, mein Kind,« erwiderte er galant und mit seinem cynischen Lächeln, »das solltest Du am besten wissen, da Du die Kunst besitzt, niemals älter zu werden.«

»Wozu das?« fragte sie ernst, »reden wir von unserm Kinde.«

»Was ist da viel zu reden? warten wir das Weitere ab. Du sagst, er bewerbe sich um sie, mache ihr den Hof; nun wohl, man macht einer Gräfin Thurnau nicht zum

Zeitvertreib die Cour, das ist selbstredend, also: warten wir. Ich werde mich morgen übrigens selbst überzeugen und nöthigen Falls einschreiten.«

»Uebereile nichts, Du könntest dadurch leicht grade das Gegentheil bewirken.«

»Beunruhige Dich deshalb nicht. Aber wie steht es mit Manuela, empfindet sie etwas für ihn?«

»Ich glaube, daß sie ihn liebt.«

»Liebt?« lächelte er. »Glaubst du wirklich, daß so ein Kind schon lieben könnte? – Doch die Weiber fangen in dieser Beziehung früh an, sie bringen die Liebe mit auf die Welt, sie ist ihnen angeboren und sie können die Zeit nicht erwarten, um sie auf den Markt zu bringen.«

»Du solltest von Deiner Tochter wenigstens nicht in dieser Weise reden.«

»Es war bildlich, bildlich, mein Engel,« lachte er auf; »übrigens ist es auch eine Eigenschaft der Frauen, daß sie von Dingen nicht reden wollen, mit welchen sie sich in Gedanken am liebsten und meisten beschäftigen. Du könntest über diese Schwäche erhaben sein.«

ZWÖLFTES CAPITEL. DAS GESTÄNDNISZ.

Als der Graf am andern Morgen die Gräfin Hardeck und Lothar wiedersah, begrüßte er sie mit der größten Zuvorkommenheit und sprach unverhohlen darüber seine Freude aus, nach seiner Abwesenheit, deren Dauer eine längere gewesen, als er angenommen, sie noch hier zu finden.

Er empfing die Beileidsbezeugungen über den Tod seines Bruders, und legte sich sichtlichen Zwang auf, um äußerlich einen Schmerz zu kennzeichnen, von dem er innerlich das Gegentheil empfand.

Manuela und ihre Mutter erschienen im Traueranzuge; die letztere hatte dies sofort angeordnet; und diese Darlegung der Theilnahme für den verstorbenen nahen Verwandten in der äußern Erscheinung blieb nicht ohne Einfluß auf den gegenseitigen Verkehr und selbst auf die Stimmung.

Lothar fand zwar, daß Manuela noch nie so schön ausgesehen habe, als in diesem schwarzen Gewande, welches ihre schlanke Gestalt noch zarter und biegsamer erscheinen ließ, ihre großen, dunkeln Augen noch glänzender und ihre goldblonden, üppigen Locken noch sonniger und leuchtender. Auch lag jetzt auf ihren sonst kindlich fröhlichen Zügen ein Hauch wehmuthsvoller Trauer und umgab sie mit einem für ihn noch unbekannten Zauber.

Eine tiefe Innigkeit des Gefühls sprach aus ihren jetzt sanft und ernst blickenden Augen, um den lieblichen Mund war der Frohsinn und die Schalkheit verschwunden, um der Trauer, davon ihre Seele erfüllt war, Platz zu machen. So empfand er für sie, während er sie mit dem Ausdrücke hochauflodernder Liebe anblickte, hervorgehoben durch die ersten Aeüßerungen des Schmerzes, den er in der Geliebten schönen Zügen erblickte, und getrieben von dem Verlangen, diesen Schmerz ihr abzunehmen oder wenigstens gemeinschaftlich mit ihr zu tragen.

Und doch hatte er sich in allen diesen Voraussetzungen geirrt. Der Schmerz um den verstorbenen Onkel war nicht die Ursache ihres veränderten, durch die Trauerkleidung vielleicht mehr sich kennzeichnenden Wesens, sondern lediglich die gestrige Unterredung mit ihrer Mutter, von der ihre Gedanken fast unausgesetzt die ganze Nacht hindurch erfüllt gewesen. Ihre kindliche Unbefangenheit war dabei zum Opfer gefallen. Von der Ahnung der Erkenntniß berührt, wurde sie unfähig gemacht, wie bisher ganz harmlos und unbefangen zu empfinden. Die Mahnung, ihm in keiner Weise entgegenzukommen, verwirrte ihre Vorstellungen, und sie wußte selbst nicht mehr, was sie thun und was sie lassen solle. Unwiderstehlich zog es sie zu ihm hin, sie sehnte sich nach ihm mehr wie jemals; sie hätte ihm Alles sagen, Alles anvertrauen und ihn um Rath fragen mögen – und dann erkannte sie wieder, über sich selbst erschreckend, daß dies ganz unmöglich sei, sie ihm dadurch grade am meisten entgegenkommen würde.

Die Trauerkleider, welche man ihr brachte, legte sie wie zu ihrem eigenen Schutze an; sie empfand, daß sie dadurch ihre Empfindungen am besten verbergen und einen nicht vorhandenen Schmerz äußerlich an deren Stelle setzen könne. Sie täuschte sich und ihn, und dies fühlend, wurde sie um so mehr von quälender Unruhe ergriffen.

Dennoch hatte sie sich nicht geweigert, ihm zu einem Spaziergange zu folgen, ihrer Mutter Zustimmung dazu nicht einmal durch einen fragenden Blick nachgesucht;

die Ermahnungen derselben schienen vielmehr das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten, bei ihr erzeugt zu haben. Sie hielt es jetzt für einen Verrath gegen ihn, anders zu sein, oder sich äußerlich anders zu zeigen, wie sie wirklich dachte oder fühlte; und deshalb war sie, wenn auch befangener, doch hingebender, als sonst, vielleicht grade so, wie es ihre Mutter gewünscht und beabsichtigt hatte, daß sie sein solle.

»Sie sind traurig, Sie sind schmerzlich bewegt,« sagte er mit leiser, theilnehmender Stimme, während sie langsam neben einander, sie gesenkten Blickes, hinschritten, »der unerwartete Tod Ihres Onkels hat Sie erschüttert. Können Sie mir nicht einen Theil dieses Schmerzes abtreten? Ich werde Ihnen unendlich dankbar für ein so vertrauensvolles Geschenk sein.«

»Gern würde ich es thun,« erwiderte sie, schüchtern zu ihm aufsehend, »aber ich besitze selbst nicht, was Sie von mir verlangen.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich habe meinen Onkel nie gekannt, kaum hin und wieder von ihm sprechen hören – sollte ich einen Schmerz heucheln, den ich nicht empfinde?«

»Aber Ihre Trauerkleider?«

»Man hat sie mir gebracht mit der Weisung, sie anzulegen, es erfordere so die Sitte, wir wären das dem Onkel schuldig; deshalb habe ich es gethan. Nicht wahr, Sie sehen darin kein Unrecht, keine Heuchelei?«

»Ich sehe nur, daß Sie darin wunderschön sind, noch schöner als sonst.«

Sie blickte ernst und schweigend vor sich hin, ohne etwas zu erwidern.

»Habe ich Sie betrübt oder beleidigt?« fragte er, ihre Hand ergreifend, voll Innigkeit.

»Beleidigt nicht – wie könnten Sie mich beleidigen! – aber betrübt.«

»Ach, so geht es oft im Leben,« sagte er leidenschaftlich und sie zärtlich anblickend, »während ich jedes Opfer gebracht hätte, um einen Theil Ihres Schmerzes mit zu tragen, bereite ich Ihnen neuen. Können Sie mir vergeben, Manuela?«

»Sie haben mir ja nichts gethan,« lächelte sie verschämt, »und halten mich gewiß für recht kindisch.«

»Soll – darf ich Ihnen sagen, wofür ich Sie halte?« fragte er mit flüsternder, berückender Stimme, während seine Hand sich leise um ihre Taille legte, »wollen Sie mich anhören, ganz und bis zu Ende, und dann über mein Lebensglück entscheiden?«

Sie vermochte den Blick nicht zu erheben oder eine Erwiderung zu finden; mit gesenktem Kopfe, leise an ihn gelehnt, von Gluth übergossen, schritt sie schweigend weiter, von ihm geführt und geleitet. Eine Gruppe blühenden Jasmins verdeckte beide nahe aneinander geschmiegte, jugendliche Gestalten und entzog sie jeder ferneren Beobachtung. Die Vögel in den Zweigen der breitblättrigen Linde, welche die vom Gebüsch umrankte Bank beschattete, auf welcher sie saßen, blickten neugierig, ihren Gesang unterbrechend, hinab, und stimmten

ihn erst wieder an, als die oft abgebrochenen Worte unten verstummten, er, von ihren Armen umschlungen, zu ihren Füßen lag und die ersten Blüthen der reinsten jungfräulichen Liebe von ihren nicht widerstrebenden Lippen pflückte.

Eine Stunde später stand Manuela vor ihrer Mutter mit gerötheten Wangen, glänzenden, von Glück strahlenden Augen, rasch und leidenschaftlich athmend, als drohe das Uebermaß der Empfindung ihre wogende Brust zu zersprengen.

»Ja,« wiederholte sie, mit leuchtenden Augen voll Begeisterung zum Himmel emporblickend, »ja, ich liebe ihn! Und daß ich ihn liebe, ist mein Stolz, meine Wonne, meine Seligkeit! Für ihn zu sterben, wäre mein höchstes Glück – und ich würde sterben, von selbst aufhören zu sein ohne ihn, ohne seine Liebe!«

»Beruhige Dich,« mahnte ihre Mutter, »sei nicht so aufgeregte, Kind, erzähle im Zusammenhange, wie ist das Alles gekommen? Was hat er Dir gesagt? Und hast Du ihm auch schon gestanden, daß Du ihn liebtest?«

»Ach, frage mich nicht! Wie könnte ich Dir sagen, was er zu mir geredet? Die Worte weiß ich nicht mehr, und wenn ich sie noch wüßte, würde ich sie Niemand mittheilen, auch Dir nicht, denn sie sind mein höchstes Gut, gehören nur mir allein – es wäre ein Verrath – o! frage mich nicht, er liebt mich, ich liebe ihn mit der ganzen Kraft meiner Seele – wir gehören uns an für immer; nichts kann unsere Herzen mehr trennen, keine Macht

der Erde – selbst der Tod nicht, denn er würde nur ein Uebergang sein zur ewigen, unauflöslichen Vereinigung!«

Der Blick der Mutter ruhte mit gemischten Empfindungen auf der in begeisterter Aufregung vor ihr stehenden Tochter. Vom Hauche der Liebe berührt, war sie plötzlich eine andere geworden. Die Knospe hatte ihre Umhüllung gesprengt und die jungfräuliche Blume prangte in der vollen, berückenden Schönheit.

Aber dieses Bild war es nicht, was die Gedanken der Mutter vorzugsweise in Anspruch nahm, sondern das zwar vorausgesehene und nun doch so plötzlich eingetretene Ereigniß und besonders die Einwirkung desselben auf Manuela selbst.

Eine so hell auflodernde Leidenschaft, ein solch rücksichtsloses Bekennen und Verherrlichen derselben, hatte sie dem zwar lebhaften, aber doch zugleich noch sehr kindlichen Mädchen nicht zugetraut. Sie betrachtete sie jetzt zwar mit Genugthuung darüber, daß ihre eigenen Wünsche sobald Erfüllung geworden, doch auch zugleich nicht ohne Besorgniß darüber, daß Manuela zu rasch, zu hingebend gehandelt haben könne. Sie fühlte jedoch, es sei jetzt nicht an der Zeit, darüber sich zu vergewissern oder Lehren zu ertheilen.

»Und Er,« fragte sie daher, »wo hast Du ihn verlassen? Wo befindet er sich jetzt?«

»Er ist zum Vater gegangen,« erwiderte Manuela jetzt befangen und mit gesenkten Augen, – »ach, meine geliebte Mutter,« setzte sie dann plötzlich wieder in der frühern

Aufregung hinzu, indem sie diese leidenschaftlich umschlang und ihr glühendes Gesicht an deren Busen barg, – »ach, jetzt in diesem Augenblick weiß er es schon und mein Glück wird ohne Grenzen sein!«

Der Graf befand sich mit Sardoni in seinem Zimmer, beschäftigt, seine verwickelte Finanzlage definitiv zu regeln, als Lothar unangemeldet eintrat.

Seine äußere Erscheinung unterschied sich wenig von derjenigen Manuela's, er war ebenso leidenschaftlich aufgereggt, wie sie.

»Herr Graf,« sagte er hastig, ohne jede weitere Einleitung, »gestatten Sie mir eine vertrauliche Unterredung unter vier Augen.«

»Von Herzen gern,« erwiderte dieser mit sichtlichem Erstaunen; »gehen Sie, Sardoni, wir können das Weitere später besprechen.«

»Ich komme,« fuhr Lothar sogleich fort, nachdem sich Sardoni entfernt hatte, während er den Grafen fest und leidenschaftlich anblickte, »Sie um ein großes, werthvolles Geschenk zu bitten.«

»Ein Geschenk!« erwiderte verbindlich der Graf, über das Folgende nicht mehr in Zweifel, »Alles, was ich habe, steht zu Ihren Diensten; ich rechne es mir zur Ehre an, Ihnen gefällig sein zu können.«

»Es handelt sich um keine Gefälligkeit – es ist das Werthvollste, was Sie besitzen, welches ich verlange. – Lassen Sie mich nicht viele Worte machen, ich verstehe es nicht und bin in diesem Augenblick am wenigsten im Stande

dazu: ich liebe Ihre Tochter – Manuela hat – hat eingewilligt, die Meinige zu sein. Ich werbe um ihre Hand – segnen Sie unsern Bund – Manuela's Glück soll und wird fortan das einzige Ziel, der einzige Zweck meines Lebens sein.«

»Ich bin überrascht, mein junger Freund,« erwiderte der Graf, indem er ein Erstaunen affectirte, das er nicht empfand, »Sie werden mir das nicht verdenken. Manuela, die erst vor wenigen Tagen siebenzehn Jahre geworden – die ich immer noch als Kind betrachtet – sollte plötzlich – und das Alles hinter dem Rücken der Eltern –«

»Hinter dem Rücken der Eltern?« unterbrach Lothar, sich stolz aufrichtend, »nennen Sie es: hinter dem Rücken der Eltern, wenn ich, ehe ich selbst zu der eigenen Mutter gegangen und ihr mein Glück mitgetheilt, vor Ihnen stehe und Sie um Ihre Einwilligung bitte?«

»Ja, aber ehe Sie das thaten, haben Sie sich derjenigen Manuela's versichert.«

»Sollte ich das nicht? Sind wir Beide hierbei nicht die Hauptpersonen, und ist nicht alles Uebrige mehr oder weniger nebensächlich? Nie würde ich eine sogenannte Convenienzheirath geschlossen haben; der Bund der Herzen muß allem Andern vorangehen, und er hat es gethan. Er ist geschlossen worden unauflöslich für das ganze Leben. Sie können äußerlich unser Glück beeinträchtigen, selbst zerstören – aber weiter reicht Ihre Macht nicht; Sie können den Segen und die Liebe der Eltern uns zu Theil werden lassen, oder uns durch die

Verweigerung derselben Qualen und Schmerzen bereiten, uns und sich selbst – aber das Geschehene ungeschehen machen, vermögen Sie nicht mehr – Manuela's Seele und Herz gehören mir, und die meinige ihr – das können Sie nie und nimmermehr ändern.«

»Nach dieser Darlegung hätte ich eigentlich wenig oder nichts mehr zu sagen,« erwiderte mit einem freundlichen Lächeln der Graf, »Sie fordern von mir die Hand meiner Tochter und erklären zugleich dabei: solltest Du das verweigern, so hat dies keine weiteren Folgen, als daß wir Beide unglücklich werden, sonst bleibt Alles beim Alten.«

»So sagte ich,« wiederholte Lothar mit leiser, aber fester Stimme, »und so ist es auch!«

»Dann bleibt mir freilich keine Wahl,« sprach immer mit derselben freundlich lächelnden Miene der Graf; »es würde ja unverantwortlich sein, unter so bedenklichen und bedrohlichen Umständen meine Einwilligung zu versagen.«

DREIZEHNTES CAPITEL. EIN TAG DES GLÜCKES.

Lothar hatte nach des Grafen Worten stürmisch dessen Hand ergriffen, dieser ihn umarmt, und dann waren Beide nach dem Zimmer der Gräfin gegangen, um dieser von dem unerwarteten frohen Ereignisse Kunde zu geben.

Es hatte jedoch dort einer weitem Mittheilung gar nicht mehr bedurft, denn Lothar und Manuela waren sich

in die Arme gesunken und dann zu den Füßen der Gräfin niedergekniet. Eine stumme, sich schnell und leidenschaftlich abwickelnde Scene. Erst als die erste Erregung vorüber war, hatten sich die Worte gefunden, immer noch unzureichend und unvollkommen und von den an Manuela's Wimpern perlenden Thränen des Entzückens begleitet.

Nach einem kurzen Austausch dieser stürmischen Aeüßerungen bewegter Gefühle, nachdem Lothar auch der Gräfin versichert, daß Manuela's Besitz das höchste Glück seines Lebens bilde und es fortan die einzige Aufgabe desselben sein werde, das ihrige zu fördern, war er mit ihr zu seiner Mutter gegangen.

»Sie weiß noch nichts, sie hat noch keine Ahnung, daß sie fortan auch eine so schöne, liebliche Tochter haben wird.«

Mit diesen Worten hatte er die von Glück und Freude bebede Manuela umschlungen und war mit ihr davon geeilt.

Der Graf und die Gräfin blieben allein zurück. Er stand mit einem halb spöttischen Lächeln da, wie es ihm eigen, wenn er von angenehmen Empfindungen berührt wurde, und blickte seine Frau an, welche ernst vor sich hinsah und dabei mechanisch bemüht war, die durch die stürmischen Umarmungen in ihrem Anzuge entstandenen Unordnungen und Falten wieder zu beseitigen.

»Nun,« sagte er, nachdem Beide eine kurze Zeit geschwiegen, als ob sie derselben bedurft hätten, um die

empfangenen Eindrücke zu verarbeiten, »die Sache hat sich ja recht schnell gemacht.«

»Vielleicht zu schnell,« erwiderte sie, in ihrer Beschäftigung fortfahrend.

»Weshalb zu schnell? Ich wüßte nicht. Ein Hinderniß kann nicht eintreten, selbst wenn die Gräfin Hardeck wider Erwarten Umstände machen sollte; er ist großjährig.«

»Das meinte ich nicht; sie wird sich ebenso freuen, wie wir. Vielleicht noch mehr,« setzte sie aufblickend hinzu, »davon bin ich fest überzeugt.«

»Nun, was meinst Du denn?«

»Ich hätte Manuela ein so, wie soll ich sagen, ein solch leidenschaftliches Empfinden nicht zugetraut. Es beunruhigt mich, ich werde irre an ihr. Dinge, welche sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit entwickeln, sind niemals von Dauer; ein Feuer, das plötzlich hell und hoch aufflammt, verlischt bald wieder.«

»Ach, mache Dir doch keine unnöthigen Sorgen,« lachte er auf; »das Blut fließt in den Adern der Menschen nicht in gleichmäßiger Weise; bei dem Einen rascher und heißer, bei dem Andern langsamer und kälter. Die Töchter arten gewöhnlich nach den Vätern, und sie sollen glücklich werden, wenn sie es thun. Ich wundere mich gar nicht über Manuela, im Gegentheil, ich finde ihr Benehmen ganz natürlich. Sie besitzt noch nicht die Kunst der Verstellung – das findet sich erst später und wird sich bei ihr auch finden.«

»Wir wollen dies nicht weiter erörtern, aber es wäre auch aus einer andern Ursache gewiß jedenfalls besser

gewesen, wenn sich diese Verlobung noch nicht vollzogen hätte.«

»Aus einer andern Ursache?«

»Denkst Du gar nicht an den Tod Deines Bruders? Findest Du es angemessen, die Verlobungsanzeige der Todesanzeige unmittelbar folgen zu lassen?«

»Daran habe ich augenblicklich wirklich nicht gedacht,« erwiderte sichtlich verstimmt der Graf, »aber wir können ja mit der förmlichen Verlobung noch warten, das hat keine Eile, ändert an der ganzen Sache gar nichts.«

»Das können wir. Und was wird die Welt sagen, wenn sie erfährt, daß der Graf Hardeck und Manuela als Braut und Bräutigam mit einander verkehren, ohne dafür erklärt worden zu sein? Hältst Du das mit dem Rufe Deiner Tochter vereinbar?«

»Was soll und kann man sagen?« erwiderte er ungehalten, »man wird annehmen, wie es wirklich ist, daß sie verlobt seien, daß aber diese Verlobung der Familientrauer wegen noch nicht öffentlich bekannt gemacht werden könne.«

»Oder, daß man mit der Verlobung so lange hätte warten sollen.«

»Das hätte man thun können, wenn *wir* diese Verbindung geschlossen. Aber bei diesen jungen, stürmischen Menschen – er erklärte mir ausdrücklich sogleich, er würde nie eine Convenienzheirath eingehen – ist das nun einmal etwas Anderes. Ich muß Dir gestehen,« fuhr er wieder mit seinem cynischen Lächeln fort, »ich beneide sie um diese Zeit. Es lohnt sich einmal, daß man dazu

an jedem Morgen aufsteht und sich Abends wieder niederlegt! Wird leider auch bald vorübergehen! Gönn' es ihnen doch! Ich glaube, Du bist wirklich neidisch.«

»Regele und ordne diese Angelegenheit, wie Du es für angemessen hältst,« erwiderte sie verletzt.

»Etwas auf die Finger wird man ihnen allerdings sehen müssen, das halte ich ebenfalls für nöthig. Ein Geschäft, welches Dir als Mutter obliegt, und dann – sobald als möglich Hochzeit, das ist meine väterliche und männliche Ansicht. Sie kommen dann zur Ruhe.«

»Wir werden jetzt die Gräfin Hardeck aufsuchen müssen,« bemerkte Manuela's Mutter, ohne auf die letzte Aeußerung ihres Gatten etwas zu erwidern, »ich glaube, daß wir ihr diese Rücksicht schuldig sind.«

»Wir sind die Braut, mein Kind,« lächelte er, »und müssen uns aufsuchen lassen, so erfordert es die Sitte und der Anstand.«

Bevor diese Verschiedenheit der Ansichten zu einem Ausgleich gelangte, trat Lothars Mutter mit ihm und Manuela in das Zimmer.

Sie war so freudig bewegt, so sehr von dem Bewußtsein des Glückes ihres geliebten Sohnes in Mitleidenchaft gezogen, daß es eine längere Zeit erforderte, ehe die hochgehenden Gefühlswogen sich soweit beruhigten, um einer ruhigeren und eingehenden Besprechung Raum zu gestatten. Auch Manuela's Mutter vermochte sich dem Einflusse dieser gehobenen Stimmung nicht zu entziehen, welche wie das Licht der Sonne von dem Liebesglücke des jungen Paares ausstrahlte.

Diese vergaßen bald wieder die Außenwelt um sich her, und während die beiden Frauen Hand in Hand neben einander saßen und ihre Blicke voll mütterlicher Zärtlichkeit an den Liebenden hingen, standen sie aneinander geschmiegt, leise mit einander flüsternd, zusammen, als ob Gefahr im Verzuge sei, sich dasjenige zu wiederholen, was sie sich jetzt bereits oftmals gesagt hatten.

Nur der Graf wahrte seine gewohnte Haltung. Das ganze Ereigniß kennzeichnete sich bei ihm allein durch eine erhöhte und lebhafter sich äußernde Fröhlichkeit, wie bei einem Menschen, der mit einem vortheilhaften Geschäfte zum glücklichen Abschlusse gekommen ist.

Er warf hin und wieder eine keineswegs zarte Bemerkung in das Zwiegespräch der beiden Frauen, oder unterbrach dasjenige der Liebenden durch einen Scherz, wobei er sich lächelnd die Hände rieb, und hielt es endlich für angemessen, die reale Seite der Sache wieder in den Vordergrund treten zu lassen.

»Meine verehrte Frau,« sagte er, sich zu Lothars Mutter wendend, »jene Beiden schweben vollständig in höheren Regionen; wir älteren Leute vermögen ihnen leider nicht dahin zu folgen, sondern können sie nur beneiden; dies darf uns jedoch nicht abhalten, das Praktische oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Geschäftliche dieser Angelegenheit ebenfalls zu ordnen. Ich darf gewiß nicht die Versicherung wiederholen, daß wir, meine Frau und ich, durch die bevorstehende Verbindung unserer Kinder in hohem Grade beglückt sind, aber – Ihr habt

nicht nöthig, über dies »Aber« zu erschrecken,« wandte er sich lächelnd an Lothar und Manuela, welche ihr Flüstern unterbrechend betroffen zu ihm hinsahen, »das »Aber« ist nicht von großer Bedeutung, jedoch immerhin ein »Aber«, welches, wie ich nicht zweifle, als solches auch von Euch anerkannt werden wird.«

»Sie erschrecken mich,« sagte Lothar, gleichsam wie zu Manuela's Schutz, deren Hand er fester umschloß, einen Schritt vortretend.

»Sie haben durchaus nicht nöthig, zu erschrecken, – es ist nur eine Zeitfrage, aber leider durch die Verhältnisse geboten.«

»Eine Zeitfrage?«

»Sie finden deren Beantwortung sicher in der Kleidung meiner Frau und Tochter. Mein einziger Bruder ist, wie Sie wissen, vor wenigen Tagen gestorben. Die von mir versandten Anzeigen seines Todes werden kaum an ihre Adressen gelangt sein; es würde Sitte und Zartgefühl verletzen, ihnen diejenigen der Verlobung meiner Tochter unmittelbar folgen zu lassen.«

»Das erkenne ich vollständig an,« erwiderte Lothar mit einem erleichterten Athemzuge und einem zärtlichen Blick auf Manuela.

»Aber Du wirst uns deshalb nicht früher verlassen,« flüsterte sie leise.

»Nun, wenn Sie das anerkennen, mein junger Freund, den ich bald mit einem schöneren Namen nennen werde, so ergibt sich alles Uebrige von selbst. Sie werden

am besten wissen, welche Rücksichten Sie Ihrer künftigen Gattin, der Gräfin Thurnau, zu bringen haben.«

»Ach, Vater,« sagte Manuela mit unsicherer Stimme, »was kommt denn auf diese Form an? Könntest Du verlangen, wir sollten jetzt noch als Fremde mit einander verkehren und zu Heuchlern werden? Was kümmert es uns, wann und ob die Welt es erfährt, daß wir uns gehören? Ihr wißt es, Ihr – Ihr habt Eure Zustimmung gegeben, – was ist an dem Anderen gelegen?«

»Du verstehst das nicht, mein Kind,« erwiderte verweisend der Graf, »man kann sich niemals ungestraft über hergebrachte Formen und Verhältnisse hinwegsetzen.«

»Wollen Sie mir gestatten,« bemerkte Lothar, »mich deshalb mit Manuela zu verständigen? Zweifeln Sie nicht,« setzte er mit einem innig zärtlichen Blick auf diese hinzu, »daß diese Verständigung ganz Ihren Wünschen entsprechen wird. Aber erfüllen Sie mir auch vorher offen und rückhaltslos eine Bitte, ohne die Befürchtung, von mir mißverstanden zu werden, – halten Sie es für nöthig, daß – daß ich Radowa *sogleich* verlasse?«

Manuela's Lippen entfuhr ein leiser Schrei und ihre Blicke hefteten sich angstvoll an diejenigen ihres Vaters.

»Nein,« erwiderte dieser lachend, »so gefährlich halte ich die Sache nicht. Du bist ganz blaß geworden, Kind,« wandte er sich scherzend an Manuela, »und siehst mich noch immer an, als ob ich Dein schlimmster Feind wäre. Reden Sie mit ihr, – Ihre Worte werden jedenfalls ein besseres Resultat haben, als die meinigen, und wenn Sie mir

dann in – nun – in einigen Tagen von diesem Resultate Kenntniß geben wollen, so wird sich ja alles Andere dann von selbst finden.«

»Liebster,« bester Vater!« rief Manuela ihn stürmisch umarmend und küssend.

Erst spät am Abend gewann Lothar endlich die Zeit zu einer einsamen Unterredung mit seiner Mutter. Er stand noch vollständig unter dem Einflusse des ersten Scheidens von der Geliebten nach einem in überströmender Wonne mit ihr verlebten Tage, des ersten mit immer wiederholten Küssen besiegelten »Gute Nacht«. Rascher flogen seine Pulse und verrätherisch schimmerte das heiße Blut durch seine gebräunten Wangen.

Er hatte der Mutter Hand mit seinen beiden erfaßt, blickte ihr voll Zärtlichkeit und im Vollgefühl eines nie gekannten Glückes in die Augen, welche mit dem Ausdrucke der innigsten mütterlichen Liebe auf der jugendlich schönen Gestalt des Sohnes ruhten.

»Dies, mein Kind,« sagte sie näher zu ihm hingebeugt, »ist ein Tag so hohen Glückes für mich, wie ich ihn nicht mehr zu erleben gedachte. Der erste war, als Dein theurer Vater mir seine Liebe schenkte, der zweite, als Gott mir Dich gab, – und der dritte, – der dritte,« setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu, »ist der heutige, an dem ich noch eine so liebliche, gute Tochter erhalten habe.«

»Ja, geliebte Mutter, – schön, edel und gut, – und sie wird Dich ehren, lieben und hochhalten, eben so, wie es eine wirkliche Tochter nur hätte thun können.«

»O! Lothar, rede nicht von mir, denn mein Glück ruht nur noch in Dir, und die Gewißheit, daß das Deinige jetzt fest und dauernd begründet ist, erfüllt mein Herz mit Seligkeit und mit heißem Dank gegen Gott, der mich noch am Ende meines Lebens dieser unverdienten Gnade für würdig gehalten hat.«

»Meine geliebte, theure Mutter,« flüsterte er, von der eigenen Bewegung hingerissen, indem er sie leidenschaftlich umarmte, »ja, wir werden sehr, sehr glücklich werden, viel mehr, als ich es jemals für möglich gehalten und verdient habe.«

»Rede nicht so, Manuela ist ein herziges, begabtes Mädchen, aber Du bist ihrer eben so werth; Du gibst, was Du empfängst. Ich bin stolz in diesem Bewußtsein, nicht nur als Mutter, ich würde es eben so sein, wenn ich mich in ihre Seele versetzte.«

»Wie kannst Du einen Vergleich ziehen zwischen mir und ihr,« erwiderte er mit leiserer Stimme, – »was bin ich gegen sie, zu der ich aufblicke wie zu einem reineren höheren, dem Himmel entstiegenden, von den Schlacken der Erde noch unberührten Wesen.«

»Du bist der Mann, der die Kraft, die Macht und den Willen besitzt, ihr, dem schwächeren, Dir vertrauenden, jetzt Dir angehörenden Weibe den Weg durch das Leben zu ebnen, sie an Deiner Hand zu führen, ihr Freuden zu schaffen, sie vor Leid und Schmerz zu bewahren und zu behüten, so viel es dem unvollkommenen Menschen überhaupt möglich ist.«

»Das will ich, das werde ich, das gelobe ich auch Dir in dieser unvergeßlichen Stunde, wie ich es ihr gelobt habe,« sprach er langsam und feierlich mit zum Himmel gerichteten Blicke.

»Wie lange gedenkst Du noch hier zu bleiben?« fragte sie nach längerer Zeit, während Beide schweigend, von ihren Empfindungen beherrscht, neben einander gesessen.

»Laß uns darüber heute nicht reden,« erwiederte er von Unruhe erfaßt, – »so lange, als es irgend zulässig sein wird.

VIERZEHNTE CAPITEL. DIE ERSTEN SORGEN.

Der folgende Tag, während er die bis zum Höhepunkt gesteigerten Geschäftsaufregungen wenigstens bei den beiden Frauen wieder zu einem richtigeren Maße hinabsinken ließ, befähigte zu gemeinschaftlichen Erwägungen, denen sich hinzugeben Beide ein Verlangen trugen.

Lothar und Manuela waren ausgeritten. Sorgsam hatte er vorher jede Einzelheit des Reitzeuges untersucht, sie leicht in den Sattel gehoben und dann waren Beide neben einander fortgesprengt, hinaus in das lachende, sonnige Land, dem nahen Walde zu, in dessen Schatten sie verschwanden.

Wie war die Erde, wie waren Feld, Wald und Berge, wie war der Himmel plötzlich so ganz verändert, so herrlich und voller Wunder!

Es erglänzte Alles in dem Spiegel ihrer vom Glücke der Liebe strahlenden Herzen, welche nur Empfänglichkeit besaßen für die Eine mächtige Empfindung, und sich hoch erhoben über die engen, dem Menschen gesetzten Schranken von Raum und Zeit.

Unendlichkeit, Ewigkeit – Begriffe, welche des Menschen Geist aufzustellen vermag, ohne sie ausdenken zu können, verschwanden in Nichts mit dem Maßstab ihrer Liebe gemessen, der die Unendlichkeit zu klein, die Ewigkeit zu kurz erschien. Denn die Erhebung der Seele durch die Liebe, das Gottähnlichwerden in ihr und durch sie ist ein eben so großes Wunder, wie die Geburt und der Tod. Wir kommen, ohne zu wissen woher; wir gehen, ohne zu wissen wohin und die zur Begleiterin mitgegebene Hoffnung künftiger Seligkeit wird plötzlich durch die Liebe zur Erfüllung. Alle diese Wunder vollziehen sich in einem Moment, flammen auf, wie ein Blitz, um wieder in der uns umgebenden Nacht zu verschwinden.

Die beiden Frauen saßen zusammen. Sie hatten den rasch davon Sprengenden so lange nachgeblickt, bis ihre jugendlichen Gestalten droben am Walde verschwunden waren, und dann ihr Gespräch wieder aufgenommen.

Der Graf befand sich in seinem Zimmer durch Geschäfte gefesselt.

Natürlich bildete ausschließlich das Brautpaar den Gegenstand der mütterlichen Unterhaltung. Manuela's Mutter wiederholte bedauernd, daß die formelle Verlobung noch nicht stattfinden könne, ein Umstand, worauf die Gräfin Hardeck wenig Werth zu legen schien.

»Auch Lothar wird nöthig haben, seine Verhältnisse vorher zu ordnen,« bemerkte sie. »Der Krieg scheint sich Gott sei Dank seinem Ende zuzuneigen, aber, wenn das auch noch nicht der Fall sein sollte, so wird er jetzt die militärische Carriere, die Quelle meiner Sorgen, jedenfalls aufgeben.«

»Wird sich das so leicht machen lassen?«

»Weshalb sollte es nicht? Mein Schwager ist General und es kann für ihn daher nicht schwierig sein, Lothar den nachgesuchten Abschied zu erwirken, ich glaube sogar, daß er ihm denselben selbst ertheilen kann.«

»Und Lothar, wird er ihn nachsuchen?«

»Zweifeln Sie daran,« erwiderte dessen Mutter mit einem beglückten Ausdruck ihrer sanften Augen, er liebt Manuela, und die Liebe wird den Ehrgeiz ohne Schwierigkeit besiegen. Ich kenne ihn, was er thut, thut er ganz, einer Idee, für die er sich begeistert, opfert er Alles. So war er schon als Knabe,« setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, »und deshalb konnte meines seligen Mannes Lieblingswunsch, ihn für die Verwaltung unserer Güter und Hammerwerke zu interessiren und heranzubilden, nicht in Erfüllung gehen. – Ach, wenn sein guter Vater diesen Tag wenigstens noch erlebt hätte.«

Die Gräfin Thurnau kam wieder auf die Veröffentlichung der Verlobung zurück und meinte, daß sie in spätestens drei Monaten werde geschehen können, wogegen Lothars Mutter natürlich nichts einzuwenden hatte, jedoch bemerkte, daß es schwer halten werde, die Liebenden einer so langen Trennung zu unterziehen.

»Es scheint mir dies auch weder nöthig, noch liegt es in meiner Absicht,« sagte Manuela's Mutter, »ich sehe keinen Grund, das Band, welches unsere Kinder umschließt, überhaupt zu verheimlichen. Mag es die Welt erfahren, sie soll es sogar; wir bringen ihr die Rücksicht, es nicht officiell anzukündigen, das ist Alles, was sie von uns verlangen kann. Lothar scheint meinen Mann mißverstanden zu haben, denn er fand in jener Mittheilung die Aufforderung zur Abkürzung seines hiesigen Aufenthaltes, was mein Mann gewiß nicht im Entferntesten beabsichtigt hat.«

»Er wird sehr glücklich sein, zu erfahren, daß er sich in einem Irrthume befunden.«

Es vergingen wieder mehr Tage im ungestörten, durch gehobene Stimmungen verschönten Beisammensein; das junge Paar pflückte die ersten berauschenden Blüten ungetrübten Liebesglückes, schwelgten in den Wonnen der Gegenwart und in den Hoffnungen einer noch verheißungsvolleren Zukunft, weil die Sehnsucht nach noch Besserem und Vollkommenerem auch in den Momenten höchsten irdischen Glückes doch immer die unzertrennliche Gefährtin der menschlichen Seele bleibt, – und bei den älteren erwachten und belebten sich die Erinnerungen vergangener Stunden und Tage, verschieden zwar, wie sie gekommen und durchlebt waren, aber beleuchtet von dem Widerschein jugendlicher Empfindungen, welche bei ihnen selbst jetzt eine wehmuthsvolle Auferstehung feierten.

Nach der ihm von seiner Mutter gemachten Mittheilung sprach Lothar gar nicht mehr von seiner Abreise. Er schien diese, sein dienstliches Verhältniß, überhaupt Alles um sich her vergessen zu haben. Seine Mutter hielt es daher für angemessen, ihren Lieblingswunsch, seinen Austritt aus der Armee, jetzt zur Sprache zu bringen.

Er schien, während sie diese Andeutung machte, wie aus einem Traume zu erwachen. Er wurde plötzlich ernst und bemerkte, daß er, so lange der Krieg dauere, sich nicht verabschieden lassen könne, dies aber jetzt nach dem jedenfalls nahen Frieden seine Absicht sei.

Sie hielt es um so weniger für angemessen, weiter in ihn zu dringen, als er sogleich voll Unruhe fragte, ob auch mit Bestimmtheit auf das Nachsenden der Briefe zu rechnen sei, da es ihm auffalle, keine weitere Nachricht von seinem Oheim erhalten zu haben. Es würde nöthig sein, sofort einen reitenden Boten deshalb nach Hardeck zu senden, oder, setzte er mit gesteigerter Unruhe hinzu; es ist vielleicht am besten, wenn ich morgen selbst hinüber reite.

Bestürzt über die völlig entgegengesetzte Wirkung, welche ihre mütterliche Fürsorge hervorgerufen, suchte sie jetzt seine Besorgnisse zu beseitigen, konnte es jedoch nicht verhindern, daß er noch spät am Abende seinen Reitknecht nach Hardeck absandte mit der Weisung, alle für ihn dort etwa eingegangenen Briefe sogleich hierher zu bringen.

Die mütterliche Liebe ließ sich jedoch durch diese verfehlten Bemühungen nicht abschrecken. Was ihr selbst

nicht gelungen, hoffte sie um so leichter durch Manuela zu erreichen.

Diese wurde durch ihre Mittheilung im höchsten Grade erschreckt. Denn die Möglichkeit, Lothar könne nochmals in den Krieg ziehen, sich auf unbestimmte Zeit von ihr trennen, sich vielfachen und täglichen Gefahren aussetzen, lag gänzlich außerhalb ihrer Vorstellung.

»Er wird es nie, nie thun,« sagte sie mit dem Ausdrucke lebhafter Angst, »nicht wahr, daran zweifelst Du eben so wenig? Er liebt mich ja, wie könnte er mich verlassen und sich unnöthig in Gefahren stürzen.«

»Ich glaube es auch nicht, ich bin ebenfalls davon überzeugt, aber er ist doch noch immer Officier, und es wird daher nöthig sein, daß er seinen Abschied nachsucht.«

»Nachsucht? Könnte er ihn nicht einfach einsenden, – wenn man ihm denselben verweigerte?«

»Das wird man nicht, sei deshalb außer Sorgen, mein Kind,« beruhigte Lothars Mutter, da sie die sich steigern- de Angst in Manuela's bleich gewordenen Zügen erkannte; »es wird nur von ihm abhängen, und ihn dazu zu bewegen, bald zu bewegen, wird Dir obliegen, denn Dir wird er es gewiß nicht abschlagen.«

»Abschlagen?« fragte Manuela sichtlich durch diese Worte beruhigt und mit einem freudigen Blick, – »er hat mir noch nie etwas abgeschlagen, mir im Gegentheil, ach, schon so oft versichert, daß er nichts mehr wolle und erstrebe, als mein Glück, daß er jeden Augenblick für mich zu sterben bereit wäre. Abschlagen?« setzte sie

mit stolzem und zugleich kindlichem Lächeln hinzu, »eine Bitte, deren Versagen mich unglücklich machen würde?«

»Er wird es gewiß nicht, wird es gewiß nicht, aber sei deshalb doch vorsichtig, mein Kind. Es ist eine wichtige Angelegenheit. Du bist noch sehr jung, vertraue meiner Erfahrung. Die Männer haben über manche Dinge sehr vorgefaßte und eigene Begriffe, die außerhalb unsers Ideenkreises liegen. Von allen diesen steht oben an dasjenige, was sie Ehre nennen. Mißverstehe mich nicht,« fuhr sie zärtlich Manuela's Hand drückend fort, als sie deren besorgte und fragende Miene sah, »Du wirst gewiß eben so davon überzeugt sein, daß ein Mann ohne Ehre ein verächtlicher Mensch, der Liebe eines edlen Weibes nicht würdig wäre, aber sie haben ihre eigenen Anschauungen über das, was sie Ehre nennen, und rechnen Vieles dazu, was nach den unsrigen damit gar nicht zusammenhängt. Dies ist namentlich bei den Officieren der Fall und Lothar ist – war bis jetzt wenigstens – mit Leib und Seele Officier. Auch er besitzt diese Anschauungen von der sogenannten militärischen Ehre, – sei daher vorsichtig, mein Kind. Er ist mein Sohn, mein einziger, geliebter Sohn, – Du kannst ihn nicht mehr lieben, wie ich, und wir können uns daher ehrlich zu gemeinsamem Handeln verbinden. Nicht wahr, Du siehst das ein?«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte lebhaft Manuela, »ich werde ihn fragen, ich werde ihm sagen, daß ich ihn darum bitte, daß ich sonst sehr betrübt, – ach, daß ich unglücklich sein würde, – und dann, – dann werden wir zu Dir kommen und uns küssen und umarmen.«

Am Abende des folgenden Tages kehrte der Reitknecht von Hardeck zurück und überbrachte mehre für Lothar bestimmte Briefe, darunter auch den so lange ersehnten, jetzt aber mit Bangigkeit erwarteten des Generals.

Dieser benachrichtigte Lothar, daß er sein baldiges Eintreffen bei dem Regimente nunmehr für nöthig erachte.

»Man spricht und unterhandelt zwar immer noch wegen des Friedens,« schrieb er, »aber sollte es wirklich dazu kommen, so will man nur Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen. Das Herz jedes braven Soldaten würde sich empören, könnte es anders sein, und könnte man nach dem schmachvollen italienischen Feldzuge an einen wirklichen Frieden mit diesen anmaßenden Republikanern denken. Ich weiß bestimmt, daß die Ordre für uns: binnen Kurzem nach dem Rheine zu marschiren, bereit liegt, und hoffe, daß wir dort die italienischen Schlappen, die wir nur unfähigen Generalen zu verdanken haben, ausmerzen werden. Zudem ist Deine Schwadron sehr verbummelt, der Oberlieutenant, der sie jetzt führt, ist ein unfähiger und nachlässiger Mensch. Deine Anwesenheit

ist daher nöthig und ich erwarte Dich längstens in vierzehn Tagen, da Du mir gemeldet, daß Du von Deiner Verwundung völlig hergestellt bist. Also auf baldiges Wiedersehen.«

FUNFZEHNTE CAPITEL. LIEBE UND EHRE.

Sie ritten schweigend langsam dicht nebeneinander dahin. Ihre Hand ruhte in der seinigen und oft beugte er sich zu ihr hinüber, umschlang sie, drückte sie fest an sich und ihre Lippen vereinten sich zu einem langen innigen Kusse.

Die wohlgeschulten Pferde schritten ruhig nebeneinander fort, ohne durch eine störende Bewegung ihre Reiter an der Ausübung dieser süßen Beschäftigung zu hindern. Es war ein enger halbverwachsener Waldweg, auf welchem sie sich befanden, zuweilen schimmerte der blaue Himmel durch die Oeffnungen der Bäume, oder es fiel ein Sonnenstrahl auf Manuela's dunkles Reitkleid und ihre goldenen Locken, dann trat wieder jene magische Dämmerung des Waldes ein, welche, indem sie das grelle Licht des Tages abdämpfte, ihre Empfindungen weicher und hingebender stimmte.

Sein Auge hing mit dem Entzücken der Liebe an dem ihrigen und während sie diesen Blick erwiderte und er sie abermals umschlang, streifte ein herabhängender Zweig ihren Hut ab, so daß die langen goldblonden Flechten sich lösten und bis zu ihrem kleinen Fuße herabsanken.

»Wie unachtsam ich bin,« sagte er besorgt und zärtlich bemüht, ihr bei der Beseitigung der entstandenen Unordnung behülflich zu sein, – »Du hättest leicht Schaden nehmen können.«

»O, setze den Hut noch nicht wieder auf,« bat er, als sie über seine Besorgniß lächelte, »laß mir noch einen Augenblick diese schönen, wundervollen Fesseln! Sieh,« fuhr er fort, ihre Flechten um seinen Hals schlingend, – »das sind die Ketten, mit denen Du mich gefangen hältst, fest und unauflöslich, mich, Deinen Sklaven! – Es ist mein höchstes Glück, diese Fesseln zu tragen, – o! vergönne sie mir, jetzt, da ich sie noch an mich pressen, mit meinen Küssen bedecken kann.«

»Das wirst Du immer können,« erwiderte sie zärtlich und verschämt, – »ich werde es Dir nie verweigern, wenn – wir allein sind.«

»Immer?« wiederholte er mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer, »auch wenn ich fern von Dir sein werde?«

»Für die kurze Zeit unserer Trennung,« scherzte sie, »schenke ich Dir eine Locke, mit der Du Dich so lange begnügen mußt, bis wir wieder vereint sind.«

»Ach, Geliebte,« sagte er ernster und mit schwankender Stimme, »wer kann wissen, wie lange unsere Trennung dauern wird? – Ich darf Dir es nicht länger verschweigen, – ich habe gestern einen Brief von meinem Onkel erhalten, – mein Urlaub ist zu Ende, – ich muß fort, fort zu meinem Regimente.«

»Fort zu Deinem Regimente? fragte sie erbleichend, – »könntest Du das jetzt wirklich noch wollen und beabsichtigen?«

Er sah, während sie diese Worte sprach, überrascht und zugleich schmerzvoll in ihre Augen, welche angstvoll die Beantwortung der gestellten Frage von seinen Lippen abzulesen suchten.

»Manuela,« sprach er dann mit dem Ausdrücke der innigsten Zärtlichkeit, »könntest Du wollen oder auch nur wünschen, daß ich anders handelte? Würdest Du mich dann noch achten, noch – lieben können?«

»Ich verstehe Dich nicht!« rief sie leidenschaftlich, »zum ersten Male verstehe ich Dich nicht! Liebst Du mich nicht, Lothar? Hast Du mir nicht versichert, es gäbe nichts Höheres für Dich, als unsere Liebe? Verlange von mir, für Dich zu sterben, jetzt, jetzt in jenen Abgrund hinabzuspringen,« setzte sie hinzu, mit der Hand nach einem verlassenen unfernen Steinbruche deutend, so daß das am Zügel gerissene Pferd sich hoch aufbäumte, »verlange es, und ich werde keinen Augenblick zögern, und Du? – Du wolltest – ach! Du könntest jetzt noch auch nur daran denken, Dich in ganz überflüssige Gefahren zu stürzen, noch länger einem Stande anzugehören, der Deinem eigentlichen Berufe fern liegt?

»O, Lothar!« fuhr sie schmeichelnd und seine Hand ergreifend, fort, – »ich würde namenlos unglücklich sein, die Angst um Dich mich tödten und Du würdest, aus dem schrecklichen Kriege zurückgekehrt, vergeblich Deine Manuela aufsuchen.«

»Laß uns ruhig mit einander reden,« erwiderte er mit liebevoller Zärtlichkeit und zugleich bestürzt über ihre leidenschaftliche Erregung, »ruhig und voll gegenseitigen Vertrauens, wie es der Ernst der Sache erfordert. – Könnte je ein Zweifel an meiner Liebe in Deiner Seele Platz finden? Ich halte das für ganz unmöglich, ebenso unmöglich, wie bei mir. Wie kommst Du daher zu der Frage: ob ich Dich liebe? Du weißt es ja, daß Deine Liebe das Höchste ist, was ich besitze und jemals besitzen werde. – Deshalb habe ich aber auch die beglückende Ueberzeugung, ebenso von Dir geliebt zu werden.«

»Kannst Du daran zweifeln?« schaltete sie ein.

»Nein, jeder Zweifel würde und müßte unsere Liebe ertöden. – Deshalb,« fuhr er fort, sie voll Zärtlichkeit anblickend, »deshalb, weil wir Eins geworden sind durch die Liebe, deshalb ist auch unser beiderseitiges Glück, *unsere beiderseitige Ehre*,« setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, »unser Gemeingut geworden. Denjenigen, der es wagte, den reinen Spiegel Deines Rufes auch nur durch einen Hauch zu trüben, würde ich als meinen Todfeind verfolgen; ebenso zu den schwersten Opfern bereit sein, wenn sie nöthig wären, um Deine Ehre im reinsten Glanze zu erhalten.«

»Dasselbe fordere ich von Dir. Da Du mich liebst, kannst und darfst Du nicht anders empfinden. Wenn Du für mein Leben bangst, für dessen Erhaltung und Schutz zu jedem Opfer bereit bist, in noch höherem Grade muß Du es um meine Ehre sein!«

»Ein ehrloses Dasein oder auch nur ein in der Ehre beflecktes wirst Du für ebenso unmöglich halten, wie ich. – Darüber besteht kein Zweifel, Manuela, nicht der kleinste, nicht wahr, Geliebte,« setzte er zärtlich hinzu, während sie ihn mit gesteigerter Unruhe und zuckenden Lippen anblickte, »und deshalb wirst Du auch einsehen, daß, so lange der Krieg dauert, ich nicht befähigt bin, meinen Abschied zu nehmen. Ein Soldat, der vor dem Feinde desertirt, wird als ehrlos erschossen, – ein Officier, der während des Krieges seinen Abschied nachsucht, wenn er noch körperlich zum Dienste befähigt ist, wird zwar nicht erschossen, aber er ist eben so ehrlos, wie ein Deserteur vor dem Feinde! Könntest Du einen solchen Mann noch lieben? Ihn auch nur noch Deiner Liebe für werth halten? Würdest Du Dich nicht verächtlich von ihm abwenden – dem Ehrlosen!«

Sie hatte keine Erwiderung, während er diese Worte mit dem beredten Tone der Liebe sprach; auf ihren Wangen lag eine verrätherische Gluth, ihre Augen hafteten unausgesetzt auf der Hand, welche den Zügel des Pferdes hielt, und nur zuweilen erhoben sie sich einen kurzen Moment, um, den seinigen begegnend, sich sogleich wieder zu senken. Sie waren aus dem Walde heraus gekommen auf eine breitere, nach Radowa hinabführende Straße und sie lenkte jetzt unmerklich ihr Pferd soweit von dem seinigen ab, daß es ihm nicht mehr möglich war, wie bisher ihre Hand zu erfassen oder sie zu umarmen.

»Ich werde Dir gewiß nicht zu versichern nöthig haben,« fuhr er fort, »daß es für mich eben so schmerzlich

ist, wie für Dich, dem Gebote der Ehre zu folgen. Ach, Manuela, Du glaubst nicht, wie meine Seele erbebt bei dem Gedanken, mich von Dir trennen zu müssen, – vielleicht auf längere Zeit. Nur daß ich eine unabweisbare Pflicht erfülle und darin von Dir erkannt und unterstützt werde, gibt mir Fassung und Muth.«

»Unterstützt?« schaltete sie leidenschaftlich, fast hohnvoll ein.

»Wäre unsere Liebe ihrer selbst würdig, wenn sie diese Prüfung nicht bestehen könnte? O! sieh mich nicht so traurig, so vorwurfsvoll an, – wir haben es uns ja gelobt Alles gemeinschaftlich mit einander zu tragen: Freude und Leid; bangen und erschrecken wir daher nicht vor dem ersten bald vorübergehenden Schmerz, – tragen wir auch diesen gemeinschaftlich, er wird dann aufhören ein Schmerz zu sein! Laß uns voll Vertrauen und voll Hoffnung in die Zukunft blicken, – sobald es Friede ist, ein ehrenvoller Friede, kehre ich zurück, nehme meinen Abschied und wir werden uns dann nie, nie mehr trennen.«

»Auch noch ein *ehrenvoller* Friede!« rief sie mit flammenden Blicken, »auch *da* noch eine Bedingung und *wieder* diese Ehre!

»Du willst auch dann noch untersuchen, ob sie es erlaubt, mir anzugehören, oder ob es nöthig ist, auf den möglichen Ausbruch eines neuen Krieges zu warten.«

»Manuela,« bat er mit dem Versuche, sich ihrer Hand zu bemächtigen, welche sie ihm heftig entzog, »trübe diese Stunde nicht durch Mißverstehen und Härte, ich halte es für unmöglich, daß Du mich zum ersten Male

verkennen und in dieser für uns gleich wichtigen, gleich schmerzlichen Angelegenheit anders denken und empfinden könntest, wie ich. Es würde mich tief betrüben, es würde mich unglücklich machen.«

»Betrüben – unglücklich machen,« wiederholte sie mit einem fast hohnvollen Kräuseln ihrer Lippen, »Dich, – aber an mich denkst Du gar nicht? O, Lothar!« rief sie plötzlich, leidenschaftlich seine Hand ergreifend, »o, opfere diesem Phantom, welches Du Ehre nennst, und wofür, ich will es offen bekennen, ich kein Verständniß besitze, nicht unsere Liebe! Ja, Du opferst sie,« fuhr sie zärtlicher fort, als er sie schmerzvoll anblickte, »was liegt daran, ob Du Soldat bist oder nicht? Es werden sich viele Tausende finden und finden müssen, diesen Krieg zu Ende zu führen auch ohne Dich. Niemand wird nach Dir fragen, Niemand Dir einen Vorwurf darüber machen, daß Du *jetzt* einem Stande entsagst, der Dir ohnehin stets hätte fremd bleiben sollen. Du hast Dich mir angelobt,« bat sie innig und schmeichelnd, »mir, Deiner Manuela; sollte sie so wenig über Dich vermögen, um nicht dieses Trugbild, welches Du kriegerische Ehre nennst, zu besiegen.«

Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und blickte ihn bei den letzten Worten flehend und mit verführerischer angstvoller Hingebung an.

Ein tiefer Athemzug hob seine Brust, als ob er der Stärkung bedürfe, um sein Empfinden in Worte zu verkörpern.

»O, Manuela!« sagte er dann mit langsamer bewegter Stimme, »ich weiß kaum mehr, wie ich zu Dir reden soll. Glaubst Du, der Wunsch und das Verlangen, bei Dir zu bleiben, mich nicht von Dir zu trennen, wären bei mir geringer als bei Dir? Es gibt keinen größeren Schmerz für mich, als die Nothwendigkeit, daß es geschehen muß. Aber wenn Du dieselbe auch noch nicht einsehen willst, oder Dich von der Liebe zu mir bestimmen läßt, es nicht einsehen zu wollen; im tiefsten Grunde Deiner Seele gibst Du mir doch Recht. – Von einem Manne ohne Ehre würde sich auch Deine Liebe abwenden, selbst dann, wenn er schwach genug wäre, ihr seine Ehre zum Opfer zu bringen. – Halte diese Ueberzeugung fest! Sei stark, Geliebte. Laß uns vereint gegen diesen Schmerz in den Kampf treten und als Sieger daraus hervorgehen, – bedenke, wie unglücklich ich sein würde, wie unglücklich auch Du sein müßtest, wenn wir auch nur mit einem leisen Mißton im Herzen von einander schieden. Meine theure, geliebte Manuela, nicht wahr, das ist unmöglich? Die Liebe, die uns vereint, verschmilzt auch all unser Denken und Empfinden zu einem.«

Sie riß fast gewaltsam ihre Hand aus der seinigen, während er diese Worte im beredten Tone der Liebe sprach und blickte ihn mit ihren leuchtenden Augen fest und zornig an.

»Du willst also doch wirklich fort,« sagte sie mit gepreßter Stimme, »die Liebe zu mir, Dein Höchstes, gilt

Dir nichts? *Zuerst* diese maßlose alberne, sogenannte Ehre, die allein dem Soldaten angehört – *dann* erst die Liebe – *dann* erst ich.«

»Manuela!« rief er, »ich bitte Dich, ich flehe Dich an, mäßige Deine Aufregung, – sei lieb, sei gut,« setzte er leiser hinzu, »bedenke, daß fern von mir die Reue Dich aufsuchen würde.«

»Ist es Dein wirklicher, unabweislicher Entschluß,« fragte sie mit flammenden Blicken, »wieder in den Krieg zu ziehen?«

»Könnte ich anders,« sagte er schmerzvoll, »wie gern würde ich es unterlassen.«

»Nun so will ich Dich nicht daran hindern!« rief sie mit vor Zorn bebender Stimme, gab ihrem Pferde einen heftigen Schlag und sprengte im rasenden Galop den Weg nach Radowa hinab.

Nur mit Mühe zügelte er das seinige, welches sich, von der Begierde zu folgen getrieben, hoch aufbäumte; mit festem und schwerem Entschluß zügelte er zugleich das eigene Verlangen, ihr nachzujagen, sie einzuholen, ehe sie das Schloß erreichen würde, und dieses doch nur von der Liebe zu ihm erzeugte erste schmerzliche Mißverständniß zwischen ihnen wieder auszugleichen. Regungslos, wie aus Erz gegossen, hielten unmittelbar darauf Reiter und Pferd. Seine Augen blickten ernst und traurig der rasch verschwindenden Gestalt nach. Ihre Haare hatten sich von dem wilden Jagen wieder gelöst und schwebten wie ein lichter Schleier hinter ihr im Winde. Dann war Alles fort und er allein, einsam und allein

in der Stille der ihn umgebenden Wälder. Eine Drossel sang, der Kukul rief, und in den nahen Bäumen gurrten die wilden Tauben.

Noch immer hielt er schweigend und regungslos auf derselben Stelle, nach der Richtung hinschauend, wo sie verschwunden. Die Liebe war geschäftig, den Schmerz, den seine Seele erfüllte, zu überwinden und die Bitterkeit ihrer Worte in dem leisen Luftzuge verwehen zu lassen, der seine heißen Wangen kühlte.

»Sie ist noch ein Kind,« flüsterte er mit einem beglückten Lächeln vor sich hin, »ein liebes, herziges und lebhaft empfindendes Kind. Die Liebe zu mir läßt sie alles Uebrige vergessen, – wie könnte ich ihr zürnen.«

Langsam ritt er zurück wieder in den engen Waldweg einlenkend, auf dem sie gekommen waren. Seine Augen hafteten am Boden, die Hufspuren der beiden Pferde auf der weichen Erde aufsuchend, die dicht nebeneinander hinführten. Hier hatten sie gehalten, – hier hatte er sie umfaßt – und geküßt, – sie sich zärtlich an ihn geschniegt und leise Worte der Liebe zu ihm geflüstert. – Da hing der von ihm geknickte Zweig, welcher ihren Hut abgestreift und die Fülle ihres goldenen Haares gelöst. – Wie trat das Glück und die beseligende Wonne dieser kaum verrauschten Stunde wieder lebendig vor seine Seele, die Sehnsucht nach ihr, der zum ersten Male im Unfrieden von ihm geschiedenen Geliebten mit unwiderstehlicher, sein ganzes Denken und Empfinden beherrschenden Gewalt anfachend.

Wie war ein solches Mißverstehen möglich gewesen? Er nahm alle Schuld auf sich. Plötzlich und unerwartet hatte er ihr einen Entschluß mitgetheilt, dessen Nothwendigkeit ganz außerhalb ihrer kindlichen, mädchenhaften Auffassung gelegen. Nur die Liebe zu ihm war ja die Ursache ihres Schmerzes, ihrer leidenschaftlichen Aufwallung – und er? – er liebte sie in diesem Augenblicke mehr denn je, der Gedanke, sie traurig zu wissen, ihr Kummer verursacht zu haben, war ihm unerträglich und steigerte das Verlangen, sie deshalb um Vergebung zu bitten, sie an sein Herz zu pressen und von ihren Lippen und Augen die letzten Spuren des Schmerzes wegzuküssen.

Rasch flog er jetzt mit gelockertem Zügel dahin. Vielleicht erreichte er sie noch unten am Saume des Waldes, vielleicht hatte sie dort auf ihn gewartet oder seiner harrend gezögert.

Diese Hoffnung blieb jedoch unerfüllt. Als er auf das Feld hinaus kam, von wo aus er bis Radowa hinabsehen konnte, erblickte er nichts. Der Weg war leer. Nur der Schein der Mittagssonne lag blendend darauf, und ein Knabe trieb lässig eine Heerde Ziegen. Sie hatte nicht auf ihn gewartet, mußte jetzt auch bereits allein und ohne ihn in Radowa angelangt sein.

SECHSZEHNTE CAPITEL. DER ABSCHIED.

Nach Radowa zurückgekehrt, suchte er sie vergebens auf. Sie befand sich in ihrem Schlafzimmer, sei unwohl, ließ sie ihm sagen und erschien auch nicht beim Essen.

Seine Miene war ernster als sonst, eine nicht zu beherrschende Unruhe hatte sich seiner bemächtigt und die Sehnsucht nach ihr wurde zum ersten Male von einem Gefühle unverdienter Kränkung getrübt.

Wollte sie die leichte Wolke zwischen ihnen sich verdichten und die Strahlen ihrer Liebe dadurch verdunkeln lassen? Mußte sie nicht dasselbe heiße Verlangen wie er empfinden, diesen Mißton nicht fortklingen zu lassen und die Harmonie ihrer Seelen wieder herzustellen?

Der Tag verging voll quälender Unruhe. Seiner Mutter, welcher er dieselbe nicht zu verbergen vermochte, wick er aus, es wäre ihm unmöglich gewesen, auch nur andeutungsweise ihr eine Mittheilung des Geschehenen zu machen. Er würde darin einen Vertrauensbruch gegen Manuela erblickt haben, gegen sie, die er jetzt, wo die Dämmerung heraufzog, mit gesteigerter Sehnsucht erwartete. Bei jedem Geräusch fuhr er zusammen, blickte aufzuckend empor und seufzte schmerzvoll auf, wenn er fand, daß er sich wieder getäuscht hatte.

Traurig und regungslos saß er auf der Bank an der Jasminhecke, wo er oft vereint mit ihr gesessen. – Könnte es möglich sein, – könnte der Abend und die Nacht vergehen, ohne daß sich ihre Herzen wieder eines geworden!

Die Schatten der heraufziehenden Nacht verdüsterten auch seine Seele, welche, zum ersten Male von dem Schmerze der Liebe berührt, mit dem Stolze des Mannes im Kampfe lag.

Da fühlte er sich von zwei weichen Armen zärtlich und leidenschaftlich umschlungen, – einen Moment später ruhte sie an seinem Herzen, und das Entzücken der Versöhnung, alle Schmerzen des kurzen Mißverstehens hundertfach vergeltend, ließ sie alle Sorgen der Zukunft vergessen. Jetzt, nachdem sie sich gleichsam für eine kurze Zeit verloren hatten, jetzt empfanden sie mehr denn je das Glück und die Wonne, sich wieder neugeschenkt anzugehören.

Der Schmerz der bevorstehenden Trennung, was war er, was konnte er sein gegen denjenigen der vergangenen Stunden. Was war eine räumliche Trennung gegen diejenige ihrer Seelen? Sie fühlten, sie erkannten dies zum ersten Male, und indem sie, von Reue erfaßt, sich gegenseitig selbst anklagten und sich gelobten, das gegenseitige Vertrauen nie, nie mehr zu trüben, flammte ihre Liebe auf in der Begeisterung des höchsten Entzückens. Getragen von der Erhebung dieser Stimmung verging der Abend, ohne daß der Gegenstand, welcher ihr kurzes Zerwürfniß erzeugt, wieder zur Sprache gekommen wäre.

Lothars Mutter, welche die Aeüßerungen der Liebe ihres Sohnes gegen Manuela mit freudiger Genugthuung beobachtete, hielt sich ihres Sieges gewiß, wurde aber schmerzlich enttäuscht, als sie, sich mit ihm allein befindend, das Gegentheil erfuhr.

»Weshalb kommst Du wieder auf diese Sache zurück,« sagte er ernst, »ich dünkte, wir hätten sie hinlänglich besprochen. Wenn Du sagst, sie sei schmerzvoll für Dich, glaubst Du, sie wäre es für mich weniger? Laß uns Beide

bemüht sein, das Unvermeidliche nicht durch die wiederholte Erhebung unerfüllbarer Wünsche noch zu erschweren.«

»Aber Manuela?«

»Manuela denkt und fühlt wie ich,« sagte er mit unsicherer Stimme, »könntest Du daran zweifeln?«

Die Abreise war auf den nächstfolgenden Tag festgesetzt, es blieb nur noch Einer, und schon am Morgen desselben sprachen Beide wieder von der nächsten Zukunft, über welche sich Lothar, als mit Manuela vollständig einig, gegen seine Mutter geäußert hatte.

Seine Worte enthielten jedoch nur seine Wünsche, nicht einmal seine wirkliche und wahre Ueberzeugung. Während des Glückes und des Entzückens ihrer Versöhnung hatten Beide, wie nach einer gegenseitigen Uebereinkunft, die eigentliche Ursache des Zerwürfnisses unberührt gelassen, als ob sie sich gescheut, den eben verschwundenen Schatten wieder heraufzubeschwören. Darin, daß Manuela reuevoll ihn aufgesucht, lag für ihn der Beweis, daß sie die Nothwendigkeit seines Handels erkannt, – weshalb dies noch durch directe Fragen und Antworten feststellen. Sie dagegen hegte die Hoffnung, daß ihr liebevolles Entgegenkommen seinen Starrsinn gebrochen und ihn zur Erfüllung ihrer Wünsche willfährig gemacht habe.

So standen sie sich gegenüber, zugleich bewegt von dem Gefühl der innigsten Liebe und ergriffen von der Wehmuth und dem Schmerze der bevorstehenden Trennung.

Aber er blieb fest, wurde nicht einen Augenblick schwankend. Sie erkannte das. Die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters trieb sie zu einer Wiederholung der Scene droben im Walde, aber der Gedanke und die Vorstellung, daß es dennoch vergeblich sein, daß sie nichts dadurch erreichen würde, als ein neues tieferes Zerwürfniß, neue Qualen, neue Schmerzen, kurz vor und in der Stunde des Scheidens, beruhigte die aufwallenden Wogen ihrer Heftigkeit, – die Liebe siegte, wenn auch widerwillig und nach heftigem innern Kampfe. Wenn sie auch seine Gründe nicht anerkannte, sondern sich in dieser Hinsicht in einem starren Widerspruch hielt, – sie gab doch nach.

»Weil ich muß, weil ich nicht anders kann, und weil wir in Liebe, mit ganzer ungetrübter Liebe von einander scheiden und in der Ferne an einander denken wollen, *deshalb* thue ich es, *nur deshalb*, nicht weil Du mich überzeugt hast, was Du auch niemals thun wirst. Du sagst, der Friede stände in sicherer Aussicht, – Gott gebe, daß es wahr sei. O! kehre bald, bald zu Deiner Manuela zurück, die keinen anderen Gedanken hat und haben wird, als Dich, und nie, nie in diesen thörichten Krieg gezogen wäre, befände sie sich an Deiner Stelle.«

Sie schieden mit dem ganzen Schmerze und dem ganzen Glücke, das in einem solchen Momente die Seelen der Liebenden erfaßt. Immer und immer wieder hatte er die Thränen aus ihren Augen, die Worte von ihren Lippen fortgeküßt, bis endlich ein rascher Entschluß ihn fort und davon geführt.

Vom Schmerz überwältigt sank sie in die Arme ihrer Mutter, einer Ohnmacht nahe und keines Gedankens mehr mächtig. Ebenso krampfhaft zuckte seine Seele auf, als er sich umwandte und von schon ferner Höhe zum letzten Male, das Thal der Eger und das in der Morgensonne herüberleuchtende Radowa erschauete, und doch klang ein leiser Mißton durch den Accord der Trauer, der ihre Seelen erfüllte; der Mißton einer verschiedenen Anschauung über die durch den Bund ihrer Herzen ihnen gegenseitig obliegenden Pflichten und Berechtigungen.

Spät am Abende langten sie in Hardeck an. Lothars Gedanken verweilten in Radowa und er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch in der Nacht den ersten von Sehnsucht und leidenschaftlicher Liebe dictirten Brief an Manuela zu schreiben, den früh am andern Morgen ein reitender Bote hinübertrug.

Die Antwort wollte er noch in Hardeck abwarten, dann sogleich fort zu seinem Regimente.

Als er mit seiner Mutter zum Frühstück zusammentraf, war diese sichtlich erregt.

»Es hat sich während unserer Abwesenheit ein eigenthümlicher Vorfall ereignet,« beantwortete sie die deshalb an sie gerichtete Frage, »die, ich will es nicht leugnen, mich sehr beunruhigt.«

»Ein eigenthümlicher Vorfall,« fragte er gespannt, »der Dich unangenehm berührt?«

»Ja, er betrifft Wanda.«

»Ist sie dennoch auf und davon gegangen? Ich habe eigentlich nie daran gezweifelt, daß sie es eines Tages

thun würde, – angeborene Neigungen lassen sich niemals ausrotten.«

»Du thust diesem armen Kinde sehr Unrecht, ich glaube, sie würde eher sterben, als uns freiwillig verlassen.«

»Nun, was ist denn mit ihr, ist ihr ein Unglück zugestoßen?«

»Fast wäre es, denn man hat den Versuch gemacht, sie zu rauben.«

»Sie zu rauben?« rief er überrascht und mit ungläubiger Miene, – »das scheint mir im höchsten Grade unwahrscheinlich.«

»So laß Dir die Geschichte von ihr selbst erzählen. Noch bist Du hier und noch kannst Du mir Deinen Rath ertheilen, was geschehen soll, um etwaige ähnliche Versuche zu verhindern.«

»Ich bin sehr begierig, die Geschichte zu erfahren.«

Wanda wurde gerufen. Mit erregten Mienen, aber zugleich schüchtern trat sie ein und bemühte sich, wieder Lothars Hand zu ergreifen und zu küssen.

»Laß das,« herrschte er sie an, »ich habe es Dir schon neulich verwiesen und erzähle, was Dir begegnet ist. Halte Dich jedoch strenge an die Wahrheit und laß Dich nicht verleiten, davon in irgend einer Weise abzuweichen.«

Eine tiefe Röthe bedeckte bei diesen herben Worten ihre kindlichen Züge, sie blickte ihn flehend an, indem sie die Hand auf ihr Herz legte.

»Nun sprich,« sagte er freundlicher, von dieser beredten stillschweigenden Versicherung der Lauterkeit ihrer Gedanken gerührt.

»Ich war am gestrigen Nachmittage bei dem Herrn Schullehrer gewesen,« sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und unsicherer Stimme, »ich gehe immer Nachmittags zu ihm, wenn ich keine Geschäfte habe, er hat dann ebenfalls Zeit und unterrichtet mich.«

»Er unterrichtet Dich?« lächelte Lothar.

»Ja, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Herko begleitet mich und wartet draußen so lange, bis der Unterricht beendet ist. Gestern hatte der Herr Lehrer zu thun und nur wenig Zeit, und als ich ihn verließ, war es erst fünf Uhr. Die Sonne schien so schön, ich war lange nicht im Walde gewesen, ich beabsichtigte Erdbeeren zu pflücken, die jetzt reif sind, weil – weil man mir gesagt hatte, daß – daß Sie heute zurückkämen.

»Als ich meinen Korb gefüllt hatte – ich war ziemlich weit in den Wald hineingegangen – und im Begriff stand, nach dem Schlosse zurückzukehren, hörte ich es hinter mir rauschen, und als ich mich umsah, stand plötzlich der Peter vor mir.«

»Der Peter? Wer ist Peter?«

»Kennen Sie ihn nicht, gnädiger Herr,« fragte sie mit angstvoller Stimme, »der Peter und der Herr, die mich auf der Ruine gefangen hielten, er war damals verwundet und lag im Gewölbe.«

»Einer von jenen beiden Schuften?« fragte Lothar ungläubig, »der sollte Dir hierher gefolgt sein. Hast Du Dich auch nicht geirrt, hat eine thörichte Angst nicht Deine Vorstellung getäuscht?«

»Ach nein, es war der Peter. Wenn ich auch bis zum Tode erschrocken war, den werde ich unter Tausenden erkennen.«

»Nun, und was geschah weiter?«

»Er sah mich eine kurze Zeit finster an, wie er immer aussieht, dann lachte er laut auf und versuchte, meine Hand zu ergreifen.

»Ich sprang zurück, aber er vertrat mir den Weg und sagte: Mache keinen Versuch fortzulaufen, sonst binde ich Dir die Hände und Füße; es hat mir Mühe genug gekostet, Dich wieder aufzufinden. – Und nun, marsch! folge mir oder ich binde Dich. Ich schrie laut um Hülfe, aber es hörte mich Niemand. Er zog einen Strick aus der Tasche und suchte mich zu ergreifen, – da, als er mich gefaßt hatte, sprang Herko auf ihn ein, legte die Vorder-tatzen ihm auf die Schultern und knurrte ihn zähnefletschend an.«

»Bestie!« rief der Peter, »willst Du fort oder ich schlage Dich nieder.«

»Aber der Herko hielt ihn fest, und ich entfloh so schnell als mich meine Füße tragen konnten. Als ich eine längere Strecke gelaufen war und fast das Ende des Waldes erreicht hatte, kam Herko wieder zu mir. Er sprang freudig bellend an mir empor, ich aber floh nur um so eiliger, denn der Peter war gewiß wieder dicht hinter uns.«

Lothars Augen hatten, während das junge Mädchen in gesteigerter Erregung diesen Vorgang erzählte, forschend

auf ihm geruht, aber er hatte in ihren beweglichen Mienen und in ihren angstvollen Blicken die Wahrheit des Gesagten gelesen.

»Das ist ja eine unglaubliche Frechheit!« rief er zornig, »das Gesindel wagt es hier, hier auf meinem Eigenthum einen Menschenraub zu versuchen! Ich freue mich, meine arme Wanda, daß ich noch hier, noch nicht abgereist bin, ängstige Dich nicht. Habe ich Dich der Gewalt dieser Schurken entzogen, so bin ich auch der Mann, Dich ferner und immer vor ihnen zu schützen. Noch heute, nein sogleich, soll ein Treibjagen im Walde stattfinden, um dieses Kerls, den Du Peter nennst, habhaft zu werden. Sei unbesorgt, er wird uns nicht entgehen. Wo ist Dein braver Hund, laß ihn mich sehen, damit ich ihn belohnen kann, für die Dienste, die er Dir geleistet hat.«

Sie wollte ihm wieder zu Füßen fallen und seine Hand mit Küssen bedecken, aber er verhinderte es, jedoch nicht unfreundlich, und ging dann mit ihr hinab, um Herko, der ihn mißtrauisch anblickte, zu liebkosen.

Dann befahl er, sofort sämmtliche Jäger und eine große Anzahl Treiber aufzubieten. Schon nach einigen Stunden war Alles in Beteitschaft.

»Du mußt mit uns,« sagte er lächelnd zu Wanda, »denn wir kennen Deinen Peter nicht, aber hauptsächlich ist es uns um Herko zu thun; denn wenn wir den auf die Fährte setzen, wo Du ihn gestern getroffen, so wird er uns schwerlich entgehen.«

Bald darauf bewegte sich der ungewöhnliche Zug dem Walde zu. Man verfuhr ziemlich ähnlich, wie bei einer

Treibjagd. Den Jägern und Treibern war die Persönlichkeit des zu Suchenden so genau als möglich beschrieben.

»Nun vorwärts!« befahl Lothar, als Alles geordnet war, und sich den Jägern zuwendend setzte er hinzu: »Sollte der Kerl sich widersetzen, oder, angerufen, nicht stehen, macht keine weiteren Umstände, sondern von der Büchse Gebrauch, es ist ein vogelfreier Verbrecher.«

Wanda war an Lothars Seite geblieben und er hatte sich während des Marsches unausgesetzt mit ihr unterhalten. Die verständigen Antworten, welche sie ihm gab, überraschten ihn, und die rührende in ihren Mienen, selbst in ihren Bewegungen sich kennzeichnende Anhänglichkeit erweckte sein Interesse für dies ungewöhnliche, ihm unbedingt wie einem höheren Wesen vertrauende junge Mädchen.

An der Stelle angekommen, wo nach ihrer Aussage der Fremde ihr begegnet, wurde der Hund gelöst und das Treiben begann.

»Fürchtest Du Dich?« fragte er, als sie, er die gespannte Büchse in der Hand, neben einander hinschritten.

»Wie könnte ich mich fürchten,« erwiderte sie, ihn mit ihren großen Augen dankbar anblickend, »da Sie bei mir sind.«

»Nun,« sagte er lächelnd, »der Peter könnte doch stärker sein, wie ich; wenn er nun plötzlich dort aus dem Busche herausspränge?«

»Stärker als Sie?« fragte sie ungläubig, »wie wäre das möglich.«

»Ich danke Dir für Deine gute Meinung, – aber es scheint fast, daß wir uns vergeblich bemühen; auch Dein Hund nimmt die Fährte nicht auf.«

Die so ausgesprochene Vermuthung bestätigte sich. Der Wald wurde weit hinaus genau durchsucht, aber nirgendwo auch nur die Spur des Flüchtigen aufgefunden. Bei Lothar begannen zeitweise wieder Zweifel darüber aufzusteigen, ob die ganze Erzählung Wanda's nicht auf Täuschung, vielleicht auf einer absichtlichen Täuschung, um ihre Person wichtig erscheinen zu lassen, beruhe; wenn er dann jedoch in ihre kindlichen, unschuldigen Augen blickte, schwanden diese Zweifel eben so schnell, wie sie entstanden waren.

SIEBENZEHNTE CAPITEL. TREIBJAGD.

Es mochte ungefähr eine Stunde nach dem Abmarsche des Zuges aus dem Dorfe vergangen sein, als ein Mann, von der andern Seite kommend, dasselbe betrat. Seine Kleidung war die gewöhnliche der Landleute, auf dem Rücken trug er einen länglichen Kasten, der ihn als Hausirer kennzeichnete und in der Hand einen starken Stock, auf den er sich ermüdet zu stützen schien.

Vor dem Wirthshause blieb er eine kurze Zeit überlegend stehen, dann schritt er die zu der Eingangsthür hinaufführende Treppe hinan, und saß bald darauf in einer Ecke des großen, niedrigen Gastzimmers, beschäftigt, sich durch die bestellten und erhaltenen einfachen Speisen und ein Glas dünnen Bieres zu stärken.

Die Wirthin hatte inzwischen neugierig den neben ihn stehenden, mit zwei Tragriemen versehenen Kasten gemustert und schien das Oeffnen desselben mit Begierde zu erwarten.

»Habt wohl einen weiten Marsch gemacht?« fragte sie, »'s ist warm heute.«

»Komme schon von Reichenberg,« erwiderte der Hausirer, seinen langen schwarzen Bart, der sein Gesicht einfaßte, zurückstreichend, – »ja 's ist warm, und habe noch schwer zu tragen.«

»Habt wohl schöne Sachen in Eurem Kistel?«

»Allerlei, – meistens böhmische. Bin aus Böhmen.«

»Laßt doch einmal sehen, – vielleicht gefällt uns etwas.«

Der Hausirer öffnete seinen Kasten und legte eine Menge, für die ländliche Bevölkerung sehr verführerische Dinge auf den Tisch.

»Ach, ist das hübsch,« rief die Wirthin, ein von Carlsbader Sprudelsteinen in vergoldetem Kupfer gefaßtes Halsband in die Höhe haltend, daß es in der Sonne funkelte, – »wenn's nur nicht so grausam theuer wäre,« setzte sie mit einem langen Seufzer hinzu.

»Ist nicht theuer, nur vier Gulden; könnt's nirgends so wohlfeil kaufen.«

»Du lieber Gott, vier Gulden! Mein Mann würde mich schön ansehen.«

»Braucht's Euer Mann denn zu wissen?«

»Wo sollt' ich sonst das Geld hernehmen?«

»Will Euch 'nen Vorschlag machen,« sagte mit leiserer Stimme der Hausirer. »Habe mir den Fuß vertreten, bedarf einige Tage der Ruhe und möchte daher so lange hier bei Euch bleiben. Gebt mir ein kleines Zimmer mit einem Bett und behaltet das Halsband, wir machen's denn bei der Rechnung gut.«

»Aber, bedenkt doch, vier Gulden,« sagte sie, das Halsband mit gesteigerter Begierde betrachtend. »Wenn Ihr in ein paar Tagen höchstens einen oder zwei Gulden verzehrt –«

»Kümmert Euch nicht darum, – der Handel ist geschlossen, nehmt das Halsband, packt es ein, damit es Euer Mann nicht sieht, und weist mir mein Zimmer.«

»'S hat nicht solche Eile,« erwiderte die Frau, ohne ihre Augen von dem Halsbande abzuwenden, »mein Mann ist mit in den Wald, um den Räuber suchen zu helfen, der die Wanda vom Schlosse hat rauben wollen.«

»So,« sagte der Hausirer gedehnt, »sind sie schon lange fort?«

»Schon seit zwei Stunden, und der junge Herr Graf ist selbst mit und auch die Wanda mit ihrem großen Hunde.«

»Nun, dann werden sie ihn ja gewiß kriegen,« bemerkte gähnend der Hausirer, »aber ich bin wirklich sehr müde und mein Fuß schmerzt mich.«

»So kommt,« sagte die Frau, »aber Ihr müßt halt fürlieb nehmen.«

Sie brachte den Hausirer auf eine allerdings sehr einfache Giebelstube und ging dann sogleich wieder hinab,

um jetzt mit Muße das so unerwartet erhaltene schöne Halsband zu betrachten.

Die Sonne war eben untergegangen und die Dämmerung des Abends legte sich über das Thal, als der Zug aus dem Walde zurückkehrte. Lothar hatte zuletzt mit einer sichtbaren Eile das Aufgeben des weiteren Durchsuchens befohlen. Er empfand das sehnlichste Verlangen, sobald als möglich das Schloß zu erreichen, denn jetzt mußte der reitende Bote von Radowa mit Manuela's Antwort zurückgekehrt sein. Er würde sich wahrscheinlich an dem ganzen abenteuerlichen Unternehmen gar nicht betheiligt haben, wenn er darin nicht eine Zerstreuung, eine Beschwichtigung der ihn verzehrenden Ungeduld und das beste Mittel, um die langsam hinschreitende Zeit zu tödten, gefunden hätte.

Wanda schritt auch jetzt mit ihrem Hunde an der Spitze des Zuges neben ihm, aber er sprach nicht mit ihr, denn seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit Manuela und ihrem jetzt jedenfalls angekommenen Briefe.

Unfern des Wirthshauses blieb der Zug stehen, Lothar entließ die Treiber, befahl einem Inspector, Jedem eine Belohnung auszuzahlen, obgleich sie zu derartigen Diensten verpflichtet waren, und schärfte den Jägern, sie ebenfalls entlassend, ein, auf den Flüchtigen auch in der nächsten Zeit scharf zu fahnden. Dann schritt er, von Wanda gefolgt, eilig dem Schlosse zu.

Als sie an dem Wirthshause vorüber gingen, wurde Herko unruhig, schnupperte eine Zeitlang mit der Nase

an der Erde herum und sprang dann laut bellend in langen Sätzen die Treppe des Wirthshauses hinan, in dessen Thür er verschwand.

»Herko, Herko!« rief Wanda. »Komm, Herko, was machst Du?«

Aber der Hund hörte nicht auf ihren Ruf, vielmehr vernahm man jetzt sein wüthendes Gebell aus dem Innern des Hauses.

»Das ist ja auffällig,« sagte Lothar unschlüssig stehen bleibend, dann ging er ebenfalls in das Haus. Der Hund war die Treppe hinaufgesprungen und setzte oben auf dem Boden sein Bellen fort.

»Was bedeutet das?« fragte Lothar den Wirth, welcher kurz vor ihm zurückgekehrt war, »habt Ihr Jemand Fremdes im Hause?«

»Niemand ist hier, Herr Graf, er müßte denn während meiner Abwesenheit gekommen sein,« setzte er mit einem fragenden Blick auf seine angstvoll dastehende Frau hinzu.

»Ja, 's ist ein Hausirer gekommen,« sagte sie verlegen, »er war müde und liegt oben in der Bodenkammer.«

»Ein Hausirer?« rief Lothar, »sollte es vielleicht jener Schurke sein!«

Mit raschen Sprüngen eilte er die steile Treppe hinan und stand unmittelbar darauf vor einer verschlossenen Thür, an welcher der Hund heulend kratzte.

»Aufgemacht!« rief er mit lautem befehlenden Tone, »aufgemacht oder ich zertrümmere die Thür.«

»Mein Gott, ich liege im Bett, war eingeschlafen,« erwiderte eine tiefe männliche Stimme, »was ist denn los?«

Ein Fußstoß Lothars zertrümmerte die Thür und der Hund stürzte zuerst durch die gewaltsam geschaffene Oeffnung. Unmittelbar folgte Lothar.

Der Hund stand zähnefletschend vor einem Manne, der, wie der Augenschein ergab, gar nicht im Bette gelegen hatte, sondern vollständig angezogen war.

»Wer seid Ihr, was macht Ihr hier, herrschte Lothar ihn an.

»Ich bin ein armer Hausirer, gnädiger Herr, bin krank, wollte mich eben zur Ruhe legen –«

»Hinunter – marsch, hinunter! Macht keine weiteren Umstände oder ich gebrauche Gewalt.«

Mit einem wüthenden, haßerfüllten Blick befolgte der Hausirer den Befehl. Einen Moment schien er zweifelhaft, ob er es nicht auf einen Kampf ankommen lassen sollte; sein Gegner war ohne Waffen, hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, den an seiner Seite befindlichen Hirschfänger zu ziehen, – ein Blick auf den Hund und das von unten an sein Ohr dringende Geräusch vieler Stimmen ließ ihn jedoch von diesem Entschlusse sofort wieder abstehen, und er folgte der ihm ertheilten wiederholten Weisung.

»Vorwärts!« herrschte Lothar, und faßte mit starker Hand die Schulter des Voranschreitenden, ihn auch auf der steilen Treppe keinen Moment loslassend.

»Der Peter! Das ist der Peter!« schrie Wanda entsetzt auf, als sie unten angelangt waren, »er hat jetzt nur einen großen schwarzen Bart.«

»Wovon wir ihn sogleich befreien wollen,« rief Lothar, indem er den falschen Bart erfaßte und mit raschem Griffe abriß, – »also doch keine vergebliche Razzia,« lachte er auf, »also schließlich dennoch den Vogel gefangen!«

Unter einem großen Zudrange der Dorfbevölkerung wurde der Gefangene auf das Schloß und einstweilen in sicheren Gewahrsam gebracht. Lothar wollte ihn selbst verhören, wurde daran jedoch für den Augenblick durch den eingetroffenen Brief Manuela's gehindert. Bereits nach einer Viertelstunde erschien er wieder, nachdem er den Brief gelesen und die Beantwortung für den folgenden Tag oder die Nacht verschoben hatte.

Wanda gewann plötzlich ein größeres Interesse für ihn, wie dies immer der Fall ist, wenn wir für Jemand etwas thun, Opfer bringen, uns Entbehrungen oder Leiden auferlegen. Nicht das Empfangen von Wohlthaten und Liebesbeweisen ist der Kitt, der uns an Andere bindet, sondern die Verleihung derselben. Unsere egoistische Natur vergißt leicht die Beweise empfangener Güte oder schreibt sie dem eigenen Verdienste zu, Dankbarkeit ist eine der seltensten Tugenden; aber für Dasjenige, was wir dulden und leiden, verlangen wir Ersatz, und je mehr wir uns als Gläubiger betrachten, um so mehr fühlen wir uns an den Schuldner gefesselt.

Lothar hatte eigentlich für Wanda wenig gethan, ihre Uebersiedelung nach Hardeck war eine Laune, und der

heutige Streifzug nur eine willkommene Gelegenheit, die langsam dahin schleichende Zeit zu tödten.

Dennoch empfand er jetzt ein erhöhtes Interesse für sie und zum ersten Male das Verlangen, das Dunkel, welches auf ihrer Vergangenheit ruhte, durch die Vernehmung des ergriffenen Verbrechers aufzuklären.

Derselbe wurde vorgeführt, verharrte jedoch im hartnäckigen Leugnen. Er sei nie im Schwarzwalde gewesen, kenne Wanda gar nicht, habe sie nie gesehen, auch nicht im Walde getroffen, es müsse das Alles auf einer Verwechselung beruhen.

Lothar, welcher damals in der Ruine die beiden Männer wenig beachtet, konnte selbst die Identität seiner Person nicht bestätigen; es war aber nach Franz, seinem damaligen Diener, geschickt und dieser erkannte den Mann sogleich wieder, führte ihm eine Menge Einzelheiten vor und es konnte daher kein Zweifel obwalten, daß er Derjenige sei, der damals Wanda widerrechtlich gefangen gehalten und jetzt den Versuch gewagt, sie wieder in seine Gewalt zu bringen.

Man machte damals mit derartigen Beschuldigten noch wenig Umstände, und da dieser im hartnäckigen Leugnen beharrte und alle weiteren Fragen nach des Mädchens Vergangenheit unbeantwortet ließ, immer wiederholend, daß er sie nicht kenne, so befahl Lothar, ihn abzuführen und die geeigneten Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen.

Unser Held war so von Zorn übermannt und brannte so vor Verlangen, durch die Aussage jenes Menschen

Näheres über Wanda's Vergangenheit zu erfahren, daß er nach einiger Zeit selbst sich zu dem Orte der Execution begab, und als der Verbrecher noch immer hartnäckig schwieg, die Schärfung derselben befahl und dieser selbst beiwohnte.

Aber es blieb Alles vergebens. Nur wildes Schreien, laute Verwünschungen und dann mattes Winseln und Stöhnen entströmten dem Munde des Gepeinigten, und man sah sich schließlich genöthigt, jede weitere Gewaltmaßregel gegen den blutenden und in Ohnmacht gesunkenen Mann aufzugeben.

»Es ist eine hartnäckige Bestie!« sagte Lothar ergrimmt zu dem Director, welcher der Execution, obgleich widerwillig beigewohnt hatte; »und es wäre nichts daran gelegen, wenn sie verendete, müßte man vorher nicht ein vollständiges Geständniß erhalten. Ich will wissen, wo er das Mädchen her hat und weshalb er es jetzt abermals hat rauben wollen.«

»Herr Graf,« bemerkte der Director, »es ist, wie ich glaube, von unserer Seite bereits vollständig Alles geschehen, wozu wir befugt sind, vielleicht auch mehr als das, da uns die Criminaljustiz nicht zusteht.«

»Pah, was kümmert mich das. Es wäre mir im höchsten Grade gleichgültig, ob der Kerl stirbt oder nicht, wenn ich nicht vorher Geständniß haben wollte.«

»Es liegt hier ein versuchter, wahrscheinlich sogar ausgeführter Menschenraub vor. Darüber hat allein das Criminalgericht zu entscheiden. Lassen wir den Mann nach Reichenberg transportiren; sie besitzen dort vollständig

die Mittel, ihn zum Geständniß zu bringen. Jedenfalls wird er dadurch für immer unschädlich.«

»Gut,« erwiderte Lothar nach kurzem Nachdenken, »lassen Sie ihn nach Reichenberg transportiren, aber ich mache Sie für ihn verantwortlich. Ich habe ohnehin keine Zeit, mich selbst mit dieser Sache weiter zu befassen, da ich morgen zur Armee fort muß; aber sie interessirt mich, und ich werde daher selbst an den Director schreiben und ihm den Kerl besonders empfehlen. Durch mich ist das Mädchen hierhergekommen, und sie soll hier sicher und ungefährdet leben und Niemand es wagen, ihre Wege weiter zu kreuzen.«

ACHTZEHNTE CAPITEL. INS FELD.

Zu seiner Mutter zurückgekehrt, war es ihm gar nicht unangenehm, Wanda dort zu finden, welche die Ereignisse des Tages hatte erzählen müssen. Zum ersten Male ließ er sich in ein längeres Gespräch über ihre Vergangenheit mit ihr ein und stellte verschiedene Fragen, welche sie entweder gar nicht oder nur unvollkommen zu beantworten vermochte.

Die Unterhaltung zwischen Beiden wurde jedoch so anregend und schien sich so ausdehnen zu wollen, daß Lothars Mutter selbst Gelegenheit nahm, sie abubrechen, weil sie die letzten Stunden mit ihrem Sohne allein zu sein wünschte.

Freundlich, wie er es noch nie gethan, reichte er dem jungen Mädchen beim Scheiden die Hand, entzog sie ihr, als sie dieselbe wieder zu küssen versuchte, und strich

damit, ihr »Gute Nacht!« wünschend, über ihre erglühenden Wangen.

»Ein außergewöhnliches Kind,« sagte er, als sie sich entfernt hatte, »und hat oft wunderbar überraschende Ansichten.«

»Sie befindet sich in dem Uebergange zwischen Kind und Jungfrau,« bemerkte Lothars Mutter, »und dazu auch in demjenigen von gänzlich verwahrloster Erziehung zu den ersten Anfängen der Bildung.«

»Laß diese Bildung nicht über ihren Stand hinausgehen, es würde nicht zu ihrem Glücke führen.«

»Das ist auch meine Absicht, – wenn man nur über ihre Geburt etwas Näheres erfahren könnte, sie ist vielleicht vornehmer Leute Kind.«

»Wie kommst Du auf eine solche Vermuthung?« lächelte er, »ihr Aeußeres spricht wahrlich nicht dafür, ich glaube vielmehr, daß der andere Kerl, den sie stets »den Herrn« nennt, ihr Verwandter oder vielleicht gar ihr Vater ist. Es thut mir jetzt leid, daß ich damals die beiden Strolche nicht in ein scharfes Verhör genommen. Dadurch würde sich dann auch der abermalige Versuch erklären, sich ihrer zu bemächtigen.«

»Nein, mein Sohn, das scheint mir nicht wahrscheinlich. Weshalb sollten sie das Kind so von allen übrigen Menschen fern und gefangen gehalten haben? Glaubst Du, ein Vater oder auch nur ein naher Verwandter würde es über sich vermocht haben, sie so ohne jeden Unterricht, selbst in der Religion, aufwachsen zu lassen?«

»Es wachsen viele Menschen so auf, thierischer als ein Thier, und weit hinter einem guten Pferde oder einem klugen Hühnerhunde zurückstehend.«

»Wir wollen darüber nicht streiten, aber sie wird jetzt wahrscheinlich ebenfalls mehre Verhöre zu bestehen haben und öfter nach Reichenberg müssen, wenn der Gefangene dem Gerichte ausgeliefert wird.«

»Das läßt sich nicht ändern. Der Kerl muß vor allen Dingen unschädlich gemacht werden, und ob sie einige Male nach Reichenberg fährt und verhört wird, bleibt gleichgültig. Ich werde übrigens dafür sorgen, daß sie sich stets unter sicherem Schutze befindet, denn ich betrachte mich jetzt als für ihre Sicherheit verantwortlich. Aber ich dünke, wir hätten uns lange genug mit diesem Kinde beschäftigt.«

Der Abend verging, wie die Stunden unter Menschen, die sich lieben, kurz vor einer langen, mit Gefahren verbundenen Trennung dahin zu gehen pflegen. Sie wäre am liebsten die ganze Nacht hindurch in der Gesellschaft ihres Sohnes geblieben, den sie nun wieder auf lange Zeit entbehren, wieder den ungewissen Ereignissen und Zufällen des Krieges hingeben sollte.

Er jedoch, getrieben von dem Verlangen, Manuela's Brief nochmals mit Muße zu lesen und zu beantworten, kürzte die Zeit und befand sich bereits, als die Schloßuhr die elfte Stunde schlug, auf seinem Zimmer, von dem das Licht noch lange in die dunkle Nacht hinausschimmerte.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als er sich erhob und mit gewohnter soldatischer Kürze die letzten Vorbereitungen zur Abreise traf. Er fuhr und zwar mit Expresspost, um so bald als möglich den Ort seiner Bestimmung zu erreichen.

Kurze Zeit nachdem er aufgestanden, erschien Franz, sein ehemaliger Bursche, mit freudigen Mienen und ebenfalls zur Reise gerüstet. Er hatte ihn bestellen lassen.

»Der Herr Rittmeister haben befohlen,« sagte er in militärisch straffer Haltung.

»Nein, mein guter Franz,« erwiderte Lothar, ihm freundlich die Hand reichend, »Du gehst nicht mit, deshalb habe ich Dich nicht rufen lassen.«

»Herr Graf – ich – ich dachte. Wie könnten Sie wieder ohne mich –«

»Es bleibt bei meiner Entscheidung. Du bist noch immer nicht völlig auskurirt und außerdem nie ein besonderer Reiter gewesen. Aber ich habe einen anderen Auftrag für Dich, der wichtiger ist, als Dich mit in den Krieg zu nehmen.«

Der Diener blickte ihn traurig und zugleich erwartungsvoll an.

»Du weißt, wir haben das Mädchen, die Wanda, hierher gebracht; eigentlich bist Du die Veranlassung, denn Du hast zuerst die Idee gehabt und mich dazu beredet.«

»Nun, ich dachte, der Herr Graf könnten mit dem Kinde zufrieden sein, hat sich immer brav aufgeführt, fleißig und willig.«

»Davon ist jetzt nicht die Rede, sondern davon, daß ähnliche Versuche, sie zu stehlen, wie der gestrige nicht mehr stattfinden sollen. Wir sind verpflichtet, Franz, für ihre Sicherheit zu sorgen, und Du vor Allem, wer weiß, ob der Kerl nicht Helfershelfer hat, es ist sogar wahrscheinlich.

»Also,« fuhr er fort, während Franz ihn zustimmend aber unschlüssig anblickte, »Du wirst deshalb von heute an hier im Hofe eine Wohnung und, soviel Du Zeit dazu hast, eine angemessene Beschäftigung erhalten. Dein eigentlicher Dienst besteht aber nur darin, über das Kind zu wachen, sie nicht aus den Augen, namentlich nicht an einsamen Orten, im Walde oder dergleichen, allein umherlaufen zu lassen. Sollte sie nach Reichenberg zum Verhör müssen, so begleitest Du sie, überhaupt überall hin, wo es Dir zu ihrer Sicherheit nöthig scheint. Ich habe deshalb mit dem Herrn Director gesprochen, und er wird das Weitere anordnen. Hast Du mich verstanden, Franz?«

»Zu befehlen, Herr Graf, und Sie können sich sicher auf mich verlassen,« erwiderte dieser stolz.

»So geh jetzt, ich muß zu meiner Mutter. Da, besorge die Sachen hinunter, diesen letzten Dienst kannst Du mir noch leisten.«

Nach ungefähr einer Stunde erschien er, von seiner Mutter mit thränenden Augen begleitet, auf der Treppe des Schlosses, vor welcher der leichte, offene Extrapost-Wagen seiner harrte.

»Lebe wohl, meine theure, geliebte Mutter!« flüsterte er ihr sie nochmals umarmend zu und sprang dann rasch die Treppe hinab.

Um den Wagen hatten sich der Director und die ganze Dienerschaft versammelt, von dem Verlangen getrieben, ihrem Herrn, den sie hochschätzten und liebten, das letzte Lebewohl zu sagen.

Auch Wanda stand schüchtern unter ihnen, ihre großen Augen mit kindlichem Schmerz auf ihn gerichtet.

»Adieu,« rief er mit der Hand winkend, den Anwesenden zu, da erblickte er Wanda.

»Lebe wohl, Wanda!« sagte er freundlich, ihr die Hand reichend, welche sie, ohne daß er es zu hindern vermochte oder es vielleicht auch wollte, leidenschaftlich küßte, »lebe wohl! – sei recht fleißig, lerne tüchtig, – dann werde ich Dir auch etwas Schönes mitbringen, wenn ich zurückkehre!«

Er machte gewaltsam seine Hand los, auf der er die heißen Thränen des Kindes fühlte, strich noch einmal über ihre Stirn und ihr dunkles Haar, – dann rollte der Wagen, von den Abschiedsrufen der Anwesenden begleitet, in raschem Trabe dahin.

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. IN WIEN.

Ungefähr drei Wochen nach den geschilderten Ereignissen hielt an einem frühen Morgen wieder ein mit vielen Koffern gepackter Reisewagen vor dem Portale des Schlosses zu Radowa.

Zahlreiche Diener waren beschäftigt, das noch Fehlende zu ergänzen, und die Stallknechte führten so eben vier angeschirrte Pferde herbei, um sie vor den Wagen anzuspinnen.

Die ganze Vorrichtung ließ ersehen, daß zu einer weitgehenden, längeren Reise gerüstet wurde.

So war es auch. Der Graf reiste nach Wien, um dort einige Wochen, vielleicht auch noch länger, je nachdem seine Geschäfte dies nöthig machen würden, zu verweilen.

Er war dazu durch verschiedene Veranlassungen bestimmt worden, hauptsächlich zwar durch das Verlangen, seine finanziellen Angelegenheiten definitiv zu ordnen, dann aber auch getrieben von dem Wunsche, einmal wieder und zwar unabhängig und allein die Freuden der Hauptstadt zu genießen.

Er reiste diesmal daher ohne Sardoni's Begleitung, mit dem er in der letzten Zeit vielfach gearbeitet hatte, und der auch noch auf mehre Tage in seinem Auftrage in Rudin gewesen war. Für ihn nebensächlich, obgleich er gegen seine Frau darauf die Hauptveranlassung machte,

sollte die Reise zugleich die Ausführung des Erziehungsplanes seiner beiden Söhne betreffen.

Man hatte sich bisher wenig um dieselben bekümmert und sie ziemlich wild aufwachsen, lassen. Der Lehrer der Schule in der naheliegenden Stadt hatte ihnen nothdürftig Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt, auch waren sie von dem Pfarrer in der Religion unterrichtet worden. Beide zeigten jedoch wenig Neigung zu wissenschaftlichen Bestrebungen, und da man sich im Allgemeinen wenig um sie bekümmerte, so trieben sie sich ihren Neigungen gemäß am liebsten in den Ställen bei den Pferden und Hunden umher, und unterschieden sich nach den an ihnen bis jetzt verwirklichten Erziehungs-Resultaten nur wenig von den Kindern des Dorfes. Sie waren nur ungezogener, anmaßender und unbändiger, darin bestand der einzige hervorragende Unterschied.

Die Gräfin, zu deren Neigungen niemals die Kindererziehung gehört hatte, wollte die Knaben, gleich Manuela, in eine Pension gebracht wissen, stieß jedoch hierbei auf den entschiedenen Widerspruch ihres Gatten.

Dieser hielt es nicht für passend, die jungen Grafen Thurnau mit den Söhnen anderer, in der Mehrzahl ihrem Stande nach unter ihnen Stehenden in so nahe und langdauernde Gemeinschaft zu bringen. In der jetzigen Zeit am wenigsten, hatte er seiner Frau erwiedert, wo die revolutionären Ideen leider auch bei uns wie das Unkraut aufzuwuchern beginnen. Meine Söhne sollen nicht mit dem Plebs zusammen erzogen werden, und wenn es auch adlige Anstalten gibt, Niemand vom hohen Adel schickt

seine Kinder dahin. Nur Poverinos, die keine Mittel zu einer standesgemäßen Erziehung besitzen, und diese unterscheiden sich wenig von dem bürgerlichen Schund.

»Ich habe es, Gott sei Dank, nicht nöthig,« setzte er mit Selbstgefühl hinzu, »meine Söhne in Gemeinschaft mit Proletariern, adligen oder nicht adligen, aufwachsen zu lassen; ich besitze die Mittel, ihnen Leute zu miethen, welche sie unterrichten können, so wie ich mir zu andern Dienstleistungen solche Menschen dinge; außerdem will ich gar nicht, daß sie mit überflüssigem Lernen behelligt werden. Der Verstand kommt immer erst mit den Jahren, sie können sich später eine Zeitlang in irgend einer Universitätsstadt aufhalten und werden dann auf Reisen gehen. Weiter haben sie als Grafen von Thurnau und meine Erben nichts nöthig.

»Für jetzt handelt es sich darum, einen Hofmeister für sie zu finden, das heißt einen Hofmeister, der ganz auf meine Intentionen eingeht und selbst diejenigen Eigenschaften besitzt, die dazu nöthig sind.«

»Und worin müssen diese bestehen?« fragte die Gräfin.

»Der Mann muß vor Allem sich selbst in der höheren Gesellschaft bewegt haben und sowohl seinem Aeußeren, als seinem Benehmen nach derselben anzugehören scheinen. Sein Beispiel darf in keiner Weise nachtheilig oder gar abschreckend auf die Knaben wirken. Er muß sich durch Gewandtheit und durch ein feines Benehmen auszeichnen, muß die neueren Sprachen, namentlich französisch fertig sprechen, damit sie es durch die Conversation

lernen, und muß dabei einen solchen Grad von Bescheidenheit besitzen, daß der Unterschied seiner Stellung zu derjenigen seiner Zöglinge ihm jeden Augenblick gegenwärtig bleibt.«

»Ein solches Ideal von einem Hofmeister wird sich schwerlich finden,« lächelte die Gräfin.

»Möchte vielleicht schon gefunden sein,« erwiderte selbstgefällig der Graf, »und deshalb beabsichtige ich hauptsächlich, meine ohnehin nöthige Reise nach Wien sogleich anzutreten.«

»Willst Du mir nicht Näheres über dies gefundene Ideal mittheilen.«

»Ergehen wir uns nicht in verblühten und überflüssigen Reden. Der Graf Ballenstedt, mein alter Geschäftsfreund, an den ich mich deshalb vor einiger Zeit wandte, theilt mir mit, daß er glaube, in der Person eines Herrn von Walburg den Gesuchten gefunden zu haben.«

»Er ist also sogar adlig?«

»Nebensächlich, der Adel ist nicht weit her. Sein Vater war Justizamtmann oder Derartiges in einem obskuren baierischen Neste. Er selbst hat studirt, ist dann eine Zeitlang Officier in der baierischen Armee gewesen, dann Hofmeister bei einem Fürsten Trannenstein geworden, welche Stelle er jetzt, da sein Zögling gestorben, hat aufgeben müssen.«

»Er ist ja schon recht Vielerlei gewesen,« schaltete die Gräfin ein.

»Er besitzt über seine Vergangenheit die besten Zeugnisse, schreibt der Graf ausdrücklich, er selbst aber, wenn

Dich sein Signalement interessirt, ist ein schöner Mann in den Anfängen der Dreißig, mit gewandtem und bescheidenem Benehmen, spricht fertig französisch, ist auch noch nebenbei musikalisch, – kurz, er scheint die gesuchten Eigenschaften im ganzen Umfange zu besitzen.«

»Und seine Anforderungen?«

»Speciell schreibt der Graf nichts darüber, sondern bemerkt nur, daß er durchaus nicht unbescheidene Ansprüche machen würde, wenn er sonst das Glück hätte, meinen Wünschen zu entsprechen.«

»Uebereile Dich nicht, darum möchte ich Dich dringend bitten, ziehe zuvor auch von Anderen, Unbetheiligten genaue Erkundigungen ein. Ein Mensch, der in so intime Verbindungen zu uns treten, gleichsam zu unserer Familie gehören soll, muß uns auch vollständig zusagen.«

»Zu unserer Familie gehören?« wiederholte hohnvoll der Graf, »weshalb ergehst Du Dich in solchen thörichten Bemerkungen, er wird einer unserer Diener, – weiter nichts, und sagt er uns nicht zu, so heißen wir ihn einfach wieder gehen, – das allein ist der richtige Gesichtspunkt bei dieser Angelegenheit, der Du eine ganz überflüssige Wichtigkeit beilegst.«

»Möchte er nicht zu jung sein, um sich bei den Knaben die nöthige Autorität zu verschaffen?«

»Zu jung? Glaubst Du, ich will einen alten verknöcherten, pedantischen Schulmeister? Er muß mit den Jungen reiten, schießen, fechten und schwimmen, er muß ihnen überhaupt durch sein Beispiel imponiren, das bleibt die Hauptsache. Er muß Cavaliere aus ihnen bilden und sie

in ihren angeborenen adligen Reizungen unterstützen, das ist seine Aufgabe, und die unsrige, ihn dabei zu überwachen.

»Handele nach Deinem Ermessen,« bemerkte sie, ohne ihn weiter zu unterbrechen, »Du bist der Vater und daher für die Ausbildung Deiner Söhne verantwortlich.«

»Werde handeln, mein Kind, sei deshalb ohne Sorgen.«

Nach kurzem, flüchtigen Abschiede, selbst von Manuela, wie er sich dies bei seinen Reisen ein für allemal zur Gewohnheit gemacht hatte, verließ er an jenem Morgen Radowa.

In Wien hatte er in dem ersten Gasthofs eine Reihe von Zimmern vorher für sich miethen lassen und traf daselbst, mit Extrapost fahrend, nach einigen Tagen ein. Wien war zu jener Zeit noch die alte, von hohen Mauern und Bastionen eingefasste, mit einem Kranze von Vorstädten umgebene, aber durch ein breites ödes Glacis von ihm getrennte Stadt. Der Hauptverkehr concentrirte sich in jeder Beziehung in der inneren, in sich abgeschlossenen Stadt, und Jeder, der zu der höheren Gesellschaft gehörte oder sich dazu zählte, wohnte nicht draußen in den Vorstädten.

Der Unterschied des damaligen Wien mit dem jetzigen, wo die Vorstädte an die innere Stadt hinangerückt sind, oder wo diese vielmehr selbst, weil es ihr in dem engen Panzer an Luft und Nahrung gebrach, diesen gesprengt und sich mit ihren schönsten Straßen bis an die Vorstädte hinangebaut hat, kennzeichnete sich aber noch in vielen anderen und beziehungsreicheren Merkmalen. Der

Schwindel, welcher jetzt bis in die untersten Schichten der Bevölkerung gedrungen ist, der bei allen Geschäften, selbst bei den glänzendsten Bauten offen und schamlos zu Tage tritt, wurde kaum geboren, nur von einigen jüdischen Bankiers und Wucherern gepflegt; die jetzt Alles beherrschende Finanzwelt war noch die abhängige Dienerin des Staates und des Adels, und es galt noch für unehrenhaft, wenigstens für unnobel, sich gleich den Jobberjuden an der Börse umher zu treiben oder sich dort vertreten zu lassen.

Es herrschte noch die alte, viel und oft gerühmte Wiener Gemüthlichkeit, welche in dem Streben, das Dasein leicht und angenehm zu genießen, bereitwillig die weitere Sorge der väterlichen Regierung überließ. Der Wiener war stolz auf seine jungfräuliche Geburtsstadt, welche, obgleich die vorgeschobenste Warte deutscher Cultur gen Osten, noch nie einen Feind in ihren Mauern gesehen hatte.

Zwar hatten einst vor langen Jahren die Türken Wien belagert und man hatte den Halbmond auf ihren Standarten vom Stephan aus sehen können, aber da war der tapfere Polenkönig Sobieski erschienen und hatte die Türken vertrieben. Man hatte ihm selbst dafür zwar schlecht gelohnt, sondern ihn gegen die Türken im Stiche gelassen, auch später aus Dankbarkeit im Verein mit Rußland und Preußen das Polenreich zerstückelt und es gänzlich aus der Zahl der europäischen Staaten verschwinden machen; aber das Alles kümmerte damals die

Wiener wenig oder gar nicht, das war lediglich eine Angelegenheit der Regierung oder vielmehr des Kaisers, der dafür zu sorgen hatte und auch sorgte, deshalb bezahlte man seine Steuern.

Erst nachdem die siegreichen Heere der gehaßten Franzosen zweimal die Hauptstadt erobert, die Schlachten von Ulm, Austerlitz, Aspern und Wagram geschlagen waren, nachdem der siegreiche Imperator dem österreichischen Doppeladler die werthvollsten Federn ausgerupft und sich des Kaisers eigene Tochter hatte antrauen lassen; nachdem der Staat durch alle diese schließlich dennoch vergebliche Anstrengungen bankrott gemacht und dadurch der tägliche Genuß und die tägliche Atzung schwieriger geworden war, dämmerten auch bei den Wienern einige Ideen von Volksrechten und von nothwendigen Beschränkungen des väterlichen Regiments auf.

Der Sturz der französischen Gewaltherrschaft und die durch die Tapferkeit der Russen und Preußen wiedererworbene oder sogar noch vermehrte Macht brachte jedoch diese kleinen aufsteigenden Luftblasen bald wieder zur Ruhe. Das Metternich'sche Regiment, indem es jede Betheiligung an dem Wohle des Staates, als mit dem Unterthanenverstande unvereinbar, für Hochverrath erklärte und verfolgte, stellte die alte Wiener Gemüthlichkeit äußerlich vollständig wieder her.

Im Innern gährte und wogte es dennoch, bis der Sturm von achtundvierzig Alles über den Haufen warf und den

Vater Kaiser zwang, seine Hauptstadt durch eine blutige Metzelei wieder zu erobern.

Die Russen hatten die Monarchie gerettet und die Ungarn zu Boden geschlagen. Man sandte die Hyäne Hainau auf die Leichenfelder, um sich an den noch zuckenden Körpern zu sättigen. Damit hatte aber die Wiener Gemüthlichkeit ihr Ende erreicht. Als sie wieder in eine schwächliche Reconvalescenz trat, ertödteten sie die glorreichen Schlachten von Magenta, Solferino und Königgrätz vollends. Das aus Italien und Deutschland hinausgewiesene Oesterreich ist nicht mehr im Stande, eine seiner vielen Nationalitäten durch die anderen abzuschlachten, muß im Gegentheile seine ganze Sorge darauf richten, daß der sie allein verbindende dynastische Kitt nicht noch mehr erweiche oder zerbröckele und das nach Trennung verlangende Conglomerat der heterogensten Nationalitäten auch ferner zusammenhalte.

Damals im Herbste des Jahres 1797 lagen alle diese Ereignisse noch im dunkeln und verhüllenden Schleier der Zukunft. Der Friede von Campo Formio war geschlossen und sollte in Rastadt seine definitive Ergänzung und Bestätigung finden. Der Krieg Oesterreichs gegen die französische Republik war von Anfang an ein rein dynastischer. Nicht um Deutschland zu schützen und seine Grenzen zu bewahren, wurde er geführt, hatte doch Oesterreich schon mehre der schönsten deutschen Länder an Frankreich abgetreten, sondern aus Rache und

zur Wiedervergeltung für die Ermordung der habsburgischen Königstochter Marie Antoinette. Dafür sollten diese blutdürstigen, anmaßenden Republikaner büßen, und dafür wurden die Völker Oesterreichs unausgesetzt in den Kampf geführt.

Was kümmerte die Völker selbst dieser Kampf? Bei den Deutschen flammte eine schwächliche nationale Erregung auf; die Ungarn gingen widerwillig, die Polen und Czechen nur unter Anwendung von Gewalt, und den anderen, allen diesen Dingen fern stehenden Völkerschaften, den Slovaken, Hanaken, Croaten, Serben, Bulgaren, Grenzer und wie sie sonst heißen mögen, war es überhaupt völlig gleichgültig, gegen welchen Feind sie sich schlagen mußten.

Die Niederlagen in Italien gegen den jugendlichen General Bonaparte forderten ebenfalls zur Vergeltung auf. Man war keineswegs gesonnen, die Sache als abgemacht anzusehen und durch einen definitiven Frieden zu beenden, sondern wollte allein zu neuen Rüstungen und neuen Kämpfen in erweitertem Maße Zeit gewinnen. Deshalb die Comödie in Rastadt, welche mit dem nichtswürdigen Morde der französischen Gesandten durch österreichische Szekler-Husaren beendet wurde.

ZWEITES CAPITEL. WALBURG.

Zu der Zeit, als wir den Grafen nach Wien begleiteten, herrschte daselbst eine lebendige kriegerische Thätigkeit. Während die Gesandten zur Friedensunterhandlung nach Rastadt reisten, rüstete man sowohl in Oesterreich, als in Frankreich mehr als jemals zum Kriege. Auf den weiten und öden Glacis, welche die innere Stadt damals von den Vorstädten schieden, erblickte man dichte Massen neuausgehobener Recruten, die so rasch als möglich für den Krieg ausgebildet wurden. Die Stöcke, das dienstliche Abzeichen der Subalternofficiere und der Unterofficiere, wurden mit der vollsten Energie gehandhabt, um den wild aussehenden fremden Gestalten die nöthige militärische Dressur in der möglichst kürzesten Zeit anzueignen.

Der Graf Thurnau befand sich an jenem Tage, es war am Ende des Octobers und regnerisches kaltes Wetter, in seinem Hôtel und ließ sich durch den ersten Haarkünstler der Hauptstadt frisiren. Er entfaltete dabei eine ungewöhnliche Geduld und blickte zuweilen nach einem bereit liegenden, ganz neuen Gala-Anzuge, den er heute, wo er zu einer Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser befohlen war, zum ersten Male anlegen wollte.

Seine Miene verkündete das innere Wohlbehagen, welches ihn durchströmte, indem er sich der Vorstellung hingab, einer bisher vergeblich angestrebten Ehre endlich theilhaftig zu werden.

Als der Friseur sein Geschäft beendet und sich entfernt hatte, meldete der Diener:

»Herr von Walburg wünsche aufzuwarten.«

»Sehr ungelegen,« bemerkte verdrießlich der Graf, »wie viel Uhr ist es? – Erst elf? – Ich bin um ein Uhr befohlen, – da könnte ich ihn noch einen Moment sprechen, wenigstens sehen, wie er aussieht. – Angenehm!«

Wenige Minuten später trat der Angemeldete ein, verneigte sich, begrüßte den Grafen und bat um Entschuldigung, wenn er zu dem befohlenen Besuche vielleicht nicht den passenden Augenblick gewählt habe.

Der Graf hatte Muße, während der Angekommene sich so ganz in den Formen des höheren Umgangstones einführte, denselben näher zu betrachten. Er war überrascht, sowohl von dem sicheren und doch bescheidenen Benehmen, als von seiner eleganten äußeren Erscheinung. Ein männlich schöner Kopf mit edel geschnittenem Profil und etwas tief liegenden, aber großen dunkeln Augen. Haar und Bart von glänzender Schwärze, die Gestalt hoch, schlank und kräftig. Die ganze Erscheinung erinnerte etwas an den Orient oder wenigstens an den Süden; der baierische Racen-Typus war auf diesem Gesichte in keiner Weise vertreten.

»Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr von Walburg,« entgegnete der Graf, nachdem er diese flüchtigen Beobachtungen gemacht, ohne den Eingetretenen zum Sitzen aufzufordern, »wenn ich allerdings auch bedauern muß, mich Ihnen jetzt, wie ich es wünschte, nicht widmen zu können.«

»Befehlen Ew. Erlaucht eine andere Zeit, ich habe leider nicht gewußt –«

»Ich bin zur Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser befohlen,« unterbrach der Graf mit Wichtigkeit; »um ein Uhr, – Sie sehen, ich habe noch nicht völlig Toilette gemacht, wollte Sie aber doch wenigstens persönlich kennen lernen. Dieser persönliche Eindruck ist kein ungünstiger, kommen Sie daher morgen um – um drei Uhr Nachmittags wieder, wir können dann das Weitere besprechen.«

»Entschuldigen Ew. Erlaucht nochmals –«

»Also bis morgen.«

Der so Abgefertigte empfahl sich, und der Graf blickte ihm eine kurze Zeit sinnend nach.

»Sein Aeußeres und seine Manieren sind nicht übel, er sieht aus, wie ein anständiger, ja sogar wie ein vornehmer Mann. Nun, wir werden ja sehen! Ich habe jetzt nicht Zeit, mich mit solchen Lappalien zu beschäftigen.«

Er ließ sich ankleiden und fuhr eine Stunde später in einer eleganten Carrosse mit vier Pferden und zwei Hei-
ducken auf dem Wagentritt nach der Burg.

Walburg schritt, nachdem er den Grafen verlassen, langsam die mit Teppich belegte Treppe des Hôtels hinab. Er schien ebenfalls über das kurze eben gehabte Gespräch nachzudenken, als er von einem Husaren-Officier angedet wurde.

»Ah – Herr von Walburg,« sagte dieser mit vertraulichem Gruße, »wo kommen Sie denn her?«

»Guten Morgen, Herr Graf,« erwiderte der Angeredete, »ich wollte Jemand aufsuchen, den ich aber nicht gefunden. Darf ich dieselbe Frage an Sie richten?«

»Ich will zu meinem künftigen Schwiegervater, dem Grafen Thurnau, der hier wohnt.«

»Sie können sich vielleicht den Gang ersparen, der Herr Graf, den ich ebenfalls zu sprechen hierher gekommen, sind zu einer Audienz bei Sr. Majestät befohlen und deshalb –«

»Keinen Falls zu stören,« unterbrach Lothar. »Sie haben Recht, ich kann mir den Gang ersparen. Was meinen Sie, wenn wir den Zufall, der uns hier zusammenführt, zu einem gemeinschaftlichen Frühstück oder Diner ausbeuteten. Man ißt und trinkt hier im Hôtel sehr gut, wollen Sie mir die Ehre erweisen mein Gast zu sein, Sie würden mich sehr dadurch verbinden.«

»Es wird mir zur Ehre gereichen, Herr Graf.«

Die beiden jungen Männer traten in das elegante Restaurations-Local und setzten sich an einen kleineren Tisch am Fenster, von wo sie die Straße übersehen konnten.

Wien war damals seiner guten Küche wegen schon ebenso berühmt wie jetzt, und man aß überall nur nach der Karte, ebenfalls wie jetzt. Nur begann damals die übliche Zeit, zu Mittag zu speisen, selbst in den ersten Hôtels schon um zwölf Uhr, und es war mithin für die beiden jungen Leute die dazu vollständig geeignete.

Lothar bestellte ein Diner, damit wir, wie er sagte, des fortgesetzten Aussuchens der Speisen enthoben sind. Er

war kein Gourmand, und liebte es nicht, sich mit den Raffinements der Speisung zu beschäftigen.

Das Gespräch zwischen Beiden wurde bald lebendig. Walburg besaß die Gabe der Unterhaltung in hohem Grade, und schien heute besonders bemüht, sie zur Geltung zu bringen. Lothar, der sich jetzt bereits sechs Wochen in Wien aufhielt, ohne daß sein Regiment eine Ordre zum Ausmarsche erhalten, hatte Walburg, der viel Umgang mit Officieren pflog, dort kennen gelernt und war öfter mit ihm zusammen gewesen. Das gewandte Benehmen sowohl, als die vielseitige Bildung des ehemaligen Kameraden sprachen ihn an, und darin lag die Ursache seiner heutigen Einladung.

Die politischen Ereignisse bildeten bald wieder wie immer den Gegenstand des Gespräches.

»Mein Oheim sagte mir gestern, es sei nicht unmöglich, daß unser Regiment nach Venedig käme,« bemerkte Lothar, »das uns in dem Frieden von Campo Formio zu Theil geworden. Unsere Armee wird sich dort sammeln, um den Angriff auf die Lombardei sowohl von Tyrol, als von Venedig aus zu erneuern.«

»Nach Venedig selbst würden Sie keinen Falls kommen,« lächelte der Andere, »Venedig und Cavallerie bilden einen Widerspruch in sich. In ganz Venedig gibt es nur einen Cavallo.«

»Das versteht sich von selbst, wir würden in der Umgegend, Padua, Maestre oder Udine Garnison erhalten.«

»Langweilige Nester. Aber selbst Venedig möchte ich mir, jetzt wo es den Todesstoß erhalten und seine Selbstständigkeit verloren, nicht zum Aufenthalt wünschen. Schon im vorigen Jahre, als ich dort sechs Monate verweilte, lagerte der Leichenduft der absterbenden Republik unheimlich auf den Lagunen.«

»Sie waren längere Zeit in Venedig?« fragte verwundert Lothar, während der Kellner einen neuen Gang servierte, »davon haben Sie ja noch niemals erzählt?«

»Ich war mit meinem Zöglinge, dem jungen Fürsten Trannenstein dort, welcher leider daselbst gestorben.«

»In Venedig? – Doch sehen Sie,« unterbrach er sich aus dem Fenster blickend, »da fährt der Graf nach der Burg. Hatten Sie auch Geschäfte bei demselben?«

»Ein Auftrag des Grafen Ballenstedt führte mich zu ihm, er war sehr eilig und hatte keine Zeit; aber sagten Sie nicht vorher, der Graf Thurnau sei ihr künftiger Herr Schwiegervater?«

»Allerdings, wußten Sie das noch nicht? Ich bin so glücklich, der Bräutigam der jungen Gräfin Manuela von Thurnau zu sein, die Verlobung ist der obwaltenden Familientrauer wegen noch nicht offiziell bekannt gemacht.«

»So erlauben Sie mir, Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch abzustatten.«

»Danke herzlich, – aber wir sprachen vorher von Venedig. Da ich möglicher Weise bald dort sein werde, interessiert es mich. Woran ist denn der junge Fürst gestorben?«

»Er war brustkrank, und besaß dabei eine unbezähmbare Leidenschaft für die Frauen und für das Spiel.«

»Unbezähmbare Leidenschaft, ein so junger Mensch? Nehmen Sie es mir nicht übel, es ist dies ein eigenthümliches Geständniß von dem Erzieher desselben.«

»Angeborene Neigungen lassen sich nicht wegerziehen.«

»Das sind sonderbare Grundsätze,« sagte Lothar, während er seinem Gaste einschenkte, »in Anwendung derselben wäre ein jeder Mensch eigentlich bei seiner Geburt schon mehr oder weniger fertig.«

»Das ist er auch,« erwiderte der Andere mit ruhiger Stimme, »darüber kann nicht der mindeste Zweifel obwalten.«

»Ich habe mich niemals mit der Erziehung Anderer beschäftigt, nur mit meiner eigenen, aber die Aufstellung eines solchen Satzes ist mir neu, und ich halte es unschwer, das Falsche und Sophistische desselben blozulegen.«

»Gestatten Sie mir, ihn vorher zu begründen. Alle Eigenschaften, die körperlichen wie die geistigen, werden uns angeboren. Was uns nicht angeboren ist, das heißt, wozu wir nicht den Keim zur Entwicklung empfangen, können wir niemals erlangen, es kann uns nicht anezogen werden. So wie unsere körperlichen Formen sich so und nicht anders ausbilden, als es durch die geborenen Anfänge bedingt ist, so auch mit den Eigenschaften unserer Seele. Wir können durch Erziehung und Ausbildung oder Vernachlässigung Manches verbessern oder

verschlechtern; wir können dafür sorgen, daß ein mit einem wohlgebildeten Körper geborenes Kind sich naturgemäß entwickele, wir können es vor nachtheiligen Einflüssen bewahren und durch zuträgliche Behandlung sein Wachsthum befördern, damit es ganz so werde, wie es zu werden von der Natur bestimmt war; aber aus einem häßlichen oder verkrüppelten Kinde, wenn die Anlage dazu fehlt, werden Sie mit Aufbietung aller menschlichen Mittel niemals einen Adonis oder eine Venus erziehen. Ganz dasselbe bei der geistigen Ausbildung. Die uns angeborenen Fähigkeiten und Neigungen, gute und schlechte, können wir durch die Erziehung vermehren, erhöhen oder auch vermindern und ihre Entwicklung verhindern, aber es kommt hierbei lediglich darauf an, welche Triebkraft die von der Natur gelegten Keime erhalten haben. Ist diese sehr groß und im Stande, die entgegnetretenden Hindernisse zu überwinden, so werden unsere angeborenen Eigenschaften, die guten oder die bösen, unsere Tugenden und Fehler, unsere Talente und Fähigkeiten immer wieder hervortreten und jedem Zwange der Erziehung spotten.«

»Das ist ja eine rein fatalistische Auffassung,« erwiderte Lothar, der dieser Auseinandersetzung mit Verwunderung und einem zweifelnden Lächeln zugehört hatte; »auf diese Weise wäre jede schlechte Handlung, jedes Verbrechen entschuldbar.«

»Den Grad der Schuld bei irgend einer Handlung zu messen, liegt nach meiner Auffassung außerhalb unserer

Befähigung. Wir urtheilen immer nur nach den vorliegenden Thatsachen, und können es auch kaum anders. Die inneren Motive zu würdigen, welche den Handelnden dazu veranlaßt, oft gegen seinen Willen und diesen besiegend, dazu getrieben haben, liegt außerhalb unserer Macht. Was den Einen unwiderstehlich anzieht, stößt den Anderen ab, was den Einen unaufhörlich in Versuchung führt und ihn derselben, mag er dagegen ankämpfen, wie er will, schließlich immer wieder unterliegen läßt, hat für den Andern gar keinen Reiz; er begreift dessen Leidenschaften nicht, weil er sie nicht besitzt, dagegen verfällt er seinen eigenen Fehlern, welche Jenem fremd bleiben.«

»Nach diesen Grundsätzen wären die nichtswürdigsten Handlungen nur aus Nothwendigkeit vollbracht, Mord, Raub und Diebstahl nur die Ausflüsse angeborener Neigungen.«

»Mißverstehen wir uns nicht, Herr Graf,« erwiderte etwas lebhafter der Andere, »es kommt dabei immer auf die uns gleichfalls angeborene Kraft des Widerstandes an, und ob wir dieselbe vollständig zur Anwendung gebracht. Nehmen wir ein Beispiel. Alle Menschen, ich glaube sagen zu dürfen alle, sind mit dem Triebe, sich fremdes Eigenthum anzueignen, geboren. Der Begriff Eigenthum ist überhaupt erst ein mehr oder weniger künstlicher; alle Menschen würden diesem Triebe folgen, wenn die ihnen gleichfalls angeborene Kraft des Widerstandes nicht stärker wäre. Bei Vielen ist sie eben schwächer, die Lehren der Moral und die Strafen des Gesetzes vermögen sie nicht abzuhalten, ihm zu folgen, und – sie

stehlen. Fehlte ihnen der angeborene Hang dazu, so würden sie niemals das Verlangen danach empfinden.«

»Nein, mein Herr von Walburg, diesen Ansichten werde ich niemals zustimmen. Wem durch Erziehung die Gesetze der Moral und der Ehre eingeprägt und dadurch zur andern Natur geworden sind, der kann niemals eine ehrlose Handlung begehen, wenn er nicht will. Er kann gegen die Gesetze in der Uebereilung in der Leidenschaft fehlen, aber er wird niemals dasjenige werden, was man einen Lump nennt.«

»Uebereilung, – Leidenschaft,« lächelte Walburg, »weshalb geräth ein Anderer nicht in solche Uebereilungen und Leidenschaften? Weshalb liegen sie ihm so fern, daß er von ihrem Vorhandensein nur durch die Mittheilungen und Handlungen seiner Mitmenschen etwas erfährt?«

»Was nennen Sie Temperament? Man hat davon vier Hauptkategorien aufgestellt. Es gibt Menschen, die immer heiter und zufrieden sind, selbst im Mißgeschick und Unglück, Andere dagegen sind ewig verdrießlich und mit selbstquälerischen Gedanken angefüllt; so waren sie schon in der Wiege und so werden sie bleiben bis zum Sarge. Ich bezweifle, daß wir uns über diese Dinge verständigen werden, Sie haben vielleicht kaum jemals darüber länger und tiefer nachgedacht, wie ich es gethan, als ich die Erziehung eines begabten, aber mit verderblichen Leidenschaften und dabei brustkranken Knaben übernahm. Glauben Sie mir, unsere angeborenen Fehler, Leidenschaften und Neigungen lassen sich durch Erziehung mildern und regeln, sind sie uns aber

in einer übermäßigen Quantität, zu Theil geworden, – so hilft schließlich doch nichts dagegen. Sie gleichen ganz dem Gifte einer ansteckenden, verheerenden Krankheit; Derjenige, welcher so viel davon in sich aufgenommen, daß der Widerstand der Natur vergeblich wird, verfällt auch bei der besten ärztlichen Behandlung dem Tode, – Andere können gerettet werden, wenn sie weniger empfangen, – ganz so geht es auch mit unseren angeborenen Eigenschaften.«

»So wollen wir Beide uns freuen, Herr von Walburg,« sagte Lothar einschenkend, »daß wir von diesem Gifte nur so wenig inficirt sind, um es durch die Gesetze der Ehre und der Moral unschädlich machen zu können; ich hoffe, Sie rechnen uns Beide dazu.«

»Es stände schlimm um die Menschheit, Herr Graf,« erwiderte der Andere, »wenn die große Mehrzahl derselben nicht zu diesen gehörte, – ich wollte nur darlegen, daß darin für diese kein besonderes Verdienst liegt, ein eben so geringes, als wie für die von einer körperlichen Krankheit wieder Genesenden oder gar nicht davon Betroffenen.«

DRITTES CAPITEL. ALLES GEORDNET.

Nach beendeter Mahlzeit trennten sich die beiden jungen Männer wieder, welche in keinem näheren Umgange mit einander standen und nur vom Zufall zusammengeführt waren. In seiner Wohnung angekommen, fand Lothar die lang ersehnte Ordre zum Abmarsch, aber nicht

nach Venedig, sondern nach dem Rhein. Obgleich er lieber einen Feldzug in Italien mitgemacht, so freute er sich doch, der langen Unthätigkeit endlich enthoben zu sein.

Nachdem er an Manuela geschrieben, begab er sich zu ihrem Vater, um sich von diesem zu verabschieden. Er fand ihn, so eben vom Diner zurückgekehrt, in der heitersten Stimmung.

Er hörte die Nachricht von Lothars am andern Morgen bevorstehenden Abmarsche mit lächelnder, sorgloser Miene an.

»Sie sagen mir nichts Neues,« erwiderte er, »ich hatte davon bereits Kenntniß, eben so weiß ich, daß man dennoch jetzt die wirkliche Absicht hat, es zu einem definitiven Frieden kommen zu lassen. Die Herren Franzosen haben eingesehen, daß sie uns schließlich auf die Dauer nicht gewachsen sind, und das Venetianische, wodurch wir wieder festen Fuß in Italien erhalten, ist keine verachtenswerthe Acquisition.«

»Ich glaube das nicht, eben so wenig, wie ich es hoffe,« erwiderte Lothar.

»Machen Sie das mit sich selbst ab; als Bräutigam, glaubte ich, würden Sie mehr zu den Anhängern des Friedens, als des Krieges gehören.«

»Eines ehrenvollen Friedens! Das ist mein höchster Wunsch und meine sehnstüchtigste Hoffnung.«

»Se. Majestät waren die Huld selbst, eine wahrhaft kaiserliche und dabei schlichte Erscheinung! Ich habe die Ehre einer längeren vertraulichen Unterhaltung genossen, worauf sich die Ihnen eben gemachten Andeutungen

stützen. Sie können dieselben als authentisch betrachten, ich bitte aber um die strengste Discretion. Für, übermorgen Abend bin ich abermals zu einer kleineren Assemblée befohlen, wo ich auch die Ehre und das Glück haben werde, der jungen Kaiserin persönlich vorgestellt zu werden. Man überhäuft mich mit Auszeichnung, und es ist nicht unmöglich, daß, – doch wir wollen nicht davon reden,« setzte er mit lächelnder, wichtiger Miene hinzu.

»Soll ich vielleicht Grüße an Manuela bestellen?« fragte Lothar, »ich habe an sie geschrieben, die Post geht jedoch leider erst morgen Mittag ab.«

»Geben Sie ihr von den Ihnen gemachten vertraulichen Mittheilungen Kenntniß, sie und meine Frau werden darüber eben so erfreut sein, wie ich. Ich selbst habe aber jetzt keine Zeit zum Briefschreiben.«

»So will ich mich verabschieden.«

»Gehen Sie mit Gott und kehren Sie recht bald und gesund zurück.«

Lothar verabschiedete sich mit einem Händedruck und rückte am Morgen des folgenden Tages sehr früh mit seinem Regimente aus, die Straße nach Linz verfolgend.

Zur festgesetzten Zeit fand sich Walburg wieder bei dem Grafen ein. Dieser hatte jetzt vollkommene Muße und auch die Absicht, mit ihm zu verhandeln und das Geschäft jedenfalls in irgend einer Weise zu Ende zu führen.

»Weshalb haben Sie den Dienst wieder verlassen?« fragte er im Laufe des Gespräches.

»Es sagte mir nicht zu, in einer so untergeordneten Armee mit unfähigen Generalen, wo weder Ruhm noch Ehre zu erlangen war, fortzudienen.«

»Das hätten Sie vorher erwägen sollen.«

»Ich war noch sehr jung. Die Erfahrung ist immer die beste Lehrmeisterin. Durch sie überzeugte ich mich auch, daß der Soldatenstand überhaupt meinen Neigungen nicht entspricht.«

»So, nun mich interessirt das Weitere nicht, ich besitze selbst wenig Vorliebe für diesen Stand. Ihre Zeugnisse sind gut, namentlich lobt Sie der Fürst von Trannenstein, obgleich sein Sohn unter Ihrer Leitung gestorben ist.«

»Unter meiner Leitung? Der Ausdruck ist wohl nicht ganz zutreffend. Der junge Fürst war ein schwacher, brustkranker Knabe, den auch die feuchte Luft Venedigs und die ihm daselbst zu Theil gewordene zärtlichste Pflege nicht vom Tode retten konnte.«

»Zweifle nicht daran, meine Söhne sind Beide gesund und stark, und ich wünsche, daß sie namentlich auch in allen ritterlichen Fertigkeiten ausgebildet werden.«

»Wie es ihr hochgeborener Stand erfordert.«

»Sind Sie selbst darin vollständig erfahren? Können Sie wilde Pferde reiten, fechten, schwimmen; sind Sie Jäger?«

»Ich glaube alle diese Fragen bejahen zu können.«

»Es ist durchaus nicht meine Absicht, die Knaben mit überflüssiger Schulweisheit zu behelligen. Sie sprechen französisch?«

»Französisch und italienisch.«

»Auch italienisch? So führen wir die Conversation in dieser Sprache weiter, was machen Sie für Ansprüche?«

»Ich unterwerfe mich in dieser Hinsicht durchaus Ew. Erlaucht Bestimmung,« erwiderte Walburg in geläufigem Italienisch, »überzeugt, daß diese den Verhältnissen vollständig entsprechen wird.«

»Nun wohl, so will ich Ihnen ohne weitere Einleitung meine Bedingungen mittheilen:

»Sie erhalten den Titel Hofmeister, ein jährliches Gehalt von vierhundert Gulden nebst völlig freier Station. Dafür übernehmen Sie den Unterricht, überhaupt die Erziehung meiner beiden Söhne und die Verpflichtung, sich ausschließlich mit derselben zu beschäftigen. Wann und ob ich Sie zu meiner Tafel ziehe, hängt immer von den Umständen und von meiner jedesmaligen Bestimmung ab. Sollten Sie meinen Voraussetzungen nicht entsprechen, überhaupt Verhältnisse eintreten, welche Ihre Entlassung für mich wünschenswerth machen, so kann dieselbe nach – nach – nun, nach achttägiger vorheriger Kündigung jeder Zeit erfolgen.«

Walburg hatte diese im vornehmen, fast brüskten Tone gesprochenen Eröffnungen mit der vollständigsten Ruhe angehört, es war nicht die mindeste Veränderung in seinen Mienen sichtbar geworden.

»Ich bin mit Allem einverstanden, Herr Graf,« erwiderte er dann, »nur bitte ich, die letzte Bedingung zu einer gegenseitigen zu machen.«

»Wie meinen Sie das?« fragte erstaunt der Graf.

»Ich meine, da Sie es nicht wünschen, den Vertrag auf eine fest zu bestimmende Zeit abzuschließen, mir ebenfalls die Befugniß einer achttägigen Kündigung vorbehalten bleiben muß.«

»Darauf kann ich mich nicht einlassen,« sagte heftig der Graf, »unmöglich kann ich mir von Ihnen beliebig jeden Tag den Stuhl vor die Thür setzen lassen.«

»Dann müßte ich bedauern, so sehr ich die Vorzüge der mir angebotenen Stellung anerkenne, dieselbe nicht annehmen zu können.«

Der Graf blickte den ruhig vor ihm stehenden jungen Mann finster und durchdringend an. Er las auf seinem Gesichte jedoch nicht die leiseste Spur von Ueberhebung oder Anmaßung, er stand vielmehr mit demselben Ausdrucke von Bescheidenheit und zugleich vornehmer Haltung vor ihm da, wie vorher.

»Sie meinen also?« fragte er nach kurzem Schweigen.

»Ich bitte nur um die gleiche Befugniß der Kündigung; ein Fall, der, wie ich hoffe und überzeugt bin, beiderseitig so bald nicht eintreten wird.«

»Nun, – meinetwegen,« sagte der Graf nach kurzem Ueberlegen, »setzen Sie den Vertrag auf und bringen Sie ihn mir zur Durchsicht; das soll Ihre erste Arbeit und zugleich eine Prüfung für Sie sein.«

»Ich hoffe, Ew. Erlaucht Intentionen verstanden zu haben. Wann befehlen der Herr Graf? Vielleicht heute noch oder sogleich?«

»O! es hat durchaus nicht eine so große Eile. Ich bleibe noch drei bis vier Wochen hier, und so lange müßten

Sie sich ebenfalls gedulden, da ich wünsche, mit Ihnen zusammen nach Radowa zu reisen und Sie dort einzuführen.«

»Ew. Erlaucht haben vollständig über mich zu bestimmen.«

»So bringen Sie mir denn den Entwurf in einigen Tagen, morgens zwischen zehn und zwölf, diese Zeit paßt mir am besten.«

Als einige Tage später Walburg mit dem befohlenen Schriftstücke erschien, welches sich einer eben so kurzen, als klaren und bestimmten Fassung erfreute, wurde das Geschäft zwischen Beiden definitiv abgeschlossen. Die Abreise des Grafen von Wien verzögerte sich jedoch noch längere Zeit. Seine ehrgeizigen Pläne scheiterten zwar gänzlich, und er machte die demüthige Erfahrung, daß er einige ihm Allerhöchst erwiesene chablonenmäßige Höflichkeiten für besondere Auszeichnungen angesehen hatte. Man ließ jene, sobald er darauf fußend, weitere Ansprüche erhob, wieder vollständig fallen. Er war klug genug, seinen Irrthum bald einzusehen und seine im Stillen gehegten ehrgeizigen Absichten nicht an das Licht treten zu lassen; aber er empfand dennoch die ihm seiner Ansicht nach gewordene Zurücksetzung, indem er sich mit denen verglich, welche sich im Besitze der kaiserlichen Gunst und der Macht befanden, Männer von untergeordneten Fähigkeiten, welche er an Kenntnissen und weltmännischem Tacte weit zu überragen glaubte.

Es ging ihm hierbei jedoch wie so Vielen, die nach der eigenen Schätzung nicht auf derjenigen Stufe stehen, wo

sie dem Staate und der Menschheit wahrhaft nützen und gleichzeitig ein ihrem wahren Werthe entsprechendes hohes Einkommen beziehen können.

Abgekühlt in dieser Beziehung, widmete er seine Thätigkeit ganz den finanziellen Angelegenheiten und ergab sich dabei gleichzeitig den Vergnügungen der Hauptstadt in der ausgedehntesten Weise. Er glaubte sich unbeobachtet und brachte daher viele Abende in Gesellschaften zu, welche bemüht waren, sich jeder Beobachtung zu entziehen.

Wegen des Verkaufes von Rudin hatte er mit einem zu schnellem Reichthum gelangten jüdischen Bankier Unterhandlungen angeknüpft, die einem baldigen günstigen Abschlusse entgegen gingen. Oesterreich hat sich von jeher unter Anderen auch durch die großartigen Betrügereien bei der Verpflegung seiner Heere ausgezeichnet; und dieser Bankier gehörte zu jenen blutsaugenden Armee-Lieferanten, welche es verstehen, durch die Entbehrungen der vor dem Feinde stehenden Soldaten ihre eigene Cassen zu füllen.

Der Mann suchte sich mit seinem schnell erworbenen Vermögen zu consolidiren und sein Geld in Grund und Boden sicher anzulegen. Als früherer hausirender Krämer kannte er Böhmen und zufällig Rudin genau und war zu dessen Ankauf bereit, nur vermochte man sich nicht über den Kaufpreis zu einigen. Endlich wurde der Handel geschlossen und ein Kaufpreis von zweimalhundertfünfzig Tausend Gulden verabredet, in kurzen Raten auf Wechsel nach Sicht zahlbar.

Der Graf war dadurch allen finanziellen Verlegenheiten enthoben, konnte seine Schulden sämmtlich tilgen und behielt sogar noch eine beträchtliche Summe übrig, um sie zur Erhöhung seines luxuriösen Lebens zu verwenden.

Nachdem Alles geordnet und abgeschlossen, der Graf noch eine Menge Einkäufe, namentlich von Wagen und Silbergeschirr gemacht hatte, verließ er endlich die Hauptstadt in Begleitung seines Haushofmeisters und mehrerer Diener, mit dem Aufwande eines Fürsten reisend.

VIERTES CAPITEL. VOR GERICHT.

Franz war noch an demselben Tage, wo Lothar Hardeck verlassen hatte, dorthin übersiedelt. Mit militärischer Pünktlichkeit hatte er dem Befehle entsprochen, sich bei der Gräfin gemeldet und auf deren Befehl sich sein Quartier, wie er es nannte, anweisen lassen. Er fand dasselbe zwar in jeder Beziehung gut, sogar viel zu luxuriös für sich, aber er hatte doch Eines daran auszusetzen.

»Der Herr Rittmeister haben mir befohlen,« sagte er zu der Gräfin, – er nannte Lothar stets mit der militärischen Bezeichnung, – »die Wanda nicht aus den Augen zu lassen, sie immer zu überwachen, deshalb allein bin ich zurückgeblieben, denn mein Fuß ist wieder ganz dienstfähig und das Reiten würde sich auch leicht gefunden haben, – aber die Wanda wohnt nicht in demselben Gebäude, vielmehr drüben im Gesindehause; ich werde also genöthigt sein, dort Wache zu stehen.«

»So hat mein Sohn das nicht gemeint, lieber Franz,«
erwiederte lächelnd die Gräfin, »Du hast durchaus nicht
die Pflicht, Wanda fortwährend zu bewachen. Was könn-
te ihr hier bei uns geschehen, zumal jener Mann gefan-
gen ist. Um Dir aber alle Bedenken zu benehmen, soll
Wanda von jetzt an bei mir im Schlosse wohnen und in
meiner Nähe beschäftigt werden. Bist Du nun beruhigt?«

»Die Frau Gräfin wissen immer das Richtige zu fin-
den und der Herr Rittmeister würden ohne Zweifel seine
Einwilligung zu dieser Einrichtung geben. Die Thür des
Schlosses kann ich von meinem Fenster aus übersehen,
außerdem werde ich Wache halten.«

»Befindet sich der unheimliche Mann noch hier?«

»Nein, Frau Gräfin, der Kerl ist vor einer Stunde auf ei-
nem Karren geschlossen und von zwei Jägern mit gelade-
nen Gewehren, wie dies der Herr Director sehr zweckmä-
ßig ausdrücklich befohlen, nach Reichenberg transpor-
tiert worden. Transportirt ist eigentlich nicht der richtige
Ausdruck, denn er konnte wegen der gestrigen Execution
nicht gehen, oder stellte sich wenigstens so, und wurde
deshalb gefahren. Er ist eine durch und durch geriebene
Canaille, auch heute, wo er noch den üblichen Abschied,
vielleicht auch etwas mehr, erhalten, hat er nichts gestan-
den. Wenn sie ihm in Reichenberg die Daumenschrauben
anlegen und die Glieder etwas auseinander ziehen, wird
er schon gesprächig werden. Sie haben dort ganz andere
Leute zum Reden gebracht.«

»Ich bin froh, daß er fort ist,« sagte die Gräfin mit einem erleichterten Athemzuge, »man ist grausam mit ihm umgegangen.«

»Grausam?« fragte Franz verwundert, »hat er denn gestanden, der Schuft? Hat er nicht fortgesetzt mir in das Gesicht gelehrt, daß ich ihn auf der Ruine im Schwarzwalde gesehen habe, was ich sogleich beschwören will.«

»Nun, laß es jetzt gut sein, – er wird nicht wieder kommen. Du sollst künftig, da Du die Gärtnerei verstehst, im Blumengarten beschäftigt werden, ich werde mit dem Gärtner deshalb reden, jetzt geh und schicke mir die Wanda.«

»Im Blumengarten?« fragte Franz mit sichtlicher Unruhe, »der liegt ja hinter dem Schlosse und ich kann, während ich darin arbeite –«

»Ich habe Dir schon gesagt, daß der Auftrag meines Sohnes nicht wörtlich zu verstehen sei. Thue jetzt, was ich Dir geheißsen.«

Wanda wurde durch die Mittheilung, daß sie fortan im Schlosse wohnen und zu unmittelbaren Dienstleistungen bei der Gräfin verwendet werden solle, von großer Freude erfüllt. Diese und Dankbarkeit strahlten aus ihren Augen, als die Gräfin sich dann längere Zeit mit ihr unterhielt und ihr hinsichtlich ihrer künftigen Beschäftigung Anweisungen gab.

»Werde ich den Unterricht bei dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Lehrer fortsetzen dürfen?«

Zum ersten Male kam der Gräfin bei dieser Frage die Vorstellung, daß der Unterricht des ihr anvertrauten Kindes bisher vernachlässigt worden, sie in dieser Hinsicht sich eigentlich selbst überlassen gewesen sei. Seit dem stattgefundenen Raubversuche war unbewußt eine Aenderung in den Anschauungen der Gräfin eingetreten und die Ueberzeugung bei ihr maßgebend geworden, daß dies Kind ihren Eltern, von denen sie nichts wußte, geraubt sei, und daß diese Eltern den höheren Ständen angehören müßten. Sie machte sich jetzt Vorwürfe, den Unterricht Wanda's bisher vernachlässigt zu haben, und beschloß, das Versäumte nachzuholen.

»Der Herr Pfarrer und der Lehrer sollen Dich nach wie vor unterrichten,« erwiderte sie daher gütig, mit der Hand leicht über das Haar des Kindes streichelnd, »und wenn es nicht ausreicht, so werde ich für Besseres sorgen.«

»Ach, womit habe ich all diese Güte verdient,« stammelte Wanda, »hat der Herr Graf das ebenfalls befohlen?«

»Meinen Sohn, meinst Du?« fragte lächelnd die Gräfin, »gewiß, mein Kind, er wünscht es ebenfalls.«

»Sein letztes Wort, das er zu mir sprach, war: lerne tüchtig, – ich werde fleißig sein und lernen, so viel ich kann, damit wenn er zurückkommt, er zufrieden mit mir ist.«

In der Lebensweise Wanda's trat von diesem Tage an eine vollständige Aenderung ein. Sie wurde anders und besser gekleidet und war während eines großen Theiles des Tages in der Gesellschaft der Gräfin. Diese hatte sich

noch nie einer aufmerksameren, bald auch gewandteren Bedienung erfreut. Wanda's Gedanken beschäftigten sich damit, die Wünsche der Gräfin vorher zu errathen, nie vergaß sie das einmal Angeordnete, selbst in kleinen Einzelfinheiten nicht.

Der Unterricht, sowohl bei dem Pfarrer, der zufällig ein gebildeter Geistlicher war, als auch bei dem Lehrer, wurde jetzt in regelmäßigen Stunden ertheilt, und sie benutzte jede freie Zeit, oft bis tief in die Nacht hinein, zur Anfertigung ihrer Arbeiten. Dabei entwickelte sie im persönlichen Umgange, besonders mit der Gräfin selbst, eine Wißbegierde und ein Verlangen, sich zu belehren, daß diese oft über des Kindes nur durch Zuhören erlangte Kenntnisse erstaunt war.

So mochten vier Wochen vergangen sein, als eine Requisition des Gerichtes eintraf, wonach Wanda Schwarzwald, diesen Namen hatte man ihr beigelegt, weil man sie im Schwarzwalde gefunden und sie einen Familiennamen nicht besaß, zu ihrer Vernehmung und Confrontation mit dem verhafteten Verbrecher vorgeladen wurde.

Eine gleiche Ladung war an Franz ergangen.

Die Geschichte des versuchten Raubes, überhaupt die ganze Angelegenheit, war bereits in den Hintergrund getreten; man beschäftigte sich nicht mehr damit, sprach nicht mehr davon und suchte sie zu vergessen. Jetzt wurde sie plötzlich und zwar in unangenehmer Weise wieder angeregt. Wanda sollte selbst nach dem vier Meilen entfernten Reichenberg, um dort gerichtlich vernommen zu werden.

»Ach,« bat sie ängstlich, »lassen Sie mich hier, gnädige Gräfin, – er wird doch nichts gestehen; er wird sich eher tödten lassen und ich will ihn nicht wieder sehen, denn ich fürchte mich vor ihm, wenn er auch gefangen ist.«

»Es läßt sich leider nicht ändern, mein Kind, erwiederte die Gräfin, »ich habe bereits mit dem Director deshalb conferirt. Er sagte: Deine Vernehmung sei nothwendig und ebenso diejenige Franzens. Aber Du hast nicht die mindeste Ursache, Dich zu fürchten, Du wirst in Franzens Begleitung und außerdem mit sicherer Bedeckung reisen. Jener Mensch ist gefangen und kann Dir nicht mehr schaden; daß er aber Helfershelfer haben sollte, halte ich nicht für wahrscheinlich.«

»Wenn Sie es befehlen, werde ich natürlich gehen,« erwiederte Wanda mit bebender Stimme und angstvollem Blicke, »aber Sie werden sehen, es wird nichts nützen, und der Franz kann mich begleiten?«

»Wie ich bereits sagte, er ist ja ebenfalls vorgeladen, würde es aber sonst auch ohnedies gethan haben, da es mein Sohn so angeordnet hat.«

»Wenn es der Herr Graf angeordnet hat, so versteht es sich von selbst,« erwiederte Wanda bestimmt, den letzten Satz mißverstehend und auf sich beziehend.

Bis zu dem erst in acht Tagen anstehenden Termine beschäftigte nun diese unheimliche Angelegenheit wieder mehr oder weniger die Gedanken der Betheiligten; sie wurden erst durch einen am Abende vorher eingetroffenen Brief Lothars davon abgelenkt.

Er theilte seiner Mutter darin mit, daß die Ordre zum Ausmarsche endlich gekommen sei, und er deshalb am andern Tage Wien verlassen werde. Der Brief hatte eine Woche gebraucht, um den Weg bis Hardeck zurückzulegen und Lothar befand sich daher bei dessen Ankunft bereits auf dem Marsche nach dem Rheine.

Früh am andern Tage fuhren Wanda und Franz zum Termine nach Reichenberg. Beide saßen in einem halbverdeckten, mit zwei tüchtigen Pferden bespannten Wagen, dem auf ausdrücklichen Befehl der Gräfin zwei bewaffnete Jäger zu Pferde folgten. Franz hatte seine Uniform angezogen, seinen Degen umgehangen und hielt sein geladenes Gewehr zwischen den Knieen. Sich auf den ausdrücklichen Befehl des Herrn Rittmeisters berufend, war er nicht zu bewegen gewesen, anders zu reisen.

Es war Ende October, die Nebel hingen an den waldbewachsenen Bergen, das Laub der in herbstlichen Farben prangenden Bäume begann zu fallen und die jungen Saaten, die Erndte des künftigen Jahres, zeigten auf den Feldern den ersten matt-grünen Schimmer.

»Wollen wir nicht den Wagen herablassen,« sagte Wanda, »es ist ja nicht kalt und man kann besser um sich sehen.«

»Den Wagen herablassen,« wiederholte nachdenkend Franz, »ich habe nichts dagegen, man hat einen freieren Umblick und wenn es nöthig ist, auch einen freieren Schuß.«

»Glaubst Du, daß es wirklich wieder Krieg wird,« fragte sie nach einiger Zeit.

»Natürlich, wozu wäre denn der Herr Rittmeister ausmarschirt.

»Der Krieg ist schrecklich,« sagte sie zusammenschauernd, »ich werde es nie vergessen.«

»Das geht nicht anders, hat auch sein Angenehmes.«

»Aber wenn er nun verwundet würde?«

»Wer?«

»Der Herr Graf, – wen könnte ich sonst meinen.«

»Er wird nicht verwundet werden.«

»Ist es gar nicht möglich?«

»Weshalb sollte es nicht möglich sein, aber – es ist nicht wahrscheinlich, besonders bei der Cavallerie.«

»Warum nicht bei der Cavallerie?«

»Weil sie wenig ins Gefecht kommt. Die Infanterie muß immer das Beste thun, drum nennt man sie auch: gutes Kanonenfutter.

»Dann bin ich froh, daß er bei der Cavallerie ist.«

»Nun, zuweilen kann es der Cavallerie auch schlecht gehen.«

»Schlechter wie der Infanterie?«

»Versteht sich, wenn sie Carré's angreifen muß und die Leute ruhig schießen. Dann stürzen sie übereinander, daß es eine wahre Lust ist.«

»Wie kannst Du so abscheulich reden,« sagte sie zornig.

»Abscheulich? Weshalb abscheulich?«

»Denkst Du nicht daran, daß der Herr Graf bei der Cavallerie steht?«

»Ja so, daran dachte ich augenblicklich nicht, – nun es kommt selten vor.«

»Was kommt selten vor?«

»Daß sie eine Attaque auf Carré's machen.«

»Er hätte mich mitnehmen sollen,« sagte sie nach längerem Schweigen, während sie nachdenkend dagesessen.

»Dich mitnehmen? das hätte ihm grade gefehlt.«

»Als sein Bursche natürlich. Ich würde mir solche Kleider verschafft haben, das Reiten hätte ich schnell gelernt und ihn dann immer bedienen können, und wenn er doch verwundet würde –«

»Du bist nicht gescheut,« unterbrach sie Franz, laut auflachend, »aber ich glaub's wahrhaftig,« fuhr er fort, indem er mit Wohlgefallen seine Augen auf ihrem bewegten jugendlichen Gesichte ruhen ließ, »zweifle nicht daran, daß Du's gethan hättest, und ein netter Bursche wärest Du gewesen. Doch schwatzen wir nicht solchen Unsinn, – da sind die Thürme von Reichenberg, in einer kleinen halben Stunde werden wir dort sein.«

Wanda erwiederte nichts und blieb auch während des übrigen Theiles des Weges schweigsam. Es war zweifelhaft, ob sich ihre Gedanken noch weiter mit der so eben ausgesprochenen Idee beschäftigten, oder ob sie von den ihrer wartenden Ereignissen in Anspruch genommen wurden.

In Reichenberg angekommen, erfuhren sie gleich im Wirthshause zu ihrer großen Ueberraschung und zu Wanda's noch größerem Schrecken, daß der Verbrecher, in dessen Untersuchung sie betheiligt waren, in der vergangenen Nacht ausgebrochen und bis jetzt noch nicht wieder ergriffen worden sei.

Die Angelegenheit bildete überall den Gegenstand des Gespräches und man erzählte mit vielen Uebertreibungen die kühne und fast unglaubliche Art und Weise, wie der Gefangene entsprungen sei.

»Sie hatten ihn vor ein paar Tagen noch gründlich gefoltert,« berichtete der Wirth dem mit zorniger, verächtlicher Miene in soldatischer Haltung vor ihm stehenden Franz, »ich glaube im zweiten Grade, ohne daß der Kerl was gestanden hätte; aber die Glieder waren ihm so ausgerenkt, daß er sie nicht rühren und noch weniger gehen konnte. Wenigstens stellte er sich so, der Schuft! Denn heute Nacht ist er durch den Kamin, in welchem er die Eisenstangen durchgefeilt, aufs Dach geklettert und hat sich von da an einem, auf seinem zerschnittenen Strohsack zusammengebundenen Seil herabgelassen. Fort ist er, aber es bleibt unbegreiflich, daß sie ihn noch nicht wieder haben, alle Landjäger sind hinter ihm her, und weit kann er nicht sein.«

»Hol' ihn der Teufel!« sagte Franz ergrimmt. »Wenn ich das hätte ahnen können, so hätten wir damals im Schwarzwalde kurzen Proceß mit ihm gemacht, kein Hahn hätte danach gekräht.«

Die Vernehmung der Angekommenen nahm dessen ungeachtet ihren Fortgang und dauerte, obgleich man eigentlich wenig zu fragen hatte und nur Bekanntes erfuhr, bis zum Abende. Dem Gerichtsrath, einem alten pedantischen und weitläufigen Beamten, beliebte es besonders, die arme Wanda in ein scharfes und langes Verhör zu nehmen, um ihre Zugehörigkeit zu dem Verbrecher, sowie ihre ganze Vergangenheit klar zu stellen.

Die Sonne war längst untergegangen, als er endlich das aus mehreren Bogen bestehende Protocoll schloß, es Wanda langsam vorlas und sich dann wunderte, daß sie so geläufig und mit weit zierlicheren Schriftzügen, als seine eigenen, ihren Namen darunter setzte.

»Zur Confrontation,« bemerkte er dann mit wichtiger Miene, »wird ein neuer Termin angesetzt werden, sobald der Inculpat wieder dingfest gemacht und wegen seines Ausbrechens mit ihm das Nöthige verhandelt sein wird. Sie kann sich für jetzt entfernen.«

Franz, der dem Verhöre Wanda's nicht beiwohnen durfte, stand mit Gewehr und Säbel so lange vor der Thür Wache, empfing sie, erfreut, daß es endlich vorbei sei und geleitete sie nach dem Wirthshause zurück.

»Es ist zwar Mondschein,« sagte er dann, »und wir könnten noch zurückfahren, denn die Pferde sind ausgeruht; da der Kerl aber wieder in Freiheit ist, warten wir bis morgen. Die Nacht ist keines Menschen Freund, wenigstens keines ehrlichen, nur der Räuber, Diebe und anderen Gesindels.«

Am andern Morgen war der Entflohene noch nicht eingebracht, auch keine Spur von ihm aufgefunden. Franz ordnete daher den Rückmarsch, wie er es nannte, in feldmäßiger Weise an. Einer der Jäger ritt mit aufgezogener Büchse ungefähr zweihundert Schritte vor dem Wagen, der andere eben so weit hinter ihm. Er selbst hatte sich auf den Bock gesetzt neben den Kutscher und hielt das schußbereite Gewehr auf den Knien. Wanda saß einer verschüchterten Taube gleich und durch diese ungewöhnlichen Maßnahmen im hohen Grade beängstigt, allein im Fonds des Wagens, mit Furcht und Bangen jeden selbst harmlosen Gegenstand anblickend.

Es ereignete sich jedoch nichts, was ihre Besorgnisse gerechtfertigt hätte, und nachdem sie die erste Stunde hinter sich hatte, beruhigte sie sich und ihre Gedanken beschäftigten sich sogar mit ganz anderen Dingen.

Gegen Mittag erreichten sie Hardeck, wo Franz der Gräfin sogleich in militärischer Weise seine Meldung machte, welche diese nicht ohne Beunruhigung anhörte, als sie erfuhr, daß der gefürchtete Mann entsprungen sei und sich wieder in Freiheit befinde.

FÜNFTES CAPITEL. DER HOFMEISTER.

Die lange Abwesenheit des Grafen Thurnau von Radowa hatte das Leben daselbst sich ruhiger und einfacher gestalten lassen. Es kamen keine oder nur wenige und vorübergehende kurze Besuche, man suchte keine

Gesellschaften auf, sondern erfreute sich einer behaglichen, während des Grafen Anwesenheit fremden und oft vermißten Ruhe.

Manuela hatte wieder viele klösterliche Gedanken und Erinnerungen. Ihre Empfindungen neigten zu extremen Bewegungen, nach den hochgegangenen Wogen des Liebesglückes und nach der Trennung von dem Geliebten zur Hingebung an den Schmerz und an das damit verbundene entsagende Dulden. Sie war viel allein, machte lange einsame Spaziergänge, schrieb und empfing Briefe, und befand sich fast nur Mittags und Abends in der Gesellschaft ihrer Mutter. Dies hinderte sie jedoch nicht, bei sich darbietenden oft geringen Veranlassungen ausgelassen heiter zu sein, um dann eben so schnell wieder in die bisherige apathische Traurigkeit zu verfallen.

Sardoni befand sich jetzt mehr als sonst im Schlosse und in der Gesellschaft der Gräfin und nahm an allen Mahlzeiten, sowohl Mittags als Abends Theil.

Es fiel dies Manuela auf, besonders sein verändertes Benehmen. Er war jetzt gesprächig und unterhaltend und scherzte oft sehr heiter mit der Gräfin, welche in gleicher Weise mit ihm verkehrte. Manuela wurde dann gewöhnlich verstimmt und schweigsam, wahrscheinlich in dem gekränkten Bewußtsein, daß man ihrem eigenen Schmerze so wenig Rechnung trug.

Eine Unterbrechung und zugleich eine Veränderung in dieser sich gleichmäßig abspinnenden Lebensweise trat durch das Eintreffen zweier Briefe, einer von dem Grafen und der andere von Lothar, ein.

Der Erstere benachrichtigte seine Frau, daß er einen Hofmeister für die beiden Knaben in der Person des bereits besprochenen von Walburg engagirt habe und mit demselben jedoch erst in vier Wochen in Radowa eintreffen werde, weil seine Geschäfte ihn noch so lange an Wien fesselten.

»Er ist ein gebildeter, unterrichteter, mit den höheren Umgangsformen vertrauter junger Mann,« schrieb er, »zugleich bescheiden und von seinem Berufe erfüllt, er wird Dir auch, was sein Aeußeres betrifft, wie ich nicht bezweifle, gefallen. Bereite die Knaben darauf vor und benachrichtige sie, daß der künftige Hofmeister ein tüchtiger Reiter, Schwimmer und Jäger, auch eine Zeitlang Officier gewesen ist, das wird den Jungen am meisten imponiren.«

Lothar schrieb Manuela von seinem Ausmarsche nach dem Kriegsschauplatze. Wenn derselbe auch die zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe und die Versicherungen der sehnlichsten Hoffnungen auf ihre baldige Wiedervereinigung enthielt, so war doch die Freude, daß nun endlich die lang erwartete Marschordre eingetroffen sei, zu wenig verhüllt, als daß sie der scharfe Blick der Liebe nicht zwischen den Zeilen hätte herauslesen sollen.

Manuela aber hatte noch immer die Hoffnung genährt, es werde nicht zum Kriege kommen, der Friede definitiv festgestellt werden und Lothar dann verabschiedet zurückkehren, um sich nie mehr von ihr zu trennen. Die eingetretene Entscheidung hatte alle diese Erwartungen

mit einem Male zertrümmert. Liebe, Schmerz und Empfindlichkeit stritten, gleich dem Aequator und dem Polarstrome, in ihrem Herzen um die Herrschaft; bald gewann der eine, bald der andere die Oberhand, und wenn sich diese Wirren und Wogen auch allmählich klärten und lichteten und die Liebe die Siegerin blieb, eine Zeitlang war es doch sehr unbeständiges und sogar stürmisches Wetter.

Sie gebrauchte eine sonst ungewöhnlich lange Zeit, um Lothars Brief zu beantworten, und als er endlich fertig war und sie ihn noch einmal durchlas, vernichtete sie ihn wieder, weil sie fand, daß sie zu lieblos geschrieben, weinte dann eine längere Zeit, halb vor Schmerz, halb vor Aerger und schrieb einen neuen, den sie im Begriffe stand, abermals zu zerreißen, weil er jetzt zu zärtlich und zu hingebend war, den sie endlich aber doch, nachdem sie ihren Namen, weil sie dies geschrieben, nochmals leidenschaftlich geküßt hatte, mit einem tiefen, schweren Seufzer und neuen Thränen in den schönen Augen endlich versiegelte.

Die beiden Knaben, deren Erzieher bald eintreffen sollte, fingen jetzt an in den Vordergrund zu treten. Die Gräfin war genöthigt, sich mehr mit ihnen zu beschäftigen, sie auf das bevorstehende Ereigniß vorzubereiten und dann ihre vielen Fragen darüber zu beantworten.

Obgleich Sardoni auch hierbei getreulich Assistenz leistete, so gelang es doch nicht, die Vorurtheile und die

Abneigung der beiden verwahrlosten ungezogenen Knaben gegen den neuen Erzieher zu überwältigen. Sie betrachteten jeden derartigen Versuch als eine Beeinträchtigung ihrer bisherigen Freiheit und haßten von vorn herein Denjenigen, der es unternehmen solle, dies zu bewirken. Die Gräfin stand von weiteren Belehrungen und Gesinnungsänderungen auch bald wieder ab, dies Geschäft dem neuen Hofmeister aufbewahrend, welcher dazu engagirt war, auch, wie ihr Mann schrieb, die Fähigkeiten besitzen sollte.

Nachdem bereits mehre neue von dem Grafen in Wien angekaufte Equipagen und Wagen mit allerlei Luxusgegenständen angekommen waren, traf dieser endlich am Abend eines stürmischen kalten Novembertages in Gemeinschaft mit dem neuen Hofmeister selbst ein.

Seine Stimmung unterschied sich wenig von dem draußen herrschenden Wetter. Man hatte vor der letzten Station eine Achse gebrochen, war dadurch mehre Stunden aufgehalten und deshalb erst in der Dunkelheit eingetroffen.

Nachdem jedoch die ersten nach einer längeren Abwesenheit stets unvermeidlichen Inconvenienzen beseitigt, mehre geschäftliche Fragen gethan und beantwortet waren, fing der Graf an sich behaglich zu fühlen und empfand das Verlangen, sich mit den Seinigen zu unterhalten und ihnen Mittheilungen zu machen.

Man hatte sich in einem angenehm erheizten, hellerleuchteten kleinen Salon vereinigt, während in dem anstoßenden die Diener die Vorbereitungen zur Abendtafel

trafen, der Graf saß in einen seidenen Schlafrock gehüllt vor dem brennenden Kamin und schien mit Behagen die von demselben ausströmende Wärme in Empfang zu nehmen.

»Davon erzähle ich Dir später ausführlich,« fuhr er in seiner Rede fort, während er seiner ihm gegenüberstehenden Frau einen längeren Blick zuwarf, der ihr sagen sollte, daß diese Mittheilungen nur für sie allein geeignet seien. »Se. Majestät sowohl als Ihre Majestät die Kaiserin haben mich mit Gnaden überhäuft, und wenn ich nicht alle mir ziemlich deutlich gemachten Zumuthungen von vorn herein abgelehnt hätte, weil ich, namentlich bei den jetzigen politischen Conjunctionen, durchaus nicht Willens bin, meine ländliche Unabhängigkeit und Freiheit mit den Lasten und Mühen von Regierungsarbeiten und Ehren zu vertauschen, so, – doch, wie gesagt, davon später. – Du siehst recht wohl aus, Manuela, tritt einmal näher an das Licht, – was starrst Du jetzt in der Nacht zum Fenster hinaus? Gibt es draußen etwas?«

»Ich sah nicht zum Fenster hinaus, Papa,« erwiderte sie näher tretend, »was sollte es draußen geben?«

»Deinen Bräutigam habe ich, – es mögen jetzt fünf Wochen sein, – zum letzten Male gesprochen, am Tage vor seinem Ausmarsche. Nun, er wird Dir das Alles geschrieben haben, – er war ebenfalls wohl und munter und erfreut über die Ordre zum Ausrücken. Die Trennung scheint Euch beiderseits gut zu bekommen.«

»Ich habe noch gestern einen Brief von ihm erhalten, er befand sich vor zehn Tagen in Ulm auf dem Marsche nach dem Rheine.«

»Ja, die ganze Armee ist wieder in Bewegung; die Friedensunterhandlungen in Rastadt sind nur eine Farce, der Krieg wird bald von Neuem losgehen, in Italien sowohl, als am Rheine und zwar gründlich.«

»Dasselbe schreibt auch Lothar,« bemerkte Manuela mit einem tiefen Seufzer.

»Nun, es läßt sich einmal nicht ändern; da Du Dich mit einem enragirten Soldaten verlobt hast und wir unsere Zustimmung gegeben, so müssen wir das Weitere jetzt abwarten. Wo sind die Jungen? Ich habe sie ja noch kaum gesehen, will ihnen aber heute noch den neuen Hofmeister vorstellen. Laß ein Couvert für ihn auflegen, auch für Sardoni, Beide sollen heute mit uns soupiren.«

Die beiden Knaben, welche der Vater bei seiner Ankunft nur flüchtig bewillkommnet hatte, wurden hereinbeordert, und der Graf hielt ihnen eine lange Standrede, in welcher er ihnen die Ankunft ihres neuen Hofmeister's mittheilte und damit zugleich eine kurze, etwas confuse Zusammenstellung ihrer Pflichten gegen denselben verband.

Die beiden Knaben standen, störrisch vor sich hinstarrend, neben einander, wie zwei junge Hunde, welche die ersten Anfänge der Dressur widerwillig in Empfang nehmen.

»Darf er uns auch schlagen?« fragte dann der Aeltere, Wenzel, als der Graf ihnen unbedingten Gehorsam gegen seine Gebote einschärfte.

»Er wird Euch nicht schlagen, Ihr werdet ohne solche Mittel folgsam sein, Ihr müßtet Euch ja sonst schämen.«

»Wenn er es aber nun doch thut,« fragte der Jüngere.

»Dann wehren wir uns,« bemerkte Wenzel mit trotziger Miene.

»Ihr seid ein Paar angezogene Rangen,« fuhr der Graf auf, »und es ist wirklich Zeit, daß Ihr unter eine ordentliche Zucht kommt. Ich lasse den Herrn Hofmeister er-suchen, zu uns zu kommen,« wandte er sich an einen Bedienten, »ich werde ihn Euch vorstellen,« sagte er zu seiner Frau und Manuela. »Ihr bleibt hier,« herrschte er die beiden Knaben an, welche Miene machten, sich zu entfernen, »und wenn Ihr nicht ganz folgsam und artig seid, sollt Ihr nicht nur heute Abend, sondern auch morgen den ganzen Tag hungern!«

Es herrschte längere Zeit eine erwartungsvolle Stille. Manuela beschäftigte sich damit, das geöffnete Clavier zu schließen und die in Unordnung gekommenen Noten wieder zu regeln, der Graf war aufgestanden und ging in raschem Schritte durch das Zimmer, die Gräfin saß allein, anscheinend theilnahmlos wie bisher am Kamin, und die beiden Knaben standen leise mit einander flüsternd und, wenn sie sich unbemerkt glaubten, heimlich lachend in einer Ecke und warfen bei jedem Geräusch erwartungsvolle und trotzigte Blicke nach der Thür, durch welche der neue Hofmeister erscheinen sollte.

Endlich öffnete sich diese und der Erwartete trat ein.

Der Graf ging ihm einige Schritte entgegen und stellte ihn dann seiner Frau und Manuela vor. Mit der Sicherheit eines Weltmannes, aber zugleich mit gewinnender Bescheidenheit machte der Hofmeister seine Verbeugung und küßte der Gräfin Hand, der Sitte gemäß sie leicht mit den Fingerspitzen berührend, dann verbeugte er sich nochmals vor der noch immer am Fenster stehenden Manuela, welche diese Förmlichkeit nicht ohne eine gewisse Befangenheit erwiderte.

Selbst die welterfahrene Gräfin blieb nicht völlig frei von dieser Empfindung, denn auch sie hatte sich den künftigen Erzieher ihrer Söhne, ungeachtet der über ihn erhaltenen Schilderungen, ganz anders gedacht, weder so selbstbewußt und doch seine Stellung kennzeichnend in seinem Austreten, auch nicht als eine so schöne und zugleich aristokratisch männliche Erscheinung.

Manuela's Blicke ruhten mit befangener Ueberraschung so lange auf ihm, bis sie dieselben, den seinigen beugend, rasch abwandte.

»Nun kommt her,« befahl der Graf seinen Söhnen, »macht Eurem neuen Hofmeister einen Diener und reicht ihm die Hand.«

Die Knaben bewegten sich langsam einige Schritte vorwärts, machten mit den Köpfen eine zweifelhafte Bewegung und blieben dann wieder mit störrischer Miene den Hofmeister anstarrend stehen.

»Wollt Ihr den Augenblick gehorchen?« rief zornig der Graf, den Aeltern am Ohre fassend und ihn vorzerrend.

»Wenn ich mir eine Bitte erlauben darf, Herr Graf,« sprach Walburg mit sonorer Stimme, indem er die Knaben freundlich ernst ansah, »so erlassen Sie meinen Zöglingen heute eine Förmlichkeit, welche ihnen schwer zu werden scheint. Sie werden mir noch sehr oft und gern ihre Hand reichen, aber die meinige immer nur zur Belohnung ihrer Folgsamkeit, ihres Fleißes und ihrer guten Ausführung erhalten. Wir kennen uns noch gar nicht, – das allein ist der Grund ihres Widerstrebens. Schon morgen Abend wird das anders sein.«

Er hatte, während er diese Worte sprach, die Knaben immer fest, aber mit freundlichem Blick angesehen; eine kurze Zeit hatten sie denselben erwiedert, dann aber ihre Augen zu Boden gesenkt.

»Ihr habt gehört, was der Herr Hofmeister gesagt,« sprach der Graf, dessen Zorn sich eher gesteigert, als gemäßigt hatte. »Ihr seid ein Paar ungezogene Jungen, mit denen ich mich heute, wo ich ohnehin müde bin, nicht weiter herumärgern will. Marsch! hinaus, auf Euer Zimmer, Abendbrod gibt es heute nicht.«

Die Knaben stoben ohne ein Wort der Erwiderung scheu und eilig hinaus.

Sardoni trat ein und der Graf stellte ihn und Walburg vor. Sie beobachteten sich beiderseitig mit einem kurzen, fast unmerklichen, aber scharfen Blick, dann meldete der Diener, daß angerichtet sei, die Gräfin nahm Manuela's Arm und der Graf schritt hinter ihnen von Sardoni und Walburg gefolgt.

Während des Mahles führte der Graf fast allein die Unterhaltung oder richtete an Sardoni Fragen, deren Beantwortung längere Zeit in Anspruch nahm. Walburg hielt sich fast ganz schweigsam und sprach nur, wenn er direct gefragt wurde.

Da der Graf von der Reise ermüdet war, so trennte man sich bald, und die Gewandtheit und Bescheidenheit, mit welcher sich Walburg empfahl, machte auf die Anwesenden, mit Ausnahme vielleicht von Sardoni, einen angenehmen Eindruck.

SECHSTES CAPITEL. ERSTES DEBÜT.

Walburg waren zwei Zimmer im obersten Stocke des Schlosses angewiesen, beide geräumig und wohnlich eingerichtet, nur etwas niedrig, wie überhaupt die dritte Etage, welche sich über den Mittelbau des Schlosses hinstreckte. Neben seinen Zimmern und mit denselben durch eine unverschlossene Thür in Verbindung stehend befanden sich diejenigen seiner Zöglinge, ebenfalls zwei, eins zum Schlafen, das andere zum Aufenthalte während des Tages. Die ganze Einrichtung war erst in Folge einer vor einigen Tagen eingegangenen Weisung des Grafen getroffen worden. Die Knaben, welche bis dahin im Parterre gewohnt, schliefen in dieser Nacht zum ersten Male in ihrem neuen Zimmer.

Ernst und sinnend schritt Walburg langsam und kaum hörbaren Schrittes in seinem Zimmer auf und ab. Während der Reise war ihm mehrmals der Gedanke gekommen, den Vertrag mit dem Grafen wieder zu lösen. Das

brüske, oft rücksichtslose, zuweilen sogar rohe Benehmen desselben sagte ihm nicht zu. Der Umstand jedoch, daß es in seiner Macht stehe, seine Freiheit zu jeder Zeit wieder zu erlangen, hielt ihn von der Ausführung jenes Vorsatzes ab. Er hatte sich einmal soweit eingelassen, für den Augenblick kein besseres Unterkommen, seine Ersparnisse waren aufgezehrt, er konnte es ja daher immerhin auf einen der Dauer nach von ihm abhängigen Versuch ankommen lassen. Jetzt war er hier, und die erste Nacht, wo er unter dem Dache seines neuen Brodherrn schlafen sollte, zog finster und stürmisch herauf. Der Wind machte zuweilen die Fenster erzittern und trieb schwere feuchte Schneeflocken dagegen welche wie die Thränen des sterbenden Sommers daran herabflossen. Es war Alles anders, wie er es sich gedacht. Die Wirklichkeit entspricht niemals den Bildern unserer Phantasie, entweder bleibt sie hinter denselben zurück, oder sie übertrifft sie; immer aber ist sie klarer und realer. So war es auch hier. Der Luxus des gräflichen Haushaltes übertraf zwar, soviel er davon gesehen, denjenigen des fürstlichen Hauses, in dessen Diensten er zuletzt gestanden, – aber es war dort mehr Gediegenheit und weniger Ostentation. Die Gräfin hatte er sich ebenfalls ganz anders vorgestellt, viel älter und auch nicht so geistreich, wie sie es zu sein schien. Von Manuela's Schönheit war er durch mehrfache Mittheilungen unterrichtet, aber was ihn überrascht hatte, war der in ihren Zügen vereinigte, noch ganz kindliche Ausdruck mit einem fast matronenhaften Ernste gepaart. Sie kam ihm in ihrem Empfinden viel älter vor, als

ihre Mutter. Ob sie immer so war oder nur heute, ihm dem Fremden gegenüber, wußte er nicht; er würde es ja bald erfahren.

Der heutige erste Abend in der Gemeinschaft mit der Gräfin und ihrer Tochter hatte dennoch etwas Anziehendes und Fesselndes für ihn gehabt, denn er dachte in diesem Augenblicke nicht mehr daran, sein Verhältniß vielleicht bald wieder zu lösen.

Ueber Sardoni vermochte er sich noch kein richtiges Urtheil zu bilden, einig war er darüber, daß er ein schlauer, gewandter und intriguanter Mann sei, in wie weit er diese seine Eigenschaften jedoch hier verwerthe, darüber ließ sich ebenfalls noch nicht urtheilen.

Aber nun die beiden Knaben, seine jetzigen Zöglinge, die künftigen Objekte seines Erziehungstalentes!

Verlockend war das Entrée keineswegs gewesen, dachte er weiter, aber Rohheit und Ungezogenheit überwindet sich leichter, als angeborne Bosheit und Lüge.

»Ich will sie mir jetzt im Schläfe einmal genau betrachten,« sprach er leise vor sich hin, »im Schläfe hat der Mensch die Maske, welche er während des Wachens trägt, abgelegt, und wenn auch das Auge geschlossen ist, der Kundige kann dann dennoch in seinen Zügen wie in einem offenen Buche lesen. – Lesen wir daher ein wenig in diesen schlafenden Knabengesichtern, die mich zum Empfangen im Wachen so feindselig angestiert.«

Er ergriff ein Licht und trat in das anstoßende Zimmer. Es war die Wohnstube der beiden Knaben und er

mußte hindurchgehen, um in das Schlafgemach derselben zu gelangen. In der Thür desselben blieb er stehen und leuchtete hinein. Die Knaben lagen in ihren Betten und schliefen den festen, ruhigen Schlaf der Jugend. Er trat näher, hielt das Licht in der erhabenen Hand und betrachtete sie aufmerksam und mit prüfendem Blick. Die gleichmäßigen tiefen Athemzüge derselben überzeugten ihn, daß sie wirklich schliefen und er sie ungestört beobachten könne. Seine Augen hafteten bald an dem Einen, bald an dem Anderen, als ob er sich über gewisse Merkmale und Kennzeichen vergewissern wolle. Um seinen Mund spielte ein befriedigendes Lächeln. Dann hob er auch die andere Hand empor und machte mit den ausgespreizten Fingern eigenthümliche Bewegungen in der Luft, ähnlich denen eines Magnetiseurs, der sich mit einem Andern in magnetischen Rapport zu setzen versucht. Er trat dabei noch einen Schritt näher, an das Bett des Aelteren und glich, so dastehend, einer unheimlichen geisterhaften Erscheinung.

In diesem Augenblick bewegte sich der eine Knabe, – er ließ rasch die erhabenen Arme sinken, blies das Licht aus, blieb noch einen Moment regungslos stehen und verließ dann leise und ungesehen, wie er gekommen, wieder das Zimmer. In das seinige zurückgekehrt, zündete er das Licht wieder an und setzte sein Auf- und Abgehen fort.

Er schien nach seinen Mienen mit den vorgenommenen Beobachtungen zufrieden zu sein, um seinen Mund lagerte der ihm eigene selbstbewußte Zug, und er begann nach und nach leise Worte vor sich hinzumurmeln.

So viel ich sehen konnte – nichts Außergewöhnliches. Die Schädelbildung scheint normal und deutet auf keine hervorragende Eigenschaften, weder im Guten, noch im Bösen. Das Nähere werde ich erfahren, wenn ich im Stande bin, genauere Untersuchungen anzustellen.

Nicht immer gleichen die Kinder ihren Eltern, denn der Vater besitzt sehr entwickelte Organe der Grausamkeit, der List, des Ehrgeizes und der Eitelkeit, sogar das der Dieberei ist stark hervortretend; er wäre vielleicht ein großer Verbrecher, Räuber und Mörder geworden, wenn ihn das Schicksal nicht als den ältesten Sohn eines Reichsgrafen in die Welt gesetzt hätte.

Wir sind und bleiben die Slaven der Verhältnisse und der Zufall der Geburt entscheidet fast immer allein über das sogenannte Glück oder Unglück unseres Daseins. Morgen werde ich meine Beobachtungen fortsetzen und die Dressur beginnen. Es kommt Alles auf eins und dasselbe hinaus. Ein guter Hühnerhund wird nicht ohne Korallen jagdfähig gemacht, und der Mensch auch nicht. Aus einem Dorfköter läßt sich mit allen Korallen dennoch kein Hühnerhund erziehen, ebensowenig aus einem in seiner ersten Anlage verunglückten, mit mangelhaftem Gehirn begabten Menschen ein Genie machen.

Jetzt bin ich aber müde und will mich schlafen legen, um morgen so bald als möglich mit meinen Jungen hinaus in den Wald zu gehen.

Man sagt, der Traum in der ersten Nacht an einem neuen Aufenthaltsorte enthülle unser Ergehen daselbst.

Die abergläubischen Menschen sind eigentlich doch viel glücklicher als wir, die wir die Gesetze der Natur kennen oder kennen zu lernen bemüht sind. Was wir wissen und gelernt haben, befriedigt uns nicht, und die Summe dessen, von dem wir wissen, daß wir es nicht wissen, niemals ergründen werden, wächst mit jedem Schritte vorwärts.

Nach diesen Reflexionen legte er sich endlich zur Ruhe und es wurde in dem Zimmer still, man vernahm nur das melancholische Sausen des sich draußen an den Mauern brechenden Windes.

Der Leser wird aus dem bisher Erzählten bereits erkannt haben, daß der neue gräfliche Hofmeister und Erzieher den damals in Frankreich zur Herrschaft gelangten und von dort nach Deutschland ausgestrahlten materialistischen Anschauungen huldigte. Er war vielleicht mit sich noch nicht ganz im Klaren; hing noch an einigen mit der Muttermilch eingesogenen und anerzogenen Vorurtheilen; vermochte die Erinnerungen der Kindheit voll Eltern- und Gottesliebe, mit Morgen- und Abendgebeten und anderen religiösen Schwärmereien noch nicht ganz von sich abzuschütteln; aber er war doch zu *der* Vervollkommnung gelangt, über alle diese menschlichen Schwächen und Thorheiten selbstbewußt zu lächeln, und befand sich auf dem Wege zu noch höheren Errungenschaften. Während seines letzten Aufenthaltes in Wien, der fast ein Jahr gedauert, hatte er die Bekanntschaft

eines jungen strebsamen und genialen Arztes, Gall, gemacht und war bald einer seiner leidenschaftlichsten Anhänger geworden. Gall selbst war damals noch jung, um einige Jahre jünger als Walburg und befand sich erst in den Anfängen der Erfindung seiner später so berühmt gewordenen Schädellehre. Wie immer herrschte aber gerade in jener ersten Zeit bei ihm und seinen Anhängern die höchste Begeisterung für eine Theorie, die man aufstellte, ohne so weit gekommen zu sein, sie vollständig beweisen zu können. Jeder Beleg aber, der sich an den untersuchten Schädeln, besonders von Leuten, bei denen die Neigungen durch Thatfachen außer Zweifel gestellt waren, ergab, gehörte zu den Triumphen der neuen Wissenschaft und erzeugten die regste Begierde, durch weitere Untersuchungen deren Resultate zu erhöhen.

Es war noch dunkel, als Walburg seine Zöglinge weckte. Sie frühstückten zum ersten Male in seiner Gesellschaft und verhielten sich schweigsam und trotzig, ohne daß er einen Versuch machte, ihr Benehmen zu ändern.

»Zieht Euch warm an,« sagte er dann in bestimmtem, aber liebevollen Tone, »wir wollen hinaus in den Wald und werden erst gegen Abend zurückkehren.«

Die Knaben blickten verwundert auf, sie hatten ganz etwas Anderes erwartet.

Das Wetter war hell, aber kälter geworden, der Wind hatte sich gelegt, und als sie bald darauf in das Freie hinausschritten, erblickten sie droben auf den Höhen den ersten Schnee, welchen der Winter in der Nacht darüber hingestreut hatte.

Sie gelangten nach einiger Zeit in den Wald. Walburg begann mit Fragen nach den Namen, dem Alter und dem Wachsthum der Bäume, und als sie dieselben nicht beantworten konnten, erklärte er ihnen dies Alles in einer Weise, welche ihr Interesse erweckte, so daß sie bald selbst zu Fragen angeregt wurden. Höher hinauf kamen sie in den Bereich des frisch gefallenen Schnees, er lag nur dünn und spärlich und war an den südlichen Hängen dem Einflusse der Sonne wieder gewichen. Walburg machte sie auf die Fährten des Wildes aufmerksam, zeigte ihnen die Verschiedenheiten derselben und erklärte den staunenden Knaben, was an dieser oder jener Stelle ein Reh, ein Fuchs oder ein Hase gemacht, wo er gestanden, gesessen, sich rasch oder langsam bewegt habe. Er sprach von allen diesen Dingen mit solcher Bestimmtheit, daß sie sich oft unwillkürlich umblickten, um die dagewesenen Thiere zu sehen.

»Dieser Hase hat hier einen Absprung gemacht,« fuhr er fort, »hier und hier wieder. – Die Hasen thun das immer, wenn sie in ihr Lager gehen, er sitzt daher ganz in der Nähe. Sucht ein wenig, so werdet Ihr ihn sehen.«

Die Knaben brachen in Jubel aus, als gleich darauf der Hase wirklich aufsprang und mit angelegten Ohren eilig das Weite suchte. So wanderten sie weiter, und als sie bald darauf an einigen einsamen Hütten vorbeikamen, kaufte Walburg eine Metze Kartoffeln, welche er in einen mitgenommenen kleinen Sack steckte, den die Knaben mit sichtlichem Erstaunen abwechselnd tragen mußten. Sie fingen jetzt an, sehr hungrig zu werden. Walburg

nahm ein großes Butterbrod hervor, welches er sich vom Frühstück eingepackt und begann zu essen.

»Habt Ihr nichts mitgenommen?« fragte er lächelnd, während ihm die Knaben mit Neid zusahen, »wenn man weite Märsche macht, muß man sich vorsehen, überhaupt immer vorher überlegen, was in einer bevorstehenden Lage nothwendig ist. Diesmal will ich mit Euch theilen, aber künftig müßt Ihr für Euch selbst sorgen.«

»Wir wußten ja nicht, daß wir so weit gehen sollten, ohne etwas zu essen zu finden.«

»Man findet überhaupt niemals etwas oder wenigstens höchst selten. Ein Jeder muß für sich selbst sorgen, besonders der Mann oder der einer werden will. Das merkt Euch und laßt Euch immer nur bedienen, wenn Ihr es selbst nicht zu thun vermögt.«

»Sollen wir den ganzen Tag nichts weiter essen?« fragte entmuthigt der Jüngere, »weshalb gehen wir nicht nach Hause?«

»Weil wir uns vorgenommen, bis zum Abend zu bleiben, ich sagte es Euch ja, ehe wir fortgingen.«

»Ja, aber wir können doch nicht den ganzen Tag hungern?«

»Wir könnten es gewiß. Der Mensch kann Vieles, was er ernstlich will; da es jedoch heute das erste Mal ist, daß wir solch kleine Streifereien unternehmen, so wollen wir uns ein Bivouak einrichten, als ob wir Soldaten wären und uns im Kriege befänden.«

Die Knaben blickten ihn wieder erwartungsvoll an.

»Dieser Platz, an einem südlichen Abhange, ohne Schnee und trocken, ist ganz dazu geeignet,« fuhr er fort, »also geht und sammelt dürres Holz, Ihr werdet es hier unter den Bäumen im Ueberflusse finden. Bringt es her, denn wir wollen uns ein Feuer anmachen.«

»Ein Feuer,« riefen fröhlich die Knaben und rannten davon, um bald darauf, Jeder mit einem Arm voll Reiser, zurückzukehren.

Walburg ordnete es, las das trockenste und dünnste aus, legte es mit dürrem Moos zusammen, schlug dann Feuer, zündete einige mitgebrachte Schwefelspäne an und bald loderte das Feuer zum Entzücken der Knaben in heller Flamme auf. Nachdem es niedergebrannt war, legte Walburg die Kartoffeln in die glühende Asche, oder ließ sie durch die immer eifriger und dienstwilliger werdenden Knaben legen, und dann nach einer Viertelstunde, deren Verlauf die Hungernden mit Ungeduld erwarteten, wurde die erste Kartoffel mit einem Stocke zur Probe aus der heißen Asche gescharrt und verrieth schon durch ihren angenehmen Duft, daß sie den gehegten Erwartungen entsprach.

»Nun können wir anfangen,« sagte Walburg, »hier ist Salz, das Essen ist fertig – langt zu!«

»Wie schmeckt es?« fragte er nach einiger Zeit, während Beide mit Begierde gegessen hatten.

»Herrlich, ganz wundervoll! – es hat noch niemals so gut geschmeckt.«

»Weil Ihr hungrig waret, weil Ihr Euch das Essen verdient hattet. – Nur, was man durch Mühe und Anstrengung erwirbt, erhält einen Werth für uns.«

»Wir werden uns die anderen Kartoffeln mitnehmen,« bemerkte der Jüngere, Franz, »denn ehe wir nach Hause kommen, könnten wir wieder hungrig werden.«

»Thue das, ich sehe, daß Du meine Lehren beherzigst, und hoffe, daß Du es auch ferner thun wirst.

Auf dem Rückwege waren die Knaben in hohem Grade gesprächig, das Mißtrauen gegen den neuen Hofmeister hatte sich in Vertrauen, selbst in den Anfang von Zuneigung verwandelt, wie dies in kindlichen Gemüthern leicht zu entstehen pflegt. Es war schon dunkel, als sie heimkehrten. Graf und Gräfin waren anfangs erstaunt, später sogar beunruhigt über die unangemeldete und dann so lange dauernde Abwesenheit der Söhne gewesen, besonders da es am Nachmittage wieder zu regnen anfang.

Der Hofmeister war auch heute zur Tafel befohlen. Er bat den Grafen, die Knaben sich ebenfalls daran betheiligen zu lassen.

Während des Mahles beantworteten diese die an sie gerichteten Fragen über ihre heutige Excursion mit einer Lebhaftigkeit, welche den Zuhörern, besonders bei der Beschreibung des wundervollen Bivouaks, oft ein Lächeln abnöthigte. Dabei hingen ihre Blicke immer mit fragendem Ausdrücke an den Zügen ihres Hofmeisters, als ob sie darauf die Zustimmung und Billigung ihrer Darstellungen hätten ablesen wollen.

Der Graf war zum ersten Male von dem Benehmen seiner Söhne so befriedigt, daß er ihnen nach dem Essen zärtlich die Backen streichelte.

»Geht jetzt,« sagte Walburg, »Ihr werdet müde sein, und morgen gibt es wieder etwas Anderes. Da ich heute mit Euch zufrieden bin, so könnt Ihr mir zur »Gute Nacht« die Hand geben.«

Die Knaben stürzten fast zu ihm hin und beeilten sich, einer dem anderen bei der Darlegung ihrer Zuneigung zuvorzukommen.

Um den Mund des Grafen schwebte bei dieser Scene ein befriedigtes Lächeln; er war offenbar mit dem ersten Erfolge seines neuen Hofmeisters zufrieden; die Augen der Gräfin dagegen ruhten mit unverkennbarem Mißtrauen auf dem Manne, welcher diese Wandlung in so überraschend kurzer Zeit hervorgebracht hatte.

SIEBENTES CAPITEL. WIEDER IM SCHWARZWALDE.

Es war wieder Frühling geworden, die Herrschaft des Winters hatte aufgehört, die Natur ihr Festkleid angelegt und den Trieb des Lebens und Werdens von Neuem in allem mit Leben Begabten erstehen lassen. Der Mensch verfolgt seinen Vortheil oder Dasjenige, was er dafür hält, ohne Rücksicht auf den Wechsel der Jahreszeiten, und kümmert sich dabei weder um den Frühling, noch um den Winter. Nur gezwungen trägt er ihnen Rechnung, und so bezog man bis dahin im Kriege auch noch sogenannte Winterquartiere, in denen man sich von den

erduldeten Anstrengungen ausruhte und zu neuen vorbereitete. Die französische Revolution, welche so vieles Alte und Hergebrachte, Gutes und Schlechtes über den Haufen warf, führte auch die Winterfeldzüge ein und lehrte das gegenseitige Abschlachten so lange fortsetzen, bis der beabsichtigte Erfolg erreicht oder verloren war.

Die neuen, jungen, genialen, aus den niederen Volksschichten hervorgegangenen Generale überstürzten sich in ganz ungewöhnlichen und ungewohnten Neuerungen und man war gezwungen, ihnen dabei zu folgen, wenn man nicht noch mehr in Nachtheil gerathen sollte.

Ungeachtet des in Rastadt versammelten Congresses, hatten die Franzosen gegen Ende December den Rhein überschritten und Mainz, Ehrenbreitstein und die Rheinschanze bei Mannheim erobert.

Das Reich, das heißt Deutschland, war schwach, in sich zerfallen und mußte das Alles geschehen lassen. Man vermochte sich vorläufig nur auf die baldige Vergeltung vorzubereiten, und unterhandelte deshalb im Geheimen mit England, Rußland, Neapel, Portugal, und selbst mit der Pforte, welche Staaten sich dann schließlich auch zu einer neuen gewaltigen Coalition gegen das übermüthige Frankreich vereinigten, um schließlich den schimpflichen Frieden von Luneville zu schließen, wodurch das ganze linke Rheinufer und auch die am rechten Ufer daran gelegenen Festungen nebst Belgien an Frankreich kamen, Oesterreich bis auf Venedig aus Italien hinausgeworfen und das heilige römische oder deutsche Reich factisch zu Grabe getragen wurde.

Doch im Frühling des Jahres 1798 hatte man noch ganz andere Pläne. Es bedurfte noch einer dreijährigen, mit verschiedenem Glücke, schließlich aber doch mit Nachtheil für die Coalition ausgeführten Menschen-
schlächtere, an der sich unter Suwarow selbst die Söhne der russischen Steppen betheiligen mußten, um dies glänzende Resultat und zwar erst als die Anfänge der Schmach und der Erniedrigung Deutschlands zu erlangen.

Statt vieler überflüssiger Kammerreden, sollte man einfach von Zeit zu Zeit einige Capitel einer gut geschriebenen Geschichte jener Epoche vorlesen und stenographisch vervielfältigen lassen, auch die verschrobensten und engherzigsten Particularisten müßten dadurch die Ueberzeugung gewinnen, daß Deutschland nur durch vollständige Einigung und durch das Zusammenhalten seiner großen unüberwindlichen Kraft inneren Wohlstand, dauernden Frieden erlangen und vor fremden Eroberungs- oder Einmischungsgelüsten bewahrt bleiben kann.

Keine Nation kann lehrreicher das Buch der Geschichte, namentlich diejenige der letzten vergangenen Jahrhunderte lesen, wie die Deutschen, um es sich zu vergegenwärtigen, was sie war in geeinter Kraft, bis zu welcher Schmach sie herabgesunken durch das Aufgeben derselben, und wie es doch nur immer wieder eines gemeinschaftlichen, wirklich patriotischen Aufschwunges bedurfte, um wenigstens in leider bald verrinnenden Wellen aus der Nacht der Erniedrigung den Glanz und

das Licht vergangener Herrlichkeit wieder erstehen zu lassen.

Die Heere Oesterreichs, noch nicht vollständig organisiert und ergänzt, bewegten sich zu jener Zeit dem Rheine zu und sammelten sich in Steiermark und Tyrol, um den Kampf demnächst wieder zu beginnen.

Die Russen waren im Anzuge und die Pforte und England hatten den Krieg bereits erklärt. Die süddeutschen Staaten, Baiern, Würtemberg und Baden, befanden sich abermals in der traurigen Lage, ihrer Existenz wegen nicht zu wissen, wem sie sich anschließen sollten, dem Freunde oder dem Feinde, dem deutschen Kaiser oder der französischen Republik. Sie warteten auf den Erfolg, und als sich der später zu Gunsten Frankreichs entschied, säumten sie nicht, sich zu Vasallen-Staaten desselben zu machen und sich bis zur Abschließung des Rheinbundes zu erniedrigen.

Die Vorlesung dieser Capitel der deutschen Geschichte würde jetzt, 1870, in den Kammern von Baiern und Würtemberg besonders lehrreich und am Platze sein.¹

Das Husaren-Regiment, bei welchem Lothar stand, machte mit geringen Abänderungen fast denselben Marsch wie vor anderthalb Jahren und befand sich wieder im Schwarzwalde, um südlich von Rastadt den Rhein zu erreichen. Lothar hatte es abgelehnt, Adjutantendienste bei seinem Onkel zu leisten, es sagte ihm mehr zu, eine Schwadron zu führen und sich an den Gefechten zu

¹Vor dem deutschen Kriege mit Frankreich geschrieben.

betheiligen. Bis jetzt war von solchen jedoch noch keine Rede gewesen, es gewann vielmehr den Anschein, als ob es gar nicht dazu kommen würde.

Wir finden ihn an einem freundlichen warmen Tage in demselben Dorfe wieder, welches den Schauplatz der ersten Capitel unserer Geschichte ausmachte. Der dem Menschen innewohnende Trieb, sein Nest immer wieder da herzustellen, wo er es einmal gebaut hat, wäre die Stelle auch noch so unsicher oder gefahrvoll, selbst am Abhange eines feuerspeienden Berges oder im Bereich eines böartigen Flusses, hatte auch dies Dorf zum größten Theil aus seinen Trümmern wieder erstehen lassen. Die Verwüstungen des Krieges waren nur noch an einzelnen Stellen erkennbar, wo Dürftigkeit oder Trägheit nicht befähigt gewesen, sie verschwinden zu machen; auch hatte die allheilende Natur manchen Schaden und manchen Riß mit grünenden und blühenden Draperien wenigstens scheinbar verdeckt.

Lothar saß in einem bequemen Sessel zurückgelehnt, gemüthlich rauchend, auf der großen Freitreppe des Wirthshauses und hörte die Meldung seines Wachtmeisters an, der im Dienstanzuge vor ihm stand. Sie waren am Vormittage nach kurzem Marsche angekommen, man hatte nicht die mindeste Eile, die Leute und Pferde waren einquartiert, um sich durch mehre Ruhetage von dem wenig angestregten Marsche zu erholen. Die Husaren führten so eben die leeren Pferde zu einer Besichtigung vor, wie sie stattfinden, wenn es zu Wichtigerem keine Veranlassung gibt.

Nachdem dies Geschäft beendet und sich Lothar überzeugt hatte, daß kein Pferd gedrückt oder sonst beschädigt worden sei, nahm er seinen früheren Standpunkt wieder ein, um in Gemeinschaft mit den anderen Officieren seiner Schwadron ein ländliches Abendessen zu genießen. Dieselbe friedliche Ruhe, wie wir sie beschrieben, lag wieder über dem stillen Gebirgsthale, die waldbewachsenen Berge erglühnten im Lichte der untergehenden Sonne, der Abendwind zog kühl und erfrischend das Thal herauf und die Schwalben schossen wie leichte fröhliche Gedanken durch die Luft hin, um dann zwitschernd in den an dem breiten Giebel zahlreich angeklebten Nestern zu verschwinden.

Auch die alte Ruine auf der das Thal beherrschenden Anhöhe, in welcher Lothar damals eine Nacht zugebracht, nachdem er sie erstürmt und aus der er Wanda entführt, stand noch immer unverändert und wurde gerade in diesem Augenblick von dem röthlichen Lichte der scheidenden Sonne vergoldet.

Die Vergangenheit trat plötzlich, wie immer, wenn wir durch äußere Eindrücke daran erinnert werden, lebhaft vor seine Seele. Alle Einzelheiten vergegenwärtigten sich wieder, als hätten sie erst gestern stattgefunden und seine Gedanken beschäftigten sich nach längerer Zeit zum ersten Male lebhaft mit Wanda. Aber das Bild, was seine Phantasie ihm vorführte, war ein anderes geworden; es paßte nicht mehr zu den wilden und erregten Szenen, welche sich damals dort oben abgespielt hatten.

Er sah sie jetzt, wie er sie zuletzt bei seinem Abschiede von Hardeck gesehen und sie ihn mit ihren großen dunkeln Augen schmerzvoll angeblickt. Er hatte während der ganzen Zeit gar nicht oder nur sehr flüchtig an sie gedacht, jetzt nahm sie, ihr Bild und ihr Ergehen, plötzlich sein ganzes Denken in Anspruch.

»Seit droben das Gefecht war,« fragte er den einige Flaschen Wein auf den Tisch stellenden Wirth, »ist die Ruine unbewohnt?«

»Es war ein schrecklicher Tag, Herr Rittmeister,« erwiderte der Wirth einschenkend, »ein schrecklicher Tag und noch eine schrecklichere Nacht, der liebe Gott hat uns beschützt, sonst –«

»Ich kann mir das denken, ersparen Sie sich das Weitere, denn ich habe in jener Nacht droben bivouakirt.«

»Ew. Gnaden sind dabei gewesen? – Nun dann wissen Sie's ja, aber Cavallerie –«

»Stand damals bei der Infanterie. Beantworten Sie meine Frage: Wann sind die beiden Kerle, die damals oben wohnten, fortgezogen? Der Eine wird wohl an seiner Wunde gestorben sein.«

»Ew. Gnaden meinen den Herrn Wandsberg und den Peter?«

»Ja, diese beiden Schufte meine ich, wann hat namentlich der Letztere die Ruine verlassen.«

»Ew. Gnaden kennen Beide?« fragte mit gesteigerter Verwunderung der Wirth, »sind unheimliche Menschen. Ew. Gnaden haben ganz Recht, der Herr Schultheiß sollte

endlich ein Einsehen nehmen, aber fort sind sie nicht, wohnen Beide vielmehr noch immer droben.«

»Beide?« rief Lothar mit so lauter und heftiger Stimme, daß der Wirth erschrocken einen Schritt zurücktrat. »Das kann unmöglich sein,« setzte er dann ruhiger hinzu, »der Kerl, der sich Peter nennt, ist jedenfalls fort.«

»War fort, war fort, Ew. Gnaden, den ganzen Winter über, aber seit ungefähr sechs Wochen oder so herum ist er wieder da.«

Lothar blickte den Wirth, während er die letzten Worte sprach, scharf und mißtrauisch an. Er wurde plötzlich von einer Idee erfaßt, deren Ausführung es jedoch rathsam erscheinen ließ, kein weiteres Interesse für diese Angelegenheit an den Tag zu legen, um bei dem Wirthe, welcher mit den Bewohnern der Ruine im Einverständnisse stehen konnte, keinen Verdacht zu erregen.

»Nun, meinetwegen, was kümmert es mich,« erwiderte er daher in gleichgültigem Tone, »ich dachte nur, der damals anscheinend schwer verwundete Mann sei gestorben.«

»Leider nicht, hat sich wieder erholt. Unkraut vergeht nicht. Ueber ein viertel Jahr hat's gedauert, ehe er wieder auf die Beine gekommen, und in der Zeit ist auch der Doctor oft oben gewesen. Dann aber, als er wieder besser war, haben sie sich wieder eingeschlossen, wie früher.«

»So? Und sind noch immer oben?«

»Ja, bis auf das Kind. Das Kind ist fort und verschwunden, wahrscheinlich in dem Gemetzel umgekommen, denn sie haben sie lange vergeblich gesucht. Der Peter ist

sogar deshalb bei dem Herrn Schultheiß gewesen, und wir glaubten, er würde uns die unheimlichen Leute aus der Gemeinde herausschaffen. Muß aber nicht gegangen sein, denn der Herr Schultheiß hat selbst nach dem Kinde forschen und öffentliche Nachfragen halten lassen.«

»Was war das für ein Kind?«

»Ein Mädchen, Ew. Gnaden, so von zwölf bis dreizehn Jahren, ein häßliches wildes Geschöpf, und gewiß nicht der Mühe werth, die man sich darum gegeben, um es wieder zu kriegen.«

»Also eine Tochter von dem Manne, der sich Wandsberg nennt?«

»Seine Tochter, wenigstens sagte das der Herr Schultheiß, auch daß die Papiere des Herrn Wandsberg durchaus in Ordnung seien und man ihm nichts anhaben könne.«

»Und sie haben das Kind nicht gefunden?«

»Nein, Ew. Gnaden, nicht gefunden, obgleich viel danach gesucht und geforscht, besonders der Peter, weder lebendig, noch todt.«

»Nun meinetwegen, wer weiß, wie und wo es geendet. Und die beiden Männer wohnen jetzt ganz allein dort oben?«

»Mit einer alten halbblödsinnigen Magd, die ganz zu ihnen paßt; der Peter war mehre Monate fort, ist aber, wie gesagt, seit einigen Wochen zurück. Wo er gewesen, weiß man nicht.«

»Lassen wir die Kerle,« bemerkte Lothar gleichgültig, »wir haben lange genug von ihnen geredet. Sie sprachen ja vorher von gebratenen jungen Hühnern –«

»Sollen gleich erscheinen, Ew. Gnaden, nichts für un-
gut, nichts für ungut, wenn man so ins Plaudern kommt,
vergißt man oft das Nöthigste. Ew. Gnaden werden zu-
frieden sein, sind die ersten jungen Hahnen in diesem
Jahre, und wenn Sie vielleicht eine gute Flasche Mark-
gräfler vierundneunziger befehlen, ein ganz vorzügliches
Gewächs –«

»Besorgen Sie Alles, versäumen Sie nicht noch mehr
Zeit, die Hühner –«

»Werden sogleich aufwarten und Ew. Gnaden zufrie-
denstellen.«

ACHTES CAPITEL. EINE RAZZIA.

Zu derselben Zeit saßen droben in der Ruine, in dem Gemache, welches der Leser kennt und das in seiner Ein-
richtung unverändert geblieben, jene beiden Männer zu-
sammen, die den Gegenstand der Unterhaltung zwischen
Lothar und dem Wirthe bildeten.

Die äußere Erscheinung derselben war ebenfalls un-
verändert, und wir haben daher nicht nöthig, sie noch-
mals dem Leser zu beschreiben. Wandsberg schien etwas
blasser und leidend, man konnte jedoch des dichten lan-
gen grauen Bartes wegen seine Züge nicht einer genaue-
ren Prüfung unterwerfen.

Er saß auf einem alten, aber bequemen Sessel und sah den vor ihm stehenden Diener oder Gefährten mit finstern Blicken an.

»Bist Du Deiner Sache auch ganz gewiß, Peter?« fragte er dann.

»Ich habe ihn deutlich und ganz nahe gesehen, so nahe, daß ich ihn sicher hätte vom Pferde herunterschießen können, wenn ich die Büchse bei mir gehabt.«

»Grade der sollte es sein?«

»Zweifeln Sie nicht länger und so lange, bis es zu spät sein möchte. Ich sah die Husaren schon droben, als sie an der Windung des Thales hervorkamen, und schlich mich hinab, bis hinter eine Weinbergsmauer an der Straße, wo sie vorüber mußten. Ich war so dicht bei ihm, daß ich das Weiße in seinen Augen sah und seine Stimme und sein Lachen hören konnte.«

»Und Du hast ihn genau wieder erkannt?«

»Es ist der Graf Hardeck; derselbe, der mich gefangen nahm, derselbe, der mich auf die nichtswürdigste Weise prügeln und sogar foltern ließ und mit wüthendem Gesichte dabei stand, weil ich nicht gestehen wollte, – der nichtswürdige Lump! Ich hätte ihn an der Spitze seiner Husaren heruntergeschossen, wenn ich die Büchse bei mir gehabt, aber unsere Rechnung ist noch nicht abgeschlossen, Herr Graf!«

»Es wäre eine Dummheit gewesen,« sagte der Andere finster, »unter den jetzigen Umständen eine Dummheit, obgleich Du Recht hast, was unsere Abrechnung betrifft. – Und Du glaubst? – Aber, weshalb daran zweifeln. – Er

wird sich vorher erkundigen und dann, wenn es auch – nur aus bloßer Neugierde wäre, uns einen Besuch machen.«

»Aus bloßer Neugierde, wenn er erfährt, daß ich wieder hier bin?« lachte höhnisch der Andere aus, »wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Nun wohl, so gehen wir. Unsere Sachen sind unten im Gewölbe verschlossen, der Eingang schwerlich zu finden. Wenn sie wieder fort sind, kehren wir zurück, schließen unsere Angelegenheiten hier ab und verlassen ganz diese Gegend. Wir haben hier jetzt nichts mehr zu suchen, zu verlieren, seit wir wissen, wo sie sich befindet.«

»Und ich lege mich in den Hinterhalt und schieße ihm eine Kugel in den Leib.«

»Ich will Dich nicht daran hindern,« sagte der Andere mit einem häßlichen Lächeln; »der Herr Graf haben es bereits zweimal für angemessen gehalten, mir in den Weg zu treten, das dritte Mal soll es ohne Revanche nicht geschehen. Sieh Dich aber vor und nimm sicheres Korn!«

»Seien Sie ohne Sorgen, ich hab's ihm zugeschworen!«

»So wollen wir fort. Die Sonne ist unter, in einer halben Stunde sind wir im Walde, wo man uns schwerlich folgen, aber noch schwieriger finden wird.«

»Und die alte Barbara?

»Sie kann hier bleiben und die Herren empfangen, – machen wir jetzt, daß wir fortkommen.«

Es blieb Alles stehen und liegen, wie es war. Nach kurzer Zeit aber traten die beiden Männer wohl bewaffnet

aus der Pforte der Ruine hervor, nachdem sie sich vorher überzeugt hatten, daß der Pfad vom Dorfe herauf leer sei. Die kleine Thür wurde wieder geschlossen und die Gestalten der vorsichtig in der Richtung des Waldes Fortschleichenden verloren sich bald in der zunehmenden Dämmerung der heraufziehenden Nacht.

Während der Wirth die angepriesenen jungen Hühner und den Markgräfler besorgte, hatte Lothar den Wachtmeister rufen lassen und demselben in flüsterndem Tone einen kurzen Befehl ertheilt. Dann erschienen die drei anderen zu der Escadron gehörenden Officiere, um mit dem Rittmeister gemeinschaftlich zu Abend zu speisen. Nach Beendigung der Mahlzeit, nachdem der Wein durch neue Flaschen ersetzt und der Wirth entfernt war, theilte Lothar seinen ihm untergebenen Kameraden mit, daß er, sobald der Mond aufgegangen, also in ungefähr einer Stunde, noch einen Streifzug und zwar zu Fuß mit einem Zuge Husaren unternehmen wolle.

Die deshalb an ihn gerichteten Fragen der verwunderten Officiere beantwortete er durch die Erzählung der bei seiner ersten Anwesenheit in diesem Thale stattgefundenen Ereignisse und des später in Hardeck versuchten Raubes des damals mitgenommenen Kindes.

»Und dieser Kerl ist jetzt wieder dort oben in jener alten Festung?« fragte der jüngste Lieutenant, ein blühender, kaum den Knabenjahren entwachsener Jüngling.

»Der Wirth versicherte es ganz bestimmt, und da er nach einer Mittheilung meiner Mutter schon im vorigen Herbste aus dem Gefängnisse in Reichenberg entflohen

ist, so zweifle ich nicht im mindesten an der Richtigkeit dieser Nachricht.«

»Lassen Sie mich mit von der Partie sein, Herr Rittmeister,« bat der Lieutenant, »wir haben jetzt noch gar nichts gehabt, als die langweiligen Märsche, Sie können mir diese Abwechselung immerhin gönnen.«

»Wenn es Ihnen Spaß macht, sehr gern; es ist ohnehin Ihr Zug, den ich dazu und zwar zu Fuß mit Carabinern beordert habe.«

»Herrlich, herrlich! Wann werden wir aufbrechen?«

»Ich höre die Husaren kommen,« erwiderte Lothar, »und wir wollen daher nicht länger zögern. Nehmen Sie zwölf Mann, gehen Sie so geräuschlos wie möglich den Weg, das Thal hinauf, bis Sie an die erste Brücke kommen, dann wenden Sie sich rechts in einen Fußpfad, der Sie bis auf das Plateau oberhalb der Ruine führen wird. Von dort bewegen Sie sich in ausgedehnter Linie bis, – doch Sie sind hier des Terrains nicht kundig, und es ist daher besser, ich übernehme diese Umgehung und Sie führen die andern zwölf Mann den directen Weg zur Ruine hinauf. Verfehlen können Sie denselben nicht, er zieht sich von dem Vereinigungspunkte der beiden Bäche rechts durch die Schlucht ziemlich steil hinauf. Marschiren Sie ab, wenn ich eine halbe Stunde fort bin und lassen Sie ein paar tüchtige Aexte mitnehmen.

»Wenn Sie oben angekommen sind und ich sollte noch nicht eingetroffen sein, so lassen Sie die Pforte besetzen und stellen Posten längst der Mauer aus. Den Husaren

die Ordre: auf Jeden, der sich aus der Ruine entfernen will und anrufen nicht steht, Feuer zu geben.

»Das Weitere wird sich finden. Also auf Wiedersehen dort droben, in längstens einer Stunde. Nehmen Sie Ihre Pistolen mit.«

Der junge Lieutenant blickte mit Stolz auf seine beiden älteren Kameraden, nachdem Lothar sich entfernt und mit dem halben Zuge der Husaren geräuschlos abmarschiert war, er fühlte sich durch das Vertrauen seines Vorgesetzten geehrt, und war zugleich erfreut, das Einerlei des Dienstes durch ein kriegerisches Abenteuer unterbrochen zu sehen. Seine Ungeduld ließ ihn kaum die zum Abmarsche bestimmte Zeit erwarten, und er befand sich schon lange vorher vollständig gerüstet unter den Husaren. Endlich war die festgesetzte halbe Stunde verflossen und die kleine Schaar setzte sich schweigsam, er an der Spitze, in Bewegung.

Der Mond war aufgegangen, die Luft ganz klar und windstill, man vermochte jeden Gegenstand, wenn er nicht im Schatten der Berge lag, genau zu erkennen und jedes, auch das kleinste Geräusch in der Stille der Nacht deutlich zu hören.

Längs des wild rauschenden Baches, auf dessen über Steine hinschäumenden Wellen das Mondlicht in phantastischen Reflexen spielte, zogen sie fort, bis sie die Schlucht erreichten, worin der Weg zur Ruine steil hinaufführte. Derselbe war so schmal, daß die Husaren nicht neben, sondern nur hintereinander gehen konnten. Der

Officier ordnete dies durch stumme Winke an und setzte sich selbst an die Spitze.

Sie gelangten jetzt in den Schatten der einen Thalwand, welche sich dunkel erhob, während auf der anderen das Mondlicht lag. Das Rauschen des Baches hatte aufgehört, es war ganz still geworden; nur zuweilen verursachte der Tritt eines Husaren auf das harte Gestein ein leises, schnell verhallendes Geräusch.

Bei einer Windung kam der Weg wieder aus dem Schatten der mit Wein bepflanzten Wand hinauf in das Licht des Mondes. Man hatte die Höhe fast erreicht und der Officier blieb stehen, um die etwas auseinandergekommenen Husaren sich wieder sammeln zu lassen, – da fiel ein Schuß aus der dunkeln Wand und er stürzte mit einem schwachen Aufschrei zusammen. Sofort schossen die Husaren nach der Stelle hin, von der man das Aufblitzen des Schusses gesehen hatte, mehre sprangen auch sogleich hinaus, um den Schützen zu verfolgen, die Weinbergsmauern, Steingeröll und die Weinstöcke selbst ließen sie jedoch von diesem vergeblichen Versuche bald wieder abstehen.

Die Anderen waren sofort zu ihrem Officier geeilt, hatten versucht, ihn aufzurichten, und da dies vergeblich war, seine Uniform aufgeknöpft, um ihm, so viel im Augenblick möglich, Hülfe zu leisten.

»Er ist schon todt,« sagte ein alter Unterofficier, der die Wunde untersucht und die Brust des Gefallenen entblößt hatte, – »die Kugel hat das Herz getroffen, da ist jede Hülfe vergebens.«

Die Soldaten standen mit zorn- und schmerzerfüllten Mienen an der Seite ihres Officiers, den sie hochgeschätzt und geliebt hatten und auf dessen jugendlicher, blutgetränkten Brust jetzt das Licht des Mondes wie ein Leichentuch lag.

»Niederträchtig,« sagte ergrimmt der Unterofficier, »nichtswürdig, auf solche Weise sein junges Leben zu verlieren! Aber es nützt nichts, todt ist er, und der Mörder,« setzte er die Faust drohend gegen die dunkle steile Wand erhebend hinzu, »der Mörder, – wir können ihm da droben nicht nach, – kein Terrain für Cavallerie. Zwei Mann bleiben bei dem Todten, die Anderen: Vorwärts! und aufgepaßt, 's wird mit Einem nicht abgethan sein.«

In dieser Voraussetzung hatte sich der Unterofficier jedoch geirrt. Die Husaren erreichten ungehindert die Ruine, welche sie der erhaltenen Ordre gemäß besetzten. Nach einer Viertelstunde traf Lothar mit den anderen Husaren ein, aber es bedurfte für ihn einer längeren Zeit, um sich von dem Eindrücke zu erholen, welche die Nachricht des Mordes seines jungen, von ihm geliebten Kameraden auf ihn hervorbrachte.

»Haben Sie sich vollständig überzeugt,« fragte er mit gepreßter Stimme den Unterofficier, »ist er wirklich todt?«

»Mitten durchs Herz geschossen, Herr Rittmeister, verstehe mich darauf, der arme junge, brave Herr Lieutenant, auf eine so niederträchtige Weise.«

Die letzte Bemerkung preßte Lothar das Herz zusammen, – er verhehlte es sich nicht, daß sein junger Kamerad statt seiner gefallen sei, daß ihm diese Kugel bestimmt gewesen und daß er ihn seiner eigenen Privatan gelegenheit wegen zu diesem seinem Berufe fernstehenden Unternehmen veranlaßt habe.

»Schlagt das Thor ein,« befahl er mit vor Aufregung bebender Stimme, »wir wollen wenigstens hinein, obgleich wir vergebens und zu spät gekommen sein werden.«

In kurzer Zeit befanden sich die Husaren innerhalb der Ruine, wo sie außer der blödsinnigen Magd und einer Kuh kein lebendes Wesen antrafen.

»Anzünden!« befahl Lothar, während er mit ernster, schmerzerfüllter Miene an einer Mauerecke lehnte, »tragt alles Brennbares zusammen, dort in den Räumen, wo sie gewohnt haben. Sie bleiben hier, Unterofficier, mit zehn Mann, und sorgen dafür, daß Alles, was brennbar ist, in Feuer aufgeht!«

»Zu befehlen, Herr Rittmeister, das Nest soll vollständig ausgeräuchert werden.«

Die anderen Husaren nahm er mit sich und eilte den Pfad nach dem Dorfe hinab.

Bei dem Todten, der noch an derselben Stelle lag, von den Husaren bewacht, knieete er nieder und legte die Hand längere Zeit in athemloser Spannung auf die Stelle des Herzens. Er war bereits starr und kalt. Er küßte leise die jugendliche, von blonden Locken umrahmte Stirn und erhob sich dann mit einem langen tiefen Seufzer.

»Armer, lieber Freund,« flüsterte er unhörbar vor sich hin, – »mußtest Du so enden – und meinetwegen.«

Dann stürmte er fort.

»Alarm blasen!« befahl er, im Dorfe angelangt, dem Trompeter, »Alarm! In einer Viertelstunde muß die Schwadron beisammen sein.«

Während die aufregenden Töne der Alarmtrompete durch das stille, im Schlafe ruhende Dorf schmetterten und bald von anderen erwiedert wurden, stieg der Feuerschein aus der Ruine empor, lohte hoch auf, und als die Flammen bald darauf über die alten Mauern hinaufschlugen, so daß die Häuser des Dorfes in ihrem rothen Widerscheine erglänzten, begann die Sturmglocke vom Kirchthurme zu läuten und es schien fast, als ob sich die Schreckensnacht des letztvergangenen Jahres erneuern solle.

Lothar stand vor dem bestürzten Schultheiß, den er aus dem Schlafe geweckt.

»Einer meiner Officiere ist meuchlings von jenen Schurken, die in der Ruine gewohnt, erschossen worden, – sie sind entflohen, aber ich will sie wieder haben und erschießen lassen, ehe mein armer Kamerad in das Grab gesenkt wird! Funfzig Bauern, mit Heugabeln oder Knüppeln bewaffnet, müssen in spätestens einer Stunde bereit sein, wer ein Gewehr besitzt, mitbringen! Wir werden den Wald durchsuchen, so lange und so weit, bis wir die Schurken gefunden. Machen Sie nicht ein so erbärmliches Gesicht,« fuhr er heftiger den bestürzten Mann an, »das Feuer hat nichts zu sagen, die alte Räuberhöhle

brennt nur aus, aber lassen Sie immerhin Sturm läuten, damit die Leute auf die Beine kommen. – Fünfhundert Gulden erhält Derjenige, der einen jener Schufte todt oder lebendig bringt, das können Sie bekannt machen. – Aber nun fort! – Wird mein Befehl nicht pünktlich erfüllt, so werde ich zum Aeüßersten schreiten und bei Ihnen zuerst beginnen!«

Während der bestürzte Schultheiß den Befehlen des fremden Officiers nachkam und die zum Löschen herbeieilenden Bauern um sich versammelte, während noch immer die Sturmglocke läutete, die Alarmsignale der Trompeten durch das Dorf schmetterten und die Husaren in Galop heransprengten, stand Lothar, dessen Pferd vorgeführt wurde, wieder vor dem Wirthshause.

Er beorderte zuerst eine Tragbahre, um den Todten herabzuholen, nur Husaren durften ihn tragen, keine Bauern. Ein Zug der Escadron blieb zurück, mit den anderen drei und den Bauern, welche sich, theils der ausgesetzten hohen Belohnung wegen, theils weil sie selbst die Bewohner der Ruine haßten, zahlreich versammelt hatten, zog er bald darauf fort.

Er selbst, sowie der ihn begleitende Officier und ein Zug Husaren waren zu Pferde, die anderen zu Fuß und nur mit Carabinern bewaffnet. Als sie an der Stelle vorbeikamen, wo der Pfad nach der Ruine sich abzweigt, waren, seit der Officier seinen Tod gefunden, kaum zwei Stunden vergangen. Sämmtliche Bauern, meistens junge Burschen, waren in dem Walde, dessen Durchsuchung es galt, vollständig bekannt, außerdem befanden sich auch

noch zwei Waldläufer bei dem Zuge, so daß man an der Ergreifung der Flüchtigen um so weniger zweifelte, als Alle vom regsten Eifer beseelt waren.

Erst spät am Abend des folgenden Tages kehrten sie ermüdet und ohne ihren Zweck erreicht zu haben zurück. Obgleich der Wald wie bei einer Treibjagd vollständig abgetrieben worden und man überall die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt und Erkundigungen eingezogen hatte, so war doch von den Flüchtigen nicht die geringste Spur gefunden worden.

Lothars Stimmung war eine sehr ernste und melancholische, erzeugt durch die Trauer um den verlorenen Kameraden und die Selbstvorwürfe, deren er sich deshalb nicht erwehren konnte.

Am Abend des folgenden Tages bestatteten sie den Gefallenen zur Ruhe, – die Salven der Carabiner verhallten an den Wänden des Thales, das Grab schloß sich über der Leiche des noch vor Kurzem so lebensfrohen, blühenden Jünglings, die Sonne sank in ungetrübter Schönheit hinter die mit dem ersten jungfräulichen Grün bekleideten Bergwände hinab, und als es dunkel geworden, saßen die Officiere wieder, aber ernst und schweigsam, vor dem Wirthshause zusammen, wie am vorgestrigen Abend.

Am andern Morgen marschirten die Husaren ab, die beiden Ruhetage waren zu Ende, sie mußten den erhaltenen Befehlen gemäß weiter.

»Die Belohnung bleibt nach wie vor ausgesetzt,« sagte Lothar zu dem Schultheiß beim Scheiden, »ich werde sie

bei dem Gerichte in Freiburg deponiren; lassen Sie das nochmals bekannt machen.«

Nach dem Abzug der Husaren, von denen nichts zurückgeblieben war, als das mit frischen Blumen geschmückte Grab eines ihrer Officiere, trat die alte Ruhe in dem Dorfe wieder ein. Die Ruine war vollständig ausgebrannt; Niemand hatte löschen dürfen, auch nicht die Absicht dazu gehabt.

In der zweiten Nacht, nach dem Abmarsche der Husaren, meldete der Wächter, daß er deutlich zweimal einen matten Lichtschimmer aus den ausgebrannten Fenstern der alten Mauern habe hervorleuchten sehen. Der Schultze, selbst keineswegs abgeneigt, die ausgesetzten fünfhundert Gulden, oder wenigstens einen Theil davon, zu verdienen, ließ in aller Stille einige zuverlässige Leute wecken, bewaffnete sich selbst mit seinem Gewehr und zog dann in möglichster Stille zur Ruine hinauf. Aber auch jetzt fand er daselbst Niemand, nur die frischen Spuren von Menschen, die dort gewesen, in den Keller gestiegen und Sachen daraus entfernt hatten.

NEUNTES CAPITEL. WANDELUNGEN.

In melancholischer Stimmung verfolgte Lothar an der Spitze seiner Husaren den Weg das Thal hinab. Der Tod seines jungen Kameraden hatte ihn tief ergriffen und in einer Weise erschüttert, wie dies früher in mehrfachen Schlachten und Gefechten, wo Viele an seiner Seite gefallen und verwundet waren, niemals der Fall gewesen.

Er empfand eine heiße Sehnsucht, Freiburg, wo er einen Brief Manuela's zu finden hoffte, sobald als möglich zu erreichen, und setzte den Marsch mit einer Eile fort, als ob von seinem Eintreffen ein wichtiger Erfolg abhängt. Immer wieder, sobald die Pferde sich ein wenig verschnauft hatten, ertönte sein Commando: Trab, und selbst zur Mittagsrast wurde den Husaren und Pferden nur eine ungewöhnlich kurze Zeit vergönnt.

Eigenthümliche, ihm bis dahin fremde Gedanken und Reflexionen gewannen in seiner Seele Raum, als er eine kurze Strecke vor der Escadron gesenkten Hauptes durch das enge Thal längs des wild rauschenden Baches dahin ritt. Nie war die Sehnsucht nach Manuela so mächtig und ihn beherrschend gewesen, nach ihr, der Geliebten, die er jetzt seit einem halben Jahre nicht mehr gesehen, deren letzten Brief er in Ulm erhalten und von der er in wenigen Stunden ein neues Pfand ihrer Liebe erwartete. Es würde ihm in diesem Augenblicke kein Opfer zu groß gewesen sein, um sie zu sehen, zu umarmen, an sein Herz zu drücken und ihren lieblichen Mund mit Küssen zu bedecken.

Dabei erwachte plötzlich eine Abneigung gegen den Beruf, dem er bis jetzt so leidenschaftlich angehangen. Weshalb hatte er den Bitten der Liebe widerstanden? Weshalb ihre schönen Augen mit den Thränen des Abschiedes erfüllt? Was wurde ihm dafür für ein Ersatz? Unterhandelte man nicht immer noch in Rastadt um den Frieden und gestand den übermüthigen Franzosen eine schimpfliche Bedingung nach der andern zu? Lohnte es

sich dieses nutzlosen Herumtreibens wegen der deshalb von ihm geforderten und gebrachten Opfer?

Eine Stunde vor Freiburg, die Pferde der Husaren waren von dem angestrengten Marsche so erschöpft, daß sie nothwendig einer längeren Rast bedürften, vermochte er seiner Sehnsucht und Ungeduld nicht länger zu widerstehen, übergab dem ältesten Lieutenant das Commando mit der Weisung, den Marsch nach einer Stunde fortzusetzen und ihn vor dem Thore von Freiburg zu erwarten, und sprengte in gestrecktem Galop davon.

Nach kaum einer halben Stunde sprang er vor der Post in Freiburg von dem mit Schaum bedeckten Pferde. Strahlenden Blickes, einen Brief in der Hand, kehrte er nach wenigen Minuten zurück, führte sein Pferd an eine abgelegene Stelle der Straße und las dort an seinen Bug gelehnt, unbekümmert um Alles, was ihn umgab, Manuela's Brief, dessen Unterschrift er zärtlich mit den Lippen berührte.

»Braver Roland,« sprach er dann, den Hals seines Pferdes klopfend, zu diesem, »hast es schwer gehabt heute, bist heiß und müde geworden, aber sollst nun auch ausruhen und dich erholen.«

Es war ihm ein Bedürfniß, in der jetzigen erhabenen und beglückten Stimmung wenigstens Einem Wesen Theilnahme und Wohlwollen zu beweisen.

Husaren und Pferde waren einquartiert und Lothar machte seinen Vorgesetzten die nöthigen Meldungen.

Sein Oheim, der General und Brigade-Commandeur, befand sich ebenfalls unter diesen und lud ihn sogleich zum Abendessen ein.

Lothar erschien jedoch ungewöhnlich spät, er hatte vorher noch Manuela's Brief beantwortet, dann aber, mitten im Schreiben von einer plötzlichen Idee erfaßt, wieder aufgehört. Sein Onkel empfing ihn mit Vorwürfen über seine Unpünktlichkeit und bedurfte erst einiger Zeit und einer Flasche guten Weines, um seine heitere Laune wieder zu gewinnen. Dieselbe wurde jedoch sehr bald von Neuem zerstört, denn Lothar sprach grade zu seine Absicht aus, den Dienst zu verlassen und seinen Abschied einzureichen.

»Was!« rief der General zornig, »jetzt, wo wir vor dem Ausbruche des Krieges stehen, jetzt kannst Du daran denken, Deinen Abschied nehmen zu wollen?«

»Vor dem Ausbruche des Krieges,« erwiderte ruhig Lothar, »sagen Sie lieber vor dem Abschlusse des Friedens. Ich bin es müde, mich so nutzlos umherzutreiben, und habe wichtigere Pflichten zu erfüllen.«

»Wichtigere Pflichten. Kann mir's denken, willst heirathen, Deine Freiheit an den Nagel hängen. Ich habe immer große Stücke auf Dich gehalten, weil, weil – nimm mir's nicht übel, ich rede ja von meinem Bruder – weil Du anders warst, wie Dein Vater, der für nichts weiter Sinn hatte, als in seinem Neste zu sitzen und wie ein Schmied Eisen zu fabriciren.«

»Ich bitte, Herr General,« unterbrach Lothar mit fester Stimme und zornigen Blicken, »ich bitte zu bedenken, daß es mein Vater ist, von dem Sie reden.«

»Na, ereifere Dich nicht unnöthig, Du weißt ja, daß wir Beide uns herzlich geliebt haben, und ich bin gewiß weit davon entfernt, von ihm etwas Nachtheiliges zu sagen, aber – nun, er hatte einmal seine eigene Ansichten –«

»Wie jeder grundsatzvolle Mann, und ich verehere ihn deshalb um so mehr.«

»Will Dich daran gewiß nicht hindern. Du bist aber Soldat, so viel ich bis jetzt geglaubt mit Leib und Seele, wenigstens warst Du es bisher. Als grundsatzvoller Mann, eine Eigenschaft, die Du an Deinem Vater rühmst, kannst Du daher jetzt unmöglich umsatteln wollen.«

»Ich bin Soldat geworden, in der Ueberzeugung, daß es die Pflicht jedes wehrhaften Mannes ist, in dieser bedrängten Zeit zu seinem Kaiser zu stehen und unsere Feinde besiegen zu helfen.

»Pflicht und Schuldigkeit,« schaltete der General ein.

»Aber ich habe weder Lust, noch empfinde ich einen Beruf dazu, beim Schlusse eines schimpflichen Friedens mit als Folie zu dienen.«

»Junge!« fuhr der General aus, »was sind das für subordinationswidrige Reden! Was fabelst Du immer vom Frieden? Die Szekler-Husaren sind nach Rastadt beordert, um der Farce daselbst ein Ende zu machen; – schade, daß man uns nicht befohlen; der General Bonaparte ist nach Aegypten abgesegelt, den sind wir daher wahrscheinlich

für immer los, denn Nelson wird ihn unterwegs zu finden wissen, und die Anderen? – pah, – Aventuriers und Schafsköpfe! Die Russen sind im Anmarsche und bald wird der Tanz gründlich losgehen.«

»Grade, weil der General Bonaparte nach Aegypten gegangen, kann man mit Sicherheit annehmen, daß die Franzosen den Frieden wollen

»Sie haben ihn fortgeschickt, weil das Directorium und das ganze andere Lumpengesindel sich vor ihm fürchtet; die besten Regimenter hat er mitgenommen, mit den anderen werden wir bald fertig werden.«

»Ich bin anderer Ansicht und bleibe bei meinem Entschlusse,« erwiderte mit bestimmtem Tone Lothar.

»Bleibe bei meinem Entschlusse!« rief heftig der General. »Wenn die Armee vor dem Feinde steht, Herr Rittmeister, so nimmt kein Officier, der Ehre im Leibe hat, seinen Abschied, und wenn er es dennoch thun sollte, so erhält er statt desselben einen Verweis oder auch Arrest, – wonach man sich zu richten hat!«

»Ich werde es dennoch darauf ankommen lassen,« erwiderte finster Lothar, »Gewalt wird meinen Entschluß am wenigsten ändern.«

»Aber erkläre mir,« sagte der General, nachdem er zornig und rasch einige Male im Zimmer auf- und abgegangen, vor Lothar stehen bleibend, der ihn ruhig, aber mit fester Entschlossenheit ansah, »was ist Dir eigentlich plötzlich in den Kopf gefahren? Ich werde vollständig irre an Dir, – ich begreife Dich nicht mehr.«

»Wenn es Krieg geworden, hätte ich fortgedient, jetzt, da es Friede wird, nehme ich den Abschied; es ist nie meine Absicht gewesen, im Frieden Soldat zu spielen.«

»Es ist aber noch nicht Friede.«

»Factisch schon längst. – Haben wir irgend ein Gefecht gehabt?«

»Hol der Teufel dieses nichtswürdige Geschwätz! Noch ist nicht Friede, und so lange bis er abgeschlossen sein wird, bleibst Du! – Ein Abschiedsgesuch reiße ich vor Deinen Augen entzwei.«

»So geben Sie mir vorläufig einen zweimonatlichen Urlaub.«

»Du bist rein toll, jetzt Urlaub! Hast Du denn plötzlich eine so große Angst, Deine Braut wieder zu sehen? Es kann jeden Tag losgehen.«

»Ich will mich verpflichten, sobald die Feindseligkeiten wirklich beginnen sollten, sofort zurückzukehren.«

»Höre, Lothar,« sagte freundlicher der General, »Du weißt, ich meine es gut mit Dir; es würde immerhin einer vieldeutigen Beurtheilung bei Deinen Kameraden unterliegen, wenn Du jetzt auf Urlaub gingest.«

»Ueberlassen Sie das mir; ich würde diese Beurtheilung zu regeln wissen; aber glauben Sie mir,« fuhr er nun ebenfalls mit dem alten vertrauenden Tone fort, »ich habe wirklich eine dringende Veranlassung, sowohl Manuela's als meiner Mutter wegen.«

»Leider sehe ich, daß Du Dich nur noch von den Weibern beeinflussen läßt, ich hätte das nie von Dir geglaubt. – Was sind denn das für dringende Veranlassungen?«

»Sie müssen es mir erlassen, dieselben näher zu erörtern.

»Nun, so geh ins Teufels Namen!« rief wieder zornig der alte General, – »hier wirst Du unter solchen Umständen doch nichts nützen. Zwei Monate, unter der ausdrücklichen Bedingung sofortiger Rückkehr auf besondere Ordre.«

»Wie Sie es befehlen,« sagte mit froher Miene Lothar. »Zweifeln Sie keinen Augenblick an mir, aber – soll ich wirklich ins –«

»Na, ne Redensart, weißt schon. Wann willst Du fort?«

»Morgen in aller Früh, lieber Oheim.«

»Hast's verdammt eilig. – So geh denn in Gottes Namen, hoffe Dich recht bald und als den Alten wiederzusehen.«

Dankbar und herzlich verabschiedete sich Lothar von seinem Oheim, der sich über die plötzliche Sinnesänderung seines Neffen noch immer nicht beruhigen konnte, eilte nach Hause, um den Brief an Manuela zu beenden. Er schrieb nur noch wenige Zeilen:

»Ich eile diesem Briefe nach, Geliebte! Vielleicht küsse ich Dich noch früher und drücke Dich an mein Herz, ehe Deine lieben Augen auf diesen Zeilen ruhen! Ich habe Urlaub genommen, der Krieg ist zu Ende und dann doch alles Andere mündlich. In fünf Tagen hoffe ich den Raum, der uns trennt, zu durchheilen, ich fahre mit Courierpferden. – Wir werden das, was ich jetzt schreibe, gemeinschaftlich lesen, – aber ich muß es dennoch schreiben, doch den Brief absenden, die Sehnsucht nach Dir führt

meine Feder. Ich küsse Dich in Gedanken, – tausendmal, – wie ich Dich bald in der Wirklichkeit küssen werde. Lebe wohl, Du mein Herzens süßes Lieb.

Ewig Dein *Lothar*.«

Er ließ den Oberleutenant seiner Escadron rufen, theilte ihm mit, daß er dringender Familienangelegenheiten wegen beurlaubt sei, übergab ihm das Commando der Escadron und jagte seine Stunde später in einem leichten, mit Courierpferden bespannten Wagen auf der nach Osten führenden Straße dahin.

ZEHNTES CAPITEL. DER WINTER IN RADOWA.

Es waren jedoch nicht der schleppende Gang der Rastadter Friedensunterhandlungen und die bisherige militärische Unthätigkeit allein, welche ihn zu diesem auffallenden Schritte veranlaßt hatten, sondern etwas ganz Anderes, was er sich aber selbst nicht eingestand. Die wirkliche Ursache seiner plötzlichen Wandelung lag in Manuela's Briefen. Sie hatten, so zärtlich und liebevoll sie auch gefaßt waren, doch in der letzten Zeit eine eigenthümliche, fremdartige Färbung angenommen, welche ihn beunruhigte, ja sogar eine mit Eifersucht gepaarte Empfindung in ihm erzeugte. Wenn er sich auch derselben schämte und sich selbst verspottete, eine solch untergeordnete Person, – ein Hofmeister, – er vermochte diese Vorstellung, diese Gedanken doch nicht los zu werden, sie kamen immer wieder, stärker und mächtiger auf- und abfluthend, wie die Wogen des Meeres.

Zuerst hatte ihn Manuela ganz beiläufig benachrichtigt, daß der neue Hofmeister, Namens von Walburg, eingetroffen, ein bescheidener und gewandter Mann sei und die wilden Knaben bereits vollständig gezähmt habe, auch ihn, Lothar, kenne, da er in Wien öfter mit ihm zusammen getroffen.

Also dieser Walburg war Hofmeister in Radowa, – vielleicht hatte er grade an jenem Tage, wo er ihn im Hôtel des Grafen getroffen, mit diesem abgeschlossen.

Weshalb verheimlichte er dies damals, da er doch von ihm erfuhr, daß er des Grafen künftiger Schwiegersohn sei? Es erregte eine unangenehme Empfindung bei ihm, als er aus Manuela's Brief erfuhr, daß grade dieser Walburg in Radowa Hauslehrer geworden.

In dem folgenden Briefe widmete sie Walburg eine ganze Seite. Sie erzählte, daß ihre Brüder in der kurzen Zeit seines Dortseins völlig verändert geworden und mit einer schwärmerischen Anhänglichkeit ihm zugethan seien. Sie folgen dem Winke seiner Augen, schrieb sie, und doch blicken diese Augen niemals zornig oder strenge, sondern ernst, sanft und milde.

Dann schilderte sie sein Benehmen gegen ihre Eltern und gegen sie. Seine Haltung sei die eines vornehmen, gebildeten Mannes und dabei ohne jede Ueberhebung, stets sich der Stellung bewußt, worin er sich befinde. Gegen sie benehme er sich höchst ehrfurchtsvoll, was sie oft förmlich ärgere. Auch von ihm, Lothar, erzähle er öfter und äußere sich dann in der rühmendsten, aner kennenswerthesten Weise.

Letzteres ärgerte ihn besonders.

Dann kam sie auf sein musikalisches Talent, und hierbei war es, wo sie aus dem schlichten bisherigen Erzählungston in den einer unverkennbaren, fast begeisterten Bewunderung überging.

»Eine solche Stimme habe ich noch nie gehört,« schrieb sie, »ich habe überhaupt nie geglaubt, daß es eine solche geben könne. Es ist ein Tenor so weich und lieblich und doch wieder so markig und erschütternd, daß er bis in die innerste Tiefe der Seele dringt, und ich mich oft abwenden muß, weil ich fühle, daß meine Augen sich mit Thränen füllen.

»Der Vater, der die Musik nicht liebt, ja eigentlich einen Widerwillen gegen sie besitzt, kann sich doch des Eindruckes dieser göttlichen Stimme nicht erwehren, und bittet oft selbst Herrn von Walburg, Abends etwas zu singen. Er thut es aber nicht immer. Mir hat er zwar eine solche Bitte noch nie abgeschlagen, aber ich bitte ihn jetzt auch deshalb nicht mehr. Auch die Mutter ist ganz entzückt, obgleich sie, ich weiß nicht weshalb, eine Abneigung gegen Walburg zu haben scheint, eben so wie Sardoni, welcher Letzterem übrigens natürlich höchst gleichgültig bleibt.«

In seiner Antwort auf diesen, ihren vorletzten Brief hatte Lothar sich mit einer nicht zu verbergenden Empfindlichkeit, selbst mit Nichtachtung über Walburg ausgesprochen, wenn auch nur in einigen kurzen Sätzen, und zugleich hinzugefügt, daß ihn derartige Mittheilungen nicht im mindesten interessirten. Sie hatte darauf in

ihrem letzten Briefe Walburgs mit keiner Silbe mehr erwähnt, worin er wieder eine absichtliche Unterlassung gefunden.

Der Vorfall auf der Ruine, das tragische Ende seines jungen Kameraden, der Gedanke, daß jene beiden mystischen Banditen wahrscheinlich neue Versuche gegen die jetzt unter seinem Schutze stehende Wanda machen würden und vorzugsweise Manuela's letzter, in Freiburg empfangener Brief hatten dann plötzlich seinen Entschluß, mit dem er sich schon lange umhergetragen, nach der Heimath wenigstens auf einige Zeit zurückzukehren, zur Reife gebracht.

Es lag in seinem Charakter, gefaßte Vorsätze mit fester Entschlossenheit und zäher Nachhaltigkeit zur Ausführung zu bringen und sich durch entgegnetretende Hindernisse nicht davon abhalten zu lassen; die letzteren waren im Gegentheil immer dazu geeignet, ihn darin zu bestärken und zum Widerstande zu reizen.

Kehren wir jetzt nach Radowa zurück.

Wie der Leser bereits aus Manuela's Briefen oberflächlich erfahren, erfreute sich das Erziehungsverfahren des neuen Hofmeisters des besten Erfolges; die Knaben hingen an ihm mit hingebender Liebe, folgten seinen Anordnungen, selbst seinen Winken und waren fleißig und folgsam. Der Graf erkannte bald, daß er eine glückliche Wahl getroffen und daß dieser Theil seiner häuslichen Sorgen vorläufig beseitigt sei. Der Hofmeister war für ihn ein Diener, ein Beamter, allerdings von besonderem Schlage. Aber grade deshalb und weil er bei aller

Bescheidenheit sich doch sehr zu seinem Vorthail unterschied und dadurch unwillkürlich zu der gräflichen Familie in nähere Beziehungen kam, hielt er sich besonders verpflichtet, ihm seine untergeordnete dienstliche Stellung bei jeder sich darbietenden Gelegenheit wieder in Erinnerung zu bringen. Solche Gelegenheiten aber boten sich täglich dar, sie hingen eigentlich lediglich nur von der Laune des Grafen selbst ab, und er wurde in deren Herbeiführung von seiner Frau nicht nur unterstützt, sondern oft förmlich dazu provocirt; denn es war unverkennbar, daß diese aus nicht zu erklärenden Gründen eine Abneigung gegen Walburg empfand.

Das Benehmen des Letzteren blieb jedoch immer dasselbe und markirte niemals eine ihm oft ohne jede Veranlassung zu Theil werdende Hinweisung auf seine untergeordnete Stellung. Er erschien nur bei Tische, wenn er dazu besonders geladen wurde, selbst als dies eine Zeitlang täglich geschehen und gleichsam schon zur Regel geworden, dann aber an einem Tage vergessen, aber als selbstverständlich betrachtet war, blieb er fern und hatte, als man nach ihm sandte, das Schloß verlassen. Seinen Beruf, die Erziehung der Knaben, erfüllte er auf das Gewissenhafteste, und auch der Unbefangenste mußte anerkennen, daß mit seinen Zöglingen eine vollständige und vortheilhafte Wandelung vorgegangen sei. Seine Umgangsformen waren diejenigen eines gebildeten, in den höheren Gesellschaftskreisen vollständig heimischen Mannes. Ungeachtet der sein Benehmen stets kennzeichnenden Bescheidenheit und Zurückhaltung übte seine

Gegenwart dennoch bald einen beherrschenden Einfluß aus, dem sich selbst der Graf nicht zu entziehen vermochte, was sich durch ein minderes Sichgehenlassen und der Enthaltung oft unpassender Scherze documentirte.

Walburg sprach unveranlaßt selten oder nie, dann aber den Gegenstand in einer Weise beherrschend und mit einer so anziehenden Beredsamkeit, daß man ihm mit steigender Aufmerksamkeit, oft sogar mit Bewunderung zuhören mußte. Sobald das Gespräch eine andere Wendung nahm oder er mit scharfer Beobachtungsgabe erkannte, daß das verhandelte Thema beginne an Anziehungskraft zu verlieren, ließ er es fallen und fand leicht und gewandt den Uebergang zu Anderem oder auch zu zurückhaltendem Schweigen.

Kurz, man mußte anerkennen, der Hofmeister sei ein gewandter, sehr unterrichteter, höchst anständiger und zugleich seine Stellung vollständig erkennender und sie nie überschreitender Mann.

Dennoch übte er eine Herrschaft aus über Diejenigen, welche hinsichtlich ihrer Bildung unter ihm, in Beziehung auf Klugheit, selbst Schlaueheit wenigstens nicht über ihm standen.

Sardoni mied ihn, legte sogar öfter eine gewisse Nichtachtung und ein lauernes Mißtrauen gegen ihn an den Tag, was Walburg nur durch ein Fernhalten von seinem Gegner erwiederte, den er bald als solchen erkannte und um so schärfer beobachtete.

Gegen Manuela zeigte er sich im höchsten Grade zurückhaltend und ehrfurchtsvoll. Er redete sie nie an, und

sprach nur zu ihr, wenn dies im Laufe einer gemeinsamen Unterhaltung nöthig wurde, und auch dann niemals mehr als erforderlich.

Der Winter verging in sehr geselliger Weise, man war vielfach eingeladen, hatte selbst während des Carnevals eine Woche in Prag zugebracht, darauf mehre größere Gesellschaften in Radowa in Scene gesetzt, wobei der Graf, jetzt nicht mehr in seinen Geldmitteln genirt, wieder eine verschwenderische Pracht entfaltete. Walburg war natürlich von all diesen Dingen fern geblieben, eine längere Zeit hatte man sich gar nicht um ihn bekümmert, ja ihn fast vergessen. Ihm schien dies angenehm und erwünscht, er zog sich mit den Knaben vollständig zurück, studirte und arbeitete viel, bis tief in die Nacht hinein, so daß oft der Schein der Lampe noch durch die herabgelassenen Vorhänge seiner Fenster sichtbar blieb, wenn die strahlenden Lichter in den Gesellschaftssälen bereits erloschen waren. Seinen Arbeitstisch bedeckten eine Menge Bücher, meist philosophischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, worunter besonders Voltaire, Rousseau und Lamettrie vertreten waren. Von dem Letzteren lasen die Knaben einst die Titel: *L'école de la volupté, Traite de la vie heureuse, Venus metaphysique* und *La politique du médecin de Machiavel*. Sie fanden dies so interessant, daß sie ihre Schwester baten, ihnen dieselben zu übersetzen.

Hätte Manuela gewußt, daß der Verfasser jener Schriften der Vertreter des größten Materialismus gewesen

und daß mehre seiner Werke in Paris und selbst in Holland öffentlich durch den Scharfrichter verbrannt worden seien, sie würde sich mit Abscheu abgewandt haben. So aber besaß sie davon, wie überhaupt von diesen Lehren, keine Ahnung und erröthete nur über den Cynismus der Titel jener Bücher, welche sie ihren Brüdern als geschichtliche Abhandlungen bezeichnete.

Als der Carneval vorüber und die Fastenzeit eingetreten war, hörten die geselligen Zerstreuungen auf. Der böhmische Adel hielt und hält noch sehr auf die strenge äußere Beobachtung der kirchlichen Formen und Gebote, und Manuela war unter der Herrschaft dieser Grundsätze geboren und erzogen.

Der Aschermittwoch änderte plötzlich die bisherige Lebensweise, man blieb zu Hause und suchte sich dort so gut als möglich zu unterhalten und zu zerstreuen.

Walburg mußte Abends zuweilen vorlesen, und dabei erinnerte sich der gelangweilte Graf einmal, daß der Hofmeister ja auch musikalisch sei und eine schöne Stimme haben solle.

Er selbst war durchaus kein Freund der Musik, es durfte nie in seiner Gegenwart gespielt oder gesungen werden; heute forderte er zum Erstaunen seiner Frau jedoch den Hofmeister dazu auf. Er wußte die Zeit eben nicht besser todt zu schlagen.

Walburg schien einen Moment zweifelhaft, ob er dem Verlangen des Grafen entsprechen oder ablehnen und seine musikalische Befähigung verleugnen solle, dann

aber setzte er sich mit einem flüchtigen, kaum bemerkbaren Blick auf Manuela an das Clavier und sang nach einem kurzen Präludium ein Lied.

Die Wirkung auf die Zuhörer war eine ganz ungewöhnliche, außerordentliche. Die Gräfin schien auf das Tiefste ergriffen, Manuela's Augen ruhten mit Bewunderung und feuchtem Glanze auf dem Sänger und selbst der Graf konnte sich eines eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren und sprach seine Anerkennung unverhohlen aus.

»Sie haben ja eine prachtvolle, eine herrliche Stimme, lieber Walburg,« sagte er, »ich glaube, soviel ich davon verstehe, Sie könnten sich auf den ersten Bühnen Europa's hören lassen.«

»Ew. Erlaucht sind sehr gütig und belieben zu schmeicheln,« erwiderte Walburg aufstehend, »eine Stimme läßt sich im Zimmer niemals richtig beurtheilen.«

»Nun, ich verstehe nicht viel davon, aber all das Gesinge in der Wiener Oper hat mir nicht so gut gefallen.«

»Wollen Sie schon aufhören,« fragte schüchtern Manuela, »Sie würden uns sehr erfreuen, wenn –«

»Sie haben lediglich zu befehlen, gnädiges Fräulein, insofern der Herr Graf oder die Frau Gräfin nicht –«

»Wir bitten gleichfalls sehr darum,« sagte mit ungewöhnlicher Freundlichkeit die Letztere.

»Das kleine Lied war von Mozart,« wandte er sich wieder an Manuela, »befehlen Sie vielleicht eine größere Arie von demselben oder eine solche von einem italienischen Componisten?«

»Ganz wie es Ihnen zusagt,« erwiderte sie schüchtern, »am liebsten erst die eine, dann die andere.«

Er setzte sich wieder an das Instrument und sang zuerst die schöne Arie des Octavio aus dem Don Juan, dann eine italienische Canzone, eine Liebesklage, von melodischer, sehnsüchtiger Composition.

Walburg besaß eine jener weichen und doch markigen Tenorstimmen, deren Klangfarbe unsere feinsten Nerven erzittern macht und unser Gefühl in überwältigender Weise erregt. Er verband damit eine vollendete Technik, so daß die Ausführung auch der schwierigsten Stellen nie der Einwirkung des Gesanges hindernd in den Weg trat.

Für das Weib ist das Gehör der gefährlichste Sinn, und Sprache und Gesang üben auf sie die berückendste Gewalt aus. Durch die Aepfel am Baume der Erkenntniß würde Eva allein nicht verlockt worden sein, so schön sie ausgesehen haben mögen; erst die Worte der Schlange verführten sie, und wenn die Schlange ihre Worte gesungen hätte, würde sie vielleicht noch früher zum Ziele gekommen sein, obgleich es auch so nicht sehr lange gedauert hat.

Auch Manuela war von dem Gesange Walburgs förmlich wie berauscht, ihre lebhaftes Phantasie, ihre leichte und erregbare Empfänglichkeit für alles Schöne und Erhabene ließen sie plötzlich in Walburg den Träger eines beneidenswerthen, herrlichen Talentes, den mit dieser höheren Begabung Begnadigten, erblicken. Er war von

diesem Augenblicke an für sie ein Anderer. Nicht daß irgend eine zärtliche Neigung für ihn in ihrem Herzen entstanden wäre, nein, sie bewunderte ihn nur, sie blickte zu ihm auf, wie zu einem über ihr Stehenden, dem sie um so mehr diese Empfindungen widmen mußte, weil seine große Bescheidenheit und sein abgeschlossenes Wesen ihn Monate lang in ihrer Nähe hatte weilen lassen, ohne daß sie von seinem großen Talente irgend eine Ahnung gehabt.

An jenem Abende schrieb sie den Brief an Lothar, welcher diesen besonders unangenehm berührte und den er deshalb weniger zärtlich beantwortet hatte.

ELFTES CAPITEL. DIE SAAT DES ZWEIFELS.

Die Musik bildete die Brücke zu weiteren, näheren Beziehungen zwischen Walburg und Manuela. Die Letztere gelangte dadurch, nachdem dieser Uebergang einmal stattgefunden, in eine für sie bisher ganz unbekannte Welt mit neuen und fremdartigen Anschauungen.

Auch sie war musikalisch, besaß jedoch außer der begeisterten Liebe für diese Kunst keine hervorragende Befähigung dazu. Grade deshalb bewunderte sie diese aber um so mehr an dem Lehrer ihrer Brüder und übertrug dieselbe mit der Auffassung und Uebertreibung der Jugend auch auf seine anderen Eigenschaften. Er vermochte sich ihrer Gesellschaft und der damit verbundenen anregenden Unterhaltung nicht mehr zu entziehen, so sehr er auch bemüht war, seine Stellung zu wahren und jede

Veranlassung zur Ueberschreitung derselben zu vermeiden. Ihr lebhafter Geist, ihre Wißbegierde, die Beweglichkeit, selbst das Unstäte ihrer Auffassungen machten zwischen ihnen bald diejenigen Fragen und Erörterungen zum Gegenstande ihrer Gespräche, welche die Seelen der denkenden Menschen von jeher beschäftigt haben, und obgleich unlöslich, stets beschäftigen werden.

In den Lehren der Ursulinerinnen aufgewachsen, in der Strenge des katholischen Glaubens, welcher die eigene Forschung über die höchsten Wahrheiten als ketzerisch verwirft und bei dem Unterrichte durch Fernhaltung des dahin Führenden namentlich bei dem weiblichen Geschlechte sich in der Wissenschaft auf einige harmlose Zusammenstellungen beschränkt, erregten die an sich unverfänglichsten Andeutungen und Mittheilungen Walburgs bei ihr zuerst Verwunderung, dann Zweifel und bald, wie immer, wenn man von der Frucht der Erkenntniß gekostet, das Verlangen nach mehr.

Er rollte das Bild der Schöpfung vor ihren erstaunten Blicken auf; verdeutlichte ihr die Unermeßlichkeit derselben, zeigte ihr die Entfernungen der Sterne, von denen es keinen Maßstab gibt, und die des Menschen Geist nicht zu fassen vermag; entwarf ein Bild von der ebenso unfasslichen verschwindenden Kleinheit der Erde, und führte sie so selbst zu der Frage: was der Mensch auf diesem im unendlichen Weltall nach ewigen starren Gesetzen sich bewegenden Atome sei?

Dann sprach er von der ebenso staunenswerthen, ebenso unendlichen Welt im Kleinen. Er erklärte ihr die

Geheimnisse des Fernrohrs und des Mikroskops; belehrte sie, daß im Wassertropfen Tausende von Thieren lebten mit organisch gebildeten Körpern, welche wie die andern ihre Bestimmung erfüllten, Lust und Schmerz empfänden, und ebenso spurlos, wie die größeren und begabteren Wesen sich wieder in die Stoffe, aus denen sie gebildet seien, zersetzten.

Es schwindelte und wirbelte in dem Geiste des jungen Mädchens umher, sie wurde verwirrt, unklar und zweifelhaft in ihren Vorstellungen, denn sie vermochte das Alles mit den einfachen, klaren und beglückenden Wahrheiten nicht zu vereinigen, die man ihr gelehrt, und über welche nachzudenken oder woran gar zu zweifeln man als eine schwere Sünde bezeichnet hatte.

Er sprach von dem Allen so mit Bestimmtheit, zugleich so nebensächlich wie von feststehenden, ganz unleugbaren Thatsachen. Er sprach davon auch nur durch sie selbst veranlaßt, beantwortete nur ihre Fragen oder widerlegte ihre Einwürfe. Bei vielen und sogar bei den wichtigsten Dingen gestand er auch unumwunden ein, daß man dies noch nicht erforscht habe, daß die bisherigen Mittel der Wissenschaft dazu nicht hingereicht hätten, oder auch, daß man sie nie erforschen werde, weil der menschlichen Erkenntniß eine bestimmte Grenze zugewiesen sei, über welches: »Bis hierher und nicht weiter!« sie niemals hinauskommen werde.

»Aber weshalb hat Gott, der Allmächtige und Alliebende, denn die Menschen so unvollkommen geschaffen?« fragte sie mit gerötheten Wangen und glänzenden

Augen, »es stand ja in seiner Macht, sie vollkommen zu machen?«

»Kein Warum, gnädigste Gräfin, vermag der Mensch zu beantworten, nicht ein einziges; so ist er ebenfalls geschaffen. Wir vermögen die Erscheinung zu erkennen, ihre Eigenschaften zu erforschen, bei den meisten ebenfalls nicht, wenigstens jetzt noch nicht, es liegt jedoch nicht außer der Möglichkeit; aber *warum*, *weshalb* sie so ist und hat werden müssen, warum zum Beispiel die Rose roth, die Blätter grün sind und nicht umgekehrt, weshalb wir so sind, wie wir sind, mit all den vielen Mängeln und Unvollkommenheiten, in der steten Begleitung der Sorge und des Schmerzes und schließlich dem Tode verfallen, – das Alles und überhaupt Alles über den Ursprung, die Bestimmung und den Zweck des Seienden wird nie eines Menschen Geist auch nur annähernd ergründen.«

»Das ist ja trostlos – entsetzlich,« sagte sie leise und ergriffen.

»Weshalb trostlos? Das Trostlose für uns kann nur darin liegen, innerhalb des uns gegebenen Kreises der Erkenntniß das Auge unsers Geistes zu verschließen.«

»Sie haben Recht,« erwiederte sie tief aufathmend und mit einem strahlenden Blicke. »Sie sagen es nur mit anderen Worten. Unser Verstand vermag die Größe Gottes und seiner Werke nicht zu fassen, wir wären armselige, beklagenswerthe Wesen, wenn Gott sich nicht unserer erbarmt, sich uns nicht geoffenbart, nicht die Sünde von uns genommen und seinen einzigen, eingeborenen

Sohn nicht für uns am Kreuze hätte den Tod erleiden lassen. Ebenso sagte es auch die *mater referendissima*: Unser Wissen ist eitel Stückwerk, nur im Glauben können wir selig werden. Deshalb hat uns Gott den geoffenbarten Glauben gegeben, damit wir nicht elend zu Grunde gehen, wie die Heiden und die Ketzer. Nicht wahr, das meinten Sie auch, und deshalb ist es Sünde, an den Lehren der heiligen Kirche zu zweifeln?«

»Gewiß, meine gnädigste Gräfin,« erwiderte er, seine dunkeln Augen forschend und mit einem eigenthümlichen Ausdrücke auf sie richtend, als ob er in ihrer Seele hätte lesen wollen, »ganz dasselbe meinte ich. – Doch ich sehe Ihre Frau Mutter sich nähern, gestatten Sie mir, ihr entgegen zu gehen und sie zu begrüßen.«

Sie vermied es nach dieser beziehungsvollen Unterredung längere Zeit, mit ihm derartige Gespräche zu führen; sie mied ihn selbst sogar, um die Gelegenheit dazu abzuschneiden. Aber die Saat des Zweifels war in ihre Seele gefallen und begann zu keimen. Sie fand in ihrem lebhaften Geiste und ihren sensitiven Nerven den geeigneten Boden. Es war eine ganz neue und bewältigende Vorstellung, daß es Menschen geben könne, begabte, kenntnißreiche, talentvolle Menschen, wie Walburg, welche über die ihr als die höchsten Wahrheiten aufgestellten Lehren anders denken könnten. Daß er dies aber that, schien ihr immer unzweifelhafter, je mehr sie darüber nachdachte, obgleich er ihr schließlich zugestimmt,

und das Verlangen, ja selbst die Begierde, mehr zu erfahren, um ihm zu widerlegen, wurde immer stärker und mächtiger.

Schon mehrmals hatte sie diesem Drange nicht widerstehen können und die Gelegenheit dazu absichtlich aufgesucht, aber er war ihr ausgewichen, hatte es sichtlich vermieden, irgend eine andere, als eine ganz unverfängliche Unterhaltung mit ihr zu pflegen.

Am Abende eines schönen klaren Sommertages saß sie mit einer Handarbeit beschäftigt unter einer schattigen Linde im Parke am Rande eines freien Rasenplatzes, von dem man die Aussicht auf das Schloß und zugleich auf einen Theil des nach dem Walde hinaufführenden Weges genoß. Die kunstvolle Stickerei, welche ihre schmalen kleinen Hände gefördert, lag müßig in ihrem Schooße und ihre Augen blickten mit jenem Ausdruck vor sich hin, welcher bekundet, daß diese Sinneswerkzeuge nicht im unmittelbaren Dienste der Seele stehen. Ihre Gedanken schweiften weit fort über die das Thal begrenzenden Höhen, hinweg über den sie von Lothar trennenden Raum, bis zu dem fernen Rhein, wo er jetzt weilte. Die Sehnsucht erfaßte ihr Herz und machte es schneller schlagen; der Schmerz preßte ihre Brust zusammen, sie mußte tief und schwer athmen, als ob sie die beengenden Fesseln dadurch hätte zersprengen wollen.

Weshalb war er fern? Weshalb saß er nicht an ihrer Seite und sprach zu ihr Worte der Liebe, deren sie jetzt mehr denn jemals bedurfte? Weshalb gab es etwas Höheres, Wichtigeres für ihn, als die Liebe? Immer diese alten, oft

durchgedachten, oft widerlegten und fortgewiesenen Gedanken. – Gehörten diese: »Weshalbs und Warums« auch zu denen, von denen Walburg gesagt hatte, daß sie niemals beantwortet werden könnten? Ein Sandkorn sollte viel, viel größer im Verhältniß zur Erde sein, als diese zum Weltall, und doch war sie auf diesem Sandkorn von ihm getrennt, – der Raum, welcher zwischen ihnen lag, kam gar nicht in Betracht, aber er trennte sie dennoch, und es war schließlich dasselbe, ob er durch Millionen von Meilen oder durch ein nicht zu überschreitendes Hinderniß dargestellt wurde, – es war immer dasselbe, wenn er nicht bei ihr sein, sie ihn nicht sehen, hören, umarmen und küssen konnte.

Es wogte wirr und wild durcheinander in der bis dahin so harmlosen Seele des jungen Mädchens. Unklare Empfindungen und electrisch überspringende Geistesfunken, träumerisches Sichhingeben und Erinnern an die Wiegenlieder der Kindheit, und das Geblendetwerden der an die Dämmerung gewöhnten Augen durch die Streiflichter des Wissens und der Erkenntniß. Ein noch tieferer Seufzer entströmte ihrer Brust, und sie erhob mit dem Ausdrücke innerer Beängstigung ihre bis dahin unverrückt auf die Erde gesenkt gewesenen Augen. Ihre Blicke schweiften unbewußt nach dem drüben von der Höhe herabführenden Wege; dann zuckte sie leise zusammen.

Sie sah Walburg jenen Weg hinabkommen; er ging nachdenkend, vor sich hinschauend, wie dies seine Gewohnheit war. Hart am Wege lag eine kleine Capelle mit einem wunderthätigen Marienbilde, wie es deren in Böhmen viele gibt; die Thür stand offen und vor derselben knieeten betend mehre Landleute.

Lässig und ohne hinzublicken ging er an der Capelle vorüber. Sie hatte es deutlich gesehen, daß er vor der wunderthätigen Maria sich nicht verneigt, nicht den Hut abgenommen. Sie schreckte zusammen, sie wußte, daß er kein Ketzer, sondern ein rechtgläubiger Katholik war, daß er an jedem Sonntage mit ihren Brüdern in die Messe ging, wo sie ihn immer gesehen hatte – und jetzt? Vielleicht oder sogar ganz gewiß hatte er in Gedanken verloren die Capelle nicht gesehen, nicht beachtet, – sie mußte das wissen. Mit der ihr eigenen leidenschaftlichen Ungeduld trieb es sie, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. – Sie stand auf und winkte ihm, – sie rief sogar, als er nicht herübersah und empfand eine freudige Genugthuung, als sie sich überzeugte, daß er ihrem Verlangen entsprach.

»Wissen Sie, Herr von Walburg,« sagte sie nicht ohne Verlegenheit, als er sie ehrfurchtsvoll grüßend bis in ihre Nähe gelangt war, »wissen Sie, weshalb ich Sie gerufen habe?«

»Nein, mein gnädigstes Fräulein, wie sollte ich das wissen.«

»Sie werden es mir nicht übel nehmen, aber ich möchte darüber gern Gewißheit haben. Sie gingen an der Capelle mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde vorbei, ohne sich zu verneigen, ohne Ihren Hut abzunehmen, und doch steht die Thür offen, und es knieen Betende davor. Thaten Sie das absichtlich?«

»Absichtlich?« fragte er und sah, während er dieses Wort langsam, aber ohne jede Verwunderung aussprach, wieder mit jenem eigenthümlichen festen, forschenden Blicke in ihre Augen, welche sie dann jedesmal niederschlagen mußte, – »wie können Sie mir eine solche Absicht zutrauen; ich werde es niemals unterlassen, Demjenigen, was Andere für heilig halten, äußerlich meine Ehrerbietung zu bezeugen.«

»Nun, das freut mich,« sagte sie, obgleich eigentlich durch diese zweideutige Antwort nicht befriedigt, »ich habe auch nie daran, gezweifelt. Haben Sie einen weiten Spaziergang gemacht?« fuhr Sie fort, sich wieder niedersetzend und mit der Hand einladend, auf einen leeren Stuhl deutend, »es war heute ein wunderherrlicher Tag.«

»Ich habe mit Ihren Brüdern geschwommen, dann sind sie allein zurückgegangen, weil ihnen noch eine Arbeit obliegt, und ich machte einen Umweg durch den Wald.«

»Halten Sie das Schwimmen auch für eine nothwendig zu erlernende Kunst? Ich glaube, daß man selten in die Lage kommen wird, sie zu gebrauchen.«

»Das Schwimmen ist keine Kunst, sondern nur eine Fertigkeit, und je mehr Fertigkeiten wir uns erwerben,

zu denen wir nach unserer Organisation befähigt sind, je mehr erfüllen wir unsere Bestimmung.«

»Dann wäre die Bestimmung des Mannes, eine viel höhere, als die des Weibes.«

»Weshalb glauben Sie das? Es gibt Vieles, und zwar nicht allein Fertigkeiten, worin das Weib den Mann weit übertrifft, worin er immer hinter demselben zurückstehen wird.«

»Vieles? Was zum Beispiel?«

»Alles, was seinen Ursprung dem Empfinden oder derjenigen Begabung verdankt, welche wir bildlich das Herz nennen.«

»Aber der Verstand? Der gehört natürlich allein dem Manne?«

»Der leichtbewegliche, schnellerfassende, jeder Lage sich anschmiegende Verstand ist nur das Erbtheil der Frauen; des Mannes Denken und ganze geistige Ausbildung ist schwerer, langsamer, dann vielleicht etwas umfassender und tiefer.«

»Ich danke für dies offene Geständniß,« sagte sie lachend, »wir sind danach erwachsene Kinder, nichts weiter, aber Sie –«

»Am glücklichsten sind diejenigen,« erwiderte er mit einem melancholischen Lächeln, »welche sich ihre kindlichen Anschauungen erhalten können, so lange ihr Leben währt; – leider ist es aber dem denkenden Menschen eben so unmöglich, das Wachsthum seines Geistes, wie dasjenige seines Körpers zu verhindern; wir müssen auch

gegen unser Wünschen und Wollen werden, wie es unsere Bestimmung bedingt. Unsere Aufgabe bleibt es, sie zu erfüllen, und wir verfehlen sie, wenn wir nach der Erlangung von Fähigkeiten streben, welche uns die Natur versagt hat, – deshalb ist auch ein weibischer Mann eben so verächtlich, wie ein männliches Weib.«

Er war wieder in die ihm eigene, für sie ungewohnte, deshalb aber um so anregendere sententiöse Unterhaltungsform gerathen, und sie konnte daher dem Verlangen nicht widerstehen, die Unterredung fortzusetzen und einen Gegenstand zu berühren, von dem ihre Gedanken erfüllt waren, obgleich eine innere Stimme ihr zuflüsterte, daß sie damit ein Unrecht begehe.

ZWÖLFTES CAPITEL. UEBERRASCHUNGEN.

»Deshalb,« sagte sie, während sie ihre Augen niederschlug, »deshalb besitzt auch wohl der Mann allein das Vorrecht, Soldat zu werden und in den Krieg zu ziehen?«

Er sah sie bei dieser unerwarteten Frage einen kurzen Moment verwundert an und es spielte ein kaum bemerkbares Lächeln um seinen Mund, als er erwiderte:

»Der Mann ist der Stärkere, ihm sind von Natur alle anstrengenden Geschäfte, ihm ist die Arbeit zugewiesen. Er soll das Weib beschützen, nicht nur das Weib, sondern auch sich selbst, im Einzelnen und im Ganzen. Der Krieg ist nur ein nothwendiges Uebel, entstanden und immer wieder entstehend durch die Unvollkommenheit unserer Natur und durch die uns angeborenen schlechten und niederen Eigenschaften: Egoismus, Herrschsucht

und Habsucht. Ob sich ein paar Straßenjungen schlagen um ein Stück Brod oder einen Apfel, das einer dem andern nicht gönnt, oder zwei Völker, weil das eine einen Fetzen Land von dem andern haben will, – bleibt an sich, als Factum betrachtet, dasselbe, und unterscheidet sich lediglich durch die größeren, dabei zur Anwendung kommenden Mittel und durch den Erfolg, den es auf eine Menge von Menschen ausübt, die daran gar nicht betheiligt sind, aber gewöhnlich am schwersten davon betroffen werden.«

»Danach unterscheidet sich also der Stand des Soldaten wenig von demjenigen eines Räubers oder Banditen,« sagte sie, ihn mit zürnenden Augen fest ansehend.

»Wie können Sie glauben, mein gnädigstes Fräulein, daß ich so über einen Stand urtheilen würde, dem ihr Herr Bräutigam angehört und der längere Zeit selbst der meinige war. Sie haben mich zu meinem Bedauern ganz falsch verstanden oder ich habe mich unrichtig ausgedrückt.«

»Sie sagten,« unterbrach sie erregt, »es sei im Ganzen und Großen ganz dasselbe, ob sich ein paar Straßenjungen prügeln oder zwei Armeen sich einander Schlachten lieferten.«

»Dasselbe ist es gewiß nicht,« erwiderte er mit einem selbstbewußten Lächeln, »nur die Entstehungsursache beider Kämpfe ist dieselbe; sie liegt, wie ich bereits bemerkte, in unserer mangelhaften Organisation. Ich bitte, gnädiges Fräulein,« fuhr er dringender fort, »mich in dieser Beziehung nicht falsch zu verstehen, ich würde es

gerade in diesem Falle schmerzlich bedauern. Weil wir so sind, wie wir sind, bedürfen wir des Schutzes Einer gegen den Andern. Wir vereinigen uns deshalb zu Genossenschaften, zu staatlichen Verbänden und geben uns Gesetze, durch die wir die Gelüste, Andere anzugreifen oder zu schädigen, im Zaume halten; diejenigen, welche es dennoch thun, verfolgen wir, sperren sie ein oder tödten sie, – es geschieht das Alles unserer eigenen Sicherheit, unseres eigenen Schutzes wegen. Diese Gesetze, dieser Schutz reicht jedoch nicht über die Grenzen eines Landes, einer Völkerfamilie hinaus, – will uns eine andere berauben oder schädigen, so müssen wir sie daran hindern, daß heißt: wir müssen uns in der Gesammtheit zur Abwehr vereinen. Jedes wahrhaften Mannes Pflicht und Ehre erfordert es, diese Opfer darzubringen und Gut und Blut für das höchste irdische Gut: die Unabhängigkeit oder Freiheit, wie Sie es nennen wollen, hinzugeben.«

»Wenn Sie so von dem Soldatenstande denken, weshalb sind Sie es denn selbst nicht, oder haben aufgehört es zu sein?«

Er ließ diese ihm unerwartet gestellte, sein persönliches Verhalten betreffende Frage eine Zeitlang unbeantwortet, während welcher sie ihn fortgesetzt erwartungsvoll ansah; er schien zu überlegen, ob er sich auf eine derartige Discussion mit ihr überhaupt einlassen solle und zu dem Resultate gekommen zu sein, es nicht zu thun.

»Mein gnädigstes Fräulein,« erwiederte er, »es würde zu weit führen und Ihre Nachsicht mißbräuchlich in Anspruch nehmen, wollte ich mich über diesen Gegenstand

näher auslassen. Wir würden dabei auf das Gebiet der Politik und der politischen Ansichten gerathen, ein an sich unfruchtbares und wenig lohnendes Feld, für Damen aber besonders.«

»Und doch möchte ich Sie wiederholt bitten, mir meine Frage zu beantworten,« sagte sie dringender; »mein Bräutigam, der Graf Hardeck, sieht es für das Gebot der Ehre an, Soldat zu sein, – Sie aber scheinen dasjenige, was Ehre heißt, grade im Gegentheile zu finden.«

»Es können doch nicht alle Menschen Soldat sein,« erwiderte er ausweichend, »ich – ich fühle dazu keinen Beruf.«

»Auch wenn es die Ehre gebietet?«

»Mir gebietet es die Ehre nicht; im Gegentheil, ich setze eine Ehre darin, mich den Beschäftigungen des Friedens, wissenschaftlichen Studien mich hinzugeben.«

»Sie widersprechen sich selbst,« entgegnete sie mit lebhafter Erregung, »vorher sagten Sie: die Pflicht und die Ehre jedes wehrhaften Mannes erfordere es, Gut und Blut für die höchsten irdischen Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, hinzugeben und jetzt finden Sie, daß es besser sei, Andere dies thun zu lassen, selbst aber zu Hause zu bleiben und Bücher zu lesen.«

»Mein gnädigstes Fräulein,« sagte er, durch die Heftigkeit ihres Angriffes gereizt, ebenfalls in lebhafterem Tone, »es kommt lediglich darauf an, ob wir jene höchsten Güter für gefährdet oder für bedroht halten. Ich thue das eben nicht. Die Kriege, welche geführt werden, sind wenigstens bei uns reine Cabinetskriege; nicht das Volk

oder die Nation will und verlangt sie, sondern die sogenannte Politik. Es handelt sich nicht um Freiheit und Unabhängigkeit, im Gegentheil vielmehr um deren Unterdrückung. – Wenn mich der Zufall hätte in Frankreich geboren werden lassen statt in Deutschland,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »wenn ich also ein Franzose statt ein Deutscher geworden wäre, dann, – dann würde ich sehr wahrscheinlich in den Reihen der französischen Heere stehen; aber deshalb, damit Belgien österreichisch und nicht französisch werde, obgleich es letzteres sein will, – oder daß ein Stück des gesegneten Italiens mehr in eine fremde verhaßte Sklaverei geschlachtet werde, – deshalb sollte ich mit zu den Ausübern dieses vorher, – doch ich bitte wiederholt, gnädiges Fräulein, die weitere Erörterung dieses Gegenstandes mir zu erlassen; es würde unmöglich sein, für mich schmerzliche Mißverständnisse dabei zu vermeiden; – ich bedaure jetzt schon, mich so, wie ich es gethan, geäußert zu haben, und füge hinzu, daß ich meine eigene Ansicht durchaus nicht für unfehlbar halte. Jeder Mensch ist dem Irrthume unterthan, und so bescheide ich mich auch gern, daß Ihres Herrn Bräutigams Ansicht in dieser Hinsicht die richtige, jedenfalls die allgemein vertretendste, die meinige aber die unrichtige ist. So lange ich selbst sie aber nicht für falsch anerkenne, hat sie ihre volle Berechtigung, zu sein, denn wir können nur von den mathematischen Wahrheiten sagen, daß sie über jeden Zweifel erhaben sind und sonach keiner verschiedenen Deutung unterliegen.«

Wenn er auch verhüllt und mit unverkennbarer Zurückhaltung gesprochen, sie hatte doch aus seinen Worten entnommen, daß die Grundsätze, welche Lothar so beredt und selbst leidenschaftlich gegen sie verfochten: die Ehre sei für den Mann immer die erste Gebieterin seiner Handlungsweise, ihr alles Andere untergeordnet, nicht allgemein in diesem Umfange anerkannt werden. Der Einfluß, welchen Walburgs Dialectik unbewußt über sie erlangt, trat hier wieder in raschen, wenn auch noch sehr unklaren Reflexionen zu Tage; sie sagte sich, daß Walburg über diese Dinge ein ebenso großes Verständniß, ein ebenso richtiges Urtheil besitze, vielleicht sogar ein mehr begründetes als Lothar, und indem sie Vergleiche zwischen Beiden anstellte, begann die alte immer noch nicht vernarbte Wunde, daß er von ihr gegangen, wieder zu bluten, und Empfindlichkeit und verletzter Stolz standen mit diesen ihrer Liebe feindlichen Genien im Bunde.

»Sie bedürfen der Entschuldigung nicht,« sagte sie, von diesen Empfindungen bewegt, »ich glaube Sie ganz richtig verstanden zu haben. Sie meinen, daß es Höheres und Besseres gäbe, als sich ohne dringende Veranlassung in das rohe Gewühl des Krieges zu stürzen, und darin bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden,« setzte sie mit einem stolzen Kräuseln ihrer schönen Lippen hinzu.

Walburg entging die sie beherrschende Bewegung nicht und sein Auge ruhte in dem ihrigen mit dem Bewußtsein eines gegenseitigen, nicht ausgesprochenen

Einverständnisses. Während ihre Blicke sich so begegneten, ohne sich eine Zeitlang von einander abzuwenden, kam sie ihm schöner und zum ersten Male begehrenswerth vor.

Bis dahin war sie für ihn nur die Tochter seines Brodherrn, die junge Comtesse Thurnau, die verlobte Braut des Grafen Hardeck gewesen, jetzt wurde sie plötzlich das geistbegabte, ihm vertrauende, seinen Lehren lauschende, jugendlich schöne, unerfahrene, leicht erregbare Mädchen

»Ich bitte nochmals,« sagte er mit gewinnendem Tone, »meinen Worten keine falsche Deutung unterzulegen; jede Ansicht, jede Ueberzeugung hat ihre Berechtigung; nur maßlose Ueberhebung oder Beschränktheit können sich für unfehlbar halten. Ich weiß,« fuhr er mit einem freundlichen und zugleich vertraulichen Lächeln fort, »was Sie jetzt bewegt, ich kenne Ihre Gedanken. Der Spiegel unserer Seele, das Auge, ist bei Ihnen noch so rein und ungetrübt, daß ich ungehindert darin zu lesen vermag, – aber Sie begehen ein großes Unrecht, indem Sie sich solchen Vorstellungen, solchen Zweifeln hingeben, – Sie würden ebenso denken und meine Ansicht als falsch und unritterlich verwerfen, wenn Ihre Wünsche und Ihr Verlangen damit in Widerspruch ständen; ich aber würde es tief bedauern, wenn ich solchem ganz unbegründeten und unberechtigten Empfinden unbewußt und mißverstanden das Wort geredet hätte.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit,« erwiderte sie erröthend und mit gesenkten Wimpern; »es bedarf

wahrlich Ihrer Rechtfertigung nicht, denn so, wie Sie es aussprechen, habe ich immer empfunden, nur ist es mir nicht so klar und zum Bewußtsein gekommen.«

Sie erhob, von innerer Bewegung erregt, ihre Hand, um sie Walburg zu reichen, der stumm halbgesenkten Hauptes vor ihr stand, als sie plötzlich mit einem Schrei der Freude und zugleich des Schreckens emporschnellte.

Drüben an einer dunkeln Taxuswand gelehnt stand Lothar mit verschränkten Armen, die Augen fest und schmerzvoll auf sie gerichtet, regungslos wie eine Erscheinung.

Einen Moment starrte sie mit vorgestrecktem Arme, von Gluth bedeckt zu ihm hinüber, dann flog sie zu ihm hin und hing mit dem leidenschaftlichen Entzücken der Liebe an seinem Halse.

Walburg war verschwunden. Lothars Augen, welche durchbohrend auf ihm geruht hatten, hafteten noch immer an der Stelle, an welcher sie ihn zuletzt gesehen; noch immer hatte er keine Erwiederung für die Liebkosungen Manuela's.

DREIZEHNTES CAPITEL. WOLKENSCHATTEN.

Ueberraschungen sind von dem Zufalle abhängig. Es liegt ihnen die Absicht zum Grunde, bei Demjenigen, der überrascht werden soll, die hervorzurufende Wirkung durch die Plötzlichkeit und das Unerwartete ihres Eintritts zu steigern. Gleichzeitig will aber dadurch der Ueberraschende selbst seinen eigenen Genuß und

zwar auf Kosten des Ueberraschten erhöhen; die Triebfeder dazu ist daher mehr oder weniger wieder der Egoismus, welcher, nicht zufrieden mit der durch das Ereigniß selbst eintretenden freudigen oder schmerzhaften gemeinschaftlichen Empfindung, diese für sich selbst noch dadurch vermehren will, daß er sich an der Ueberraschung des Anderen weidet. Darin liegt aber auch die Ursache, daß Ueberraschungen selten dem beabsichtigten Zwecke entsprechen, oft sogar eine von der erwarteten völlig entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

So geschah es zum großen Theile auch hier. Lothar, der Tag und Nacht mit sich steigender Sehnsucht durchgereist war, um die Geliebte wieder zu sehen, der sich diesen Augenblick während der Einsamkeit der Reise mit immer verlockenderen und blendenderen Farben ausgemalt hatte, der dann, in der Nähe Radowa's angekommen, eilig den Wagen verlassen und durch einen näheren Weg, überall nach Manuela umherspähend, durch den Park geeilt war, sah sie endlich neben dem ihm verhaßten Walburg sitzend und mit diesem im angelegentlichen Gespräche. Sein Fuß wurzelte bei diesem Anblick fest am Boden, es war ihm, als würde er von einer feindlichen Gewalt an der Stelle, wo er stand, festgehalten.

Sie bemerkten ihn gar nicht. Sie waren so in ihrem Gespräche vertieft, daß sie keine Zeit fanden, sich mit ihrer Umgebung zu beschäftigen. Er sprach erregt und voll Eifer zu ihr, seine Miene zeigte das Selbstbewußtsein eines Mannes, der des Erfolges seiner Worte sicher zu sein

scheint. Ihre Augen hingen an ihm mit dem unverkennbaren Ausdrücke der größten Aufmerksamkeit, ihr Blick war voll Theilnahme, sie schien seinen Worten mit dem größten Interesse zu lauschen; um ihren Mund schwebte ein zustimmendes, freundliches Lächeln, und jetzt, während sie erregt sprach und ihre Augen niederschlug, erhob sie sogar ihre Hand um sie Walburg zu reichen, – da erblickte sie ihn und schrak, wie bei einem Unrecht überrascht, heftig zusammen, – erst dann flog sie zu ihm hin, von Freude oder auch von Schreck ergriffen und umschlang ihn.

Die der Geliebten zugedachte freudige Ueberraschung war sonach für Beide in das Gegentheil umgeschlagen, hatte die Freude des Wiedersehens nicht erhöht, sondern durch einen unvorhergesehenen Zufall beeinträchtigt, theilweise sogar vollständig zerstört.

»Lothar, mein geliebter Lothar,« rief sie, »bist Du es wirklich, ist es keine Täuschung? Ich kann es immer noch nicht fassen, noch immer nicht glauben, daß Dich meine Arme wieder umschlingen.«

»Du kannst es immer noch nicht fassen,« erwiderte er mit finsternen Blicken, welche unausgesetzt an der Stelle hafteten, wo Walburg verschwunden, ohne ihre Liebkosungen zu erwiedern, – »ich glaube es Dir. Wenn ich gewußt hätte, oder es nur hätte ahnen können, daß ich Dich in einer so angenehmen Unterhaltung stören würde, so wäre ich nicht thörichter Weise zu Fuß durch den Park gekommen; sondern hätte den Postillon blasen lassen, so

laut wie möglich, um, – um, – um, – um unangenehme Ueberraschungen von Dir fern zu halten.«

»Lothar,« erwiderte sie, während ihre Arme herabsanken und ihre Brauen sich zusammen zogen, »was bezweckst Du mit diesen Worten? Verkümmere nicht die Freude dieses Augenblicks,« setzte sie wieder zärtlich hinzu, »erwarten konnte ich Dich doch nicht, ach, mit welchem Entzücken würde ich es gethan und Dir entgegengeeilt sein. Ich, die ich keine Ahnung davon hatte, Dich heute wieder zu besitzen, bedarf erst der Fassung. Findest Du das nicht gerechtfertigt? Könnte es anders sein?«

»Nein, ich finde es vollkommen gerechtfertigt, auch daß Du Dich mit jenem Hauslehrer so angelegentlich und so voll Eifer unterhieltest, und gar keine Muße hattest, mich, der ich schon eine Zeitlang hier stehe, auch nur mit einem Blicke zu beglücken.«

Eine Zeitlang hast Du hier schon gestanden?« fragte sie wieder ernster und erröthend, »Du hast unsere Unterhaltung belauscht?«

»Belauscht?« fuhr er auf, »glaubst Du, ich würde mich zum Horcher erniedrigen, und noch dazu um eines solchen Menschen fades Geschwätz zu hören?«

Sie standen Beide eine kurze Zeit schweigend und regungslos nebeneinander, ohne sich anzusehen, ihre Blicke hafteten am Boden, auf ihren Mienen lag zurückgehaltene zornige Erregung.

Sanftmuth gehörte nicht zu den angeborenen Eigenschaften Manuela's, und da sie jetzt wußte, daß Lothar

von ihrer Unterhaltung mit Walburg keine Kenntniß be-
saß, so fand sie sich auf das Tiefste durch sein Benehmen
gekränkt und schwankte, ob sie nicht in gleicher Weise
gegen ihn vorgehen solle. Die Leidenschaftlichkeit ihres
Charakters hieß sie jede Rücksicht aus den Augen setzen,
die Liebe aber bangte vor einem Zerwürfniß jetzt im Au-
genblick des Wiedersehens nach so langer schmerzlicher
Trennung, und die Liebe siegte, wenigstens in so weit,
als sie ihre Heftigkeit überwand und sie befähigte, mit
sanfter Stimme zu ihm zu reden:

»Wie kannst Du es mir zum Vorwurfe machen, daß ich
mich mit Herrn von Walburg unterhalte? Er ist ein kennt-
nißreicher unterrichteter Mann, mit dem ich der eigenen
Belehrung wegen gern verkehre. Weshalb bist Du nicht
sogleich zu mir gekommen, sondern hast so lange gewar-
tet, bis der Zufall mich Dich erblicken ließ? Liegt ein Un-
recht für mich darin, daß es nicht sogleich geschah, oder
darin, daß ich mit Walburg sprach?

»Nicht im mindesten,« erwiderte er mit höhnischem
Tone, »weshalb soll ein junges Mädchen, deren Bräuti-
gam so lange fern bleibt, sich nicht angenehm mit einem
andern Manne die Zeit vertreiben und allein mit ihm in
der Dämmerung im Garten sitzen? Wenn ich das gewußt,
so hätte ich mir diese Reise erspart und wäre geblieben,
wo ich war.«

»Weshalb hast Du es nicht gethan,« sagte sie mit zorn-
sprühenden Augen, »denn um mir unverdiente Beleidi-
gungen zu sagen, und noch dazu im ersten Augenblick
unsers Wiedersehens, hättest Du wahrlich nicht nöthig

gehabt, soviel kostbare Zeit Deinem hohen Berufe zu rauben.«

Sie wandte sich bei diesen Worten von ihm ab und ging eilenden Schrittes dem Schlosse zu.

Ein heftiger, stechender Schmerz, der ihm den Athem raubte, zuckte durch seine Brust, – Liebe und Reue trieben die finsternen Dämonen zurück, die darin geherrscht hatten.

»Manuela!« rief er ihr nach, »Manuela, höre mich!«

Aber sie eilte ohne Zögerung weiter. Er flog ihr nach und hatte sie nach kurzer Zeit eingeholt. Athemlos vertrat er ihr den Weg

»Manuela,« sprach er, die Worte mühsam hervorstoßend, »Manuela, o laß diese Stunde, deren Glück ich mir so wonnevoll ausgemalt, nicht eine Beute der Qual und des Schmerzes werden!«

Voll glühender Liebe sah er in ihre Augen, welche sie einen kurzen Moment erhob, um sie sogleich wieder niederzuschlagen, – dann sank sie mit überströmendem Gefühle in seine ausgebreiteten Arme, und die Wonnen leidenschaftlicher, durch den vorübergezogenen Schatten noch gesteigerten Liebe umfingen die Langgetrennten, jetzt Wiedergefundenen in seligem Umarmen.

Lothar befand sich bereits vierzehn Tage in Radowa. Es war Manches anders gekommen, wie er es erwartet, und eine Unruhe, ein Druck lastete auf seiner Seele, gegen die er anzukämpfen vergeblich bemüht, die er kaum zu verbergen im Stande war. Hatte die kurze Zeit, in welcher er mit Manuela zusammengelebt, oder die Liebe zu

ihr die Klarheit seiner Anschauungen beeinträchtigt? War sie immer so gewesen, wie jetzt, oder erst während seiner Abwesenheit so geworden? Diese Fragen, aus einer Menge unbedeutender Einzelheiten entstehend, sich aber zu einer stets wieder an ihn herantretenden Mahnung verdichtend, beherrschten seine Gedanken, erfüllten seine Seele mit Unruhe, selbst mit Qual und verkümmerten die Freuden der Gegenwart.

Aus dem hingebenden, nur für und in ihm lebenden Kinde, das mit leidenschaftlicher Liebe an ihm gehangen, war eine von eigenthümlichen, für ihn oft ganz fremdartigen und unklaren Ideen beherrschte Jungfrau geworden. Sie fand Gefallen daran, über Dinge zu reden, die ihn nicht im mindesten interessirten, und that dies häufig in einer Weise, welche deutlich bekundete, daß fremder Einfluß die Veranlassung dazu gegeben, und sie sich von diesem Einflusse auch jetzt, wenigstens in Gedanken, ungeachtet seiner Anwesenheit, nicht frei gemacht habe. Sie that oft sonderbare Fragen, machte oft höchst eigenthümliche Schlüsse, und wenn er sie nicht beantworten wollte oder nicht konnte, oder über derartige Folgerungen lachte oder sich spöttisch äußerte, sah sie ihn, während sie lächelnd schwieg, mit einem Blicke an, aus welchem das Bewußtsein ihrer eigenen Ueberlegenheit in diesen Dingen sichtlich hervorleuchtete.

Hatte er sie wirklich bisher so wenig gekannt, oder, – seine Augen flammten zornig auf, während er zum hundertsten Male wieder diese Frage an sie richtete, – oder war es der Einfluß Walburgs, der sie so verändert? Er fing

an, diesen Walburg zu hassen, ja, er suchte eine Zeitlang absichtlich, jedoch vergeblich die Gelegenheit auf, mit ihm Streit anzufangen, obgleich er sich eingestehen mußte, daß eine so untergeordnete Persönlichkeit der Ehre eines Waffenganges nicht würdig sei. Er hätte sich dennoch darüber hinweggesetzt, aber Walburg vermied jede, auch die kleinste Veranlassung. Immer gleich höflich zuvorkommend und sich fern haltend, nie, so lange Lothar anwesend war, zu Manuela in irgend eine Beziehung tretend, nur sichtbar, wenn er befohlen wurde, sonst ausschließlich mit seinen Zöglingen oder mit sich allein beschäftigt, war es Lothar nicht möglich, seinem Gegner, den er haßte, der ihn jedoch als solchen nicht ansah, sondern mit der zuvorkommensten Höflichkeit und Rücksicht behandelte, zu nahe zu treten.

Er gab es aber auch bald auf, schämte sich seiner Schwäche und beschränkte sich darauf, ihn zu verachten, ohne es jedoch zu können, weil dazu kein wirklicher Grund vorlag. So blieb es denn bei dem Hasse, obgleich er sich denselben nicht eingestand.

Zwischen Manuela und ihm kam es ein paar Mal zu sehr heftigen Szenen, wie dies unter leidenschaftlich erregbaren Menschen, auch wenn sie sich lieben, unvermeidlich ist, sobald der Zündstoff dazu vorhanden. Und dieser Zündstoff fand sich vor, es bedurfte oft nur einer von Beiden weder beabsichtigten, noch gewünschten Veranlassung, um die Explosion herbeizuführen.

Die zufällig ganz unverfängliche Erwähnung Walburgs von Seiten Manuela's reichte hin, um seinen Zorn zu

entflammen und es zu einer heftigen und aufregenden Scene kommen zu lassen. Jedesmal folgte zwar die Verständigung und die Versöhnung, gewöhnlich von den leidenschaftlichsten Bezeugungen der Zärtlichkeit begleitet, aber es blieb doch ein Bodensatz zurück, wenn auch die Flüssigkeit darüber wieder hell und klar geworden war; ein Bodensatz mit der Befähigung sie immer von Neuem zu trüben

Sie sprach jetzt nie mehr von Walburg, nannte nie mehr seinen Namen, um Lothar nicht zu reizen; er fand natürlich noch weniger Veranlassung, Walburgs zu erwähnen; aber dies absichtliche Schweigen über ihn, verdroß ihn ebenfalls wieder und entflammte die in seinem Herzen wohnende eifersüchtige Regung noch mehr, vielleicht grade deshalb, weil er sie jetzt nicht äußern durfte.

Es bestehe ein stillschweigendes Einverständniß zwischen Walburg und ihr, ihm gegenüber, sagte er sich, deshalb spreche sie nicht von ihm, auch nur deshalb ziehe er, dieser hinterlistige, feige Aventurier sich zurück, – natürlich nur so lange Er da sei.

Machte dann Manuela irgend eine Aeüßerung, und sie war darin sehr unvorsichtig, welche auf Walburg als den Lehrer und Urheber derselben schließen ließ, dann brauste Lothar, seinen ganzen im Stillen angesammelten Groll Luft machend, von Neuem auf, und Manuela, im Gefühle des ihr gethanen Unrechts und ebenfalls der Entfesselung eines sie drückenden Zwanges bedürftig, entgegnete in derselben Weise. Einmal war es so weit gekommen, daß er abreisen wollte und zwar auf Nimmerwiedersehen.

Dann war endlich die letzte wirkliche und wahrhaft aus dem Herzen kommende Versöhnung dieser beiden heftigen, sich aber leidenschaftlich Liebenden erfolgt. Sie hatten sich rückhaltslos gegen einander ausgesprochen, er sich überzeugt, daß in ihrem Herzen nicht die entfernteste Neigung zu dem Manne bestehe, den er seiner Eifersucht gewürdigt; sie hatte ihn von Allem in Kenntniß gesetzt, worüber sie mit Walburg gesprochen, bis auf das Gespräch über den Krieg, und er sie mit der Zärtlichkeit der Hingebung und Sorge des Liebenden gewarnt, sich von derartigen Ideen fern zu halten. Es gäbe Lehren, welche die Religion und namentlich die Kirche auf das Entschiedenste verdammen, und mit Recht, weil sie den Glauben an Gott und die Fortdauer des Menschen für eine Thorheit erklärten.

»Hüte Dich, meine Geliebte, davor, laß niemals dieses Gift in Deine reine Seele dringen. Ein Mensch ohne Glauben an Gott und den Erlöser, der in eitler Selbstüberhebung seinen von jeder Krankheit des Körpers abhängigen Verstand an die Stelle des allmächtigen Schöpfers setzt, gehört zu den finsternen Geistern, welche auf Erden umherwandeln, um die Seelen der Menschen der Verdammniß zuzuführen. Ein Weib ohne Glauben ist das bedauernswürdigste Wesen, was gedacht werden kann. Grübele nicht, laß Dich nicht bethören und niemals an Deinem Glauben rütteln. Erhalte ihn Dir in seinem ganzen Umfange, in seiner vollen Kindlichkeit. – Gott gegenüber sind wir Alle unwissende, hülflose Kinder, und je mehr

wir dies erkennen, um so mehr werden wir seine Offenbarungen verehren.«

»Mein theurer, mein geliebter Lothar!« rief sie mit bebender Stimme und ihn leidenschaftlich umschlingend, »ja, ja, Du hast Recht, unsere ganze Erkenntniß ist nichts, wir haben nur den Glauben, das sagt auch –« sie hielt plötzlich inne, ohne den begonnenen Satz zu vollenden, aber er hatte dennoch ihren Ideengang errathen, seine Mienen verfinsterten sich, und auch diese Unterredung schloß mit einem, wenn auch beiderseitig nicht ausgesprochenen Mißstone.

VIERZEHNTE CAPITEL. NOCH TRÜBER.

Auch in anderen Beziehungen erschien Lothar das Leben in Radowa verändert. Sah er jetzt überhaupt mit anderen Augen, war sein Urtheil befangen gewesen oder wirklich eine Aenderung eingetreten? Die große Liebe und Zärtlichkeit, welche die Eltern Manuela's für diese besonders an ihrem Geburtstage an den Tag gelegt, verflüchtete sich zu einer äußeren formellen Kundgebung, ein wahrhaft inneres, seelisches Zusammenleben, eine zärtliche, besorgte, hingebende Liebe kennzeichnete sich weder von Seiten Manuela's, noch ihrer Eltern. Der Graf lebte nur seinen Geschäften und mehren zum Theil sehr abenteuerlichen Projecten, er bekümmerte sich wenig oder gar nicht weder um Manuela, noch um seine Söhne. Die Erste war für ihn versorgt und die Letzteren in den Händen eines guten Erziehers, er hatte daher seinen väterlichen Pflichten genügt, und konnte seine Thätigkeit

ungehindert anderen Dingen, besonders seinen Liebhabereien widmen.

Die Gräfin, bei deren Beurtheilung Lothar bisher das eigene Verhältniß zu seiner Mutter zu Grunde gelegt, kam ihm am meisten verändert vor, oder er gestand sich, hier am meisten geirrt zu haben. Sie, welche nach seiner Auffassung grade jetzt Manuela's mütterliche Freundin, Rathgeberin und, wenn es nöthig würde, Beschützerin sein müßte, – was er sich als selbstverständlich gar nicht anders denken konnte, – auch sie kümmerte sich wenig um Manuela, und es entging ihm nicht, daß kein Band innigen Vertrauens Beide vereinigte. Fragen und Andeutungen, die er deshalb an Manuela gerichtet, bestätigten dies vollständig. Sie konnten ungestört allein mit einander verkehren, zusammen ausgehen, ausreiten oder ausfahren, Niemand hinderte sie daran; keine mütterliche Besorgniß trat dem Verlangen, sich abzusondern, entgegen, kaum daß die Rückkehrenden durch eine Frage, wo sie gewesen, behelligt wurden.

Wenn dies Alles auch seinen Neigungen entsprach, und er es damit rechtfertigte, daß man ein unbedingtes Vertrauen zu ihm habe und ihn jetzt schon als den Beschützer Manuela's betrachte; so sagte er sich doch, daß dasselbe stattfinden werde, wenn er nicht in Radowa anwesend sei, und dieser Gedanke ließ wieder einen scharfen Stachel in seiner Seele zurück. Wenn er auch von seinen künftigen Schwiegereltern nichts verlangte, im Gegentheil, die Vorstellung sich künftig möglichst fern von

ihnen zu halten, bei ihm ein angenehmes und genugthuendes Gefühl erzeugte, – so lange sie noch hier war, nicht unter seinem Schutze stehen konnte, mußte ihr dieser Schutz von ihren Eltern im vollsten Maße gewährt werden. Das forderte, verlangte er, und darüber behielt er sich vor, mit der Gräfin vertraulich, aber unumwunden zu reden.

Bedurfte sie denn wirklich eines Schutzes? Wie kam er zu dieser für sie kränkenden und ihn quälenden Vorstellung? Darüber gab er sich selbst keine Rechenschaft, aber auch in den zärtlichsten Momenten und dann grade am wenigsten konnte er sich davon frei machen.

Ein Gespräch mit der Gräfin, welches der Zufall herbeiführte, vernichtete vollständig die gehegten Erwartungen und zerstörte völlig alle sympathischen Gefühle, welche er bis jetzt für die Mutter seiner Braut gehegt hatte.

Es entging ihm nicht, daß die von ihm gemachten, sehr zarten und verhüllten Andeutungen von ihr vollständig verstanden wurden, daß sie aber dennoch eine mit Spott gepaarte Unbefangenheit zur Schau trug, welche ihn hinderte, ohne sich lächerlich zu machen, auf diesen so leicht zu mißdeutenden Gegenstand einzugehen. Die Sprache der Gräfin, so kam es ihm jetzt wenigstens in gereizter Empfindlichkeit vor, war sogar nicht frei von jener Frivolität, welche allerdings unter den höheren Ständen damals, wie auch noch jetzt, zum guten Ton gehörte, aber hier, wo es sich um einen, die mütterlichen Pflichten so tief berührenden Gegenstand handelte, gewiß nicht am Platze war.

Er brach das Gespräch kalt und gemessen ab und sah in Manuela's Mutter von diesem Augenblick an nur die Frau Gräfin von Thurnau, mit welcher künftig möglichst wenig zu verkehren und seine Frau verkehren zu lassen er sich fest vornahm,

Seine Gedanken zogen mit gesteigerter Sehnsucht zu seiner eigenen Mutter hinüber. Wenn Manuela bei ihr in Hardeck sein könnte? Dieser Gedanke erfaßte plötzlich seine Seele und erzeugte das Verlangen, ihn zu verwirklichen. Weshalb sollte es nicht geschehen können? Weshalb sollte Manuela während seiner Abwesenheit nicht in Hardeck leben können? Niemand würde in einem sich verlängernden Besuche daselbst etwas Außergewöhnliches finden, Manuela aber mit Freudigkeit seinen Wunsch erfüllen und von Seiten ihrer Eltern kein Widerspruch stattfinden.

Er hatte seine Absicht, den Dienst aufzugeben, noch Niemand mitgetheilt, die Verhältnisse auch diesen Voratz wieder abgeschwächt, eine Erörterung darüber aber deshalb nicht angemessen erscheinen lassen, weil es doch unzweifelhaft schien, daß er noch einmal zum Heere, wenn auch nur auf kurze Zeit zurückkehren müsse.

Dann war die ganz unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Abbruche der Friedensverhandlungen in Rastadt eingetroffen. Sonderbare, fast unglaubliche Gerüchte begleiteten sie. Die Szeklerhusaren seien in Rastadt erschienen, hätten die Gesandten der französischen Republik gezwungen, sofort die Stadt zu verlassen, sie dann unterwegs überfallen, ihrer Papiere beraubt und

sie schließlich ermordet. So unerhört eine solche jedem, selbst unter Wilden geheiligten Gebote des Völkerrechts hohnsprechende Handlung auch erscheinen mochte, Lothar freute sich darüber und wünschte, daß sie sich bestätigen möge, denn dann war der Krieg und zwar der blutige, von beiden Theilen nach Vergeltung verlangende Krieg gegen Frankreich, des jetzt seines besten Feldherrn und seiner besten Soldaten beraubten Frankreichs, entschieden, und der österreichische Adler mußte bald vollständige Genugthuung von dem übermüthig krähenden gallischen Hahn erlangen.

Unter solchen Umständen verstand es sich von selbst, daß er seine ohnehin wieder aufgegebenen Absicht, den Dienst zu verlassen, verschwieg, dagegen, da nun seine baldige Abreise feststand, drängte es ihn, den längeren Besuch Manuela's in Hardeck sicher zu stellen.

Hier stieß er aber auf einen ganz unerwarteten Widerspruch. Zu einem kurzen Besuche in Hardeck erklärte sie sich sofort bereit, dagegen lehnte sie einen längeren, vielleicht bis zu seiner Rückkehr auszudehnenden mit Entschiedenheit ab.

Ob er es gerechtfertigt finde, daß sie den letzten Rest ihrer Mädchenzeit anderswo, als im elterlichen Hause zubringe? Ob darin nicht eine Härte, eine Lieblosigkeit ihrerseits liegen würde, und ob er so egoistisch sei, zu verlangen, daß sie, getrennt von ihm, nicht einmal bei den Ihrigen, sondern unter Fremden sein solle?

Seine weiteren Vorstellungen blieben vergebens und er stand schließlich davon ab, weil er seine eigenen Wünsche den, wie er anerkennen mußte, berechtigteren Manuela's opferte. Er sah in der Hartnäckigkeit, mit welcher sie das Verbleiben in Radowa während seiner abermaligen unbestimmten Abwesenheit festhielt, eine Darlegung ihres kindlichen Gefühles, welches ihn erfreute, da dadurch der ihr von ihm im Stillen gemachte Vorwurf des Gegentheils widerlegt wurde. Ihr andere Motive unterzulegen, verhinderte ihn sein Stolz und sein jedem Mißtrauen fernstehender Charakter.

Da nun seine baldige Abreise zur Armee keinem Zweifel mehr unterlag, trat die Vernachlässigung, welche er sich Manuela's wegen gegen seine Mutter hatte zu Schulden kommen lassen, immer mahnender und unabweislicher an ihn heran. Seit vier Wochen befand er sich in Radowa; es wäre unverantwortlich gewesen, ohne seine Mutter gesehen zu haben, wieder nach dem Rheine zurückzukehren.

Sie sprachen Beide darüber, und kamen endlich überein, daß Lothar nach Hardeck reisen, dort einen Tag verweilen und dann über Radowa seine Rückreise bewerkstelligen solle. Der Tag seiner Abreise wurde mehrmals verschoben, er hatte immer wieder ihren Bitten nachgegeben, endlich aber bestimmt festgestellt, und damit nicht wieder ein Rückfall möglich sei, seiner Mutter mitgetheilt.

Am letzten Tage seines Aufenthalts in Radowa ereignete sich ein an sich völlig gleichgültiger Vorfall, der jedoch

Lothar unangenehm berührte und seinen Gedanken eine von ihren bisherigen Ergehen fremdartige Richtung gab.

Er war in den Park gegangen, Manuela folgend, welche ihm vorausgeschritten. Seinen Blicken entschwunden, suchte er sie auf, fand sie jedoch nicht, und ging in der Annahme, daß sie nach einem anderen ihrer gemeinschaftlichen Lieblingspunkte gewandert sei, weiter, ohne sie auch dort anzutreffen.

Nach ihr spähend, erblickte er plötzlich, als er auf einem engen Wege an das Ufer eines der großen Teiche heraustrat, den Grafen mit einem fremden Manne im angelegentlichen Gespräch. Der Graf sprach zwar mit verhaltener Stimme, fast im flüsternden Ton, aber lebhaft, während der Fremde sich schweigsam verhielt und seine finsternen Züge unverändert blieben.

Ein Ausweichen war nicht mehr möglich. Es kam Lothar vor, als er näher schreitend von dem Grafen gesehen wurde, als ob dieser erschrecke und seinem Begleiter hastig etwas zuflüsterte.

Als sie gleich darauf zusammenkamen, bezeugte der Graf seine Freude, Lothar hier so unerwartet zu sehen, erkundigte sich nach der Ursache seiner einsamen Streiferei, scherzte über das wahrscheinlich absichtlich herbeigeführte Versteckspiel und stellte schließlich den Fremden als einen Baron von Dorrenbach vor, der auf der Durchreise begriffen, ihn, den Grafen, in Geschäften aufgesucht habe.

Der Baron selbst hielt sich schweigsam und verneigte sich bei der Vorstellung kaum merklich. Seine finsternen

Mienen, der kalte und zugleich unstäte Blick seiner kleinen stechenden Augen blieb derselbe, nur kam es Lothar vor, als ob er mit unverkennbarem Hasse auf ihm ruhe.

Er machte diese Beobachtung jedoch ohne jedes weitere Interesse, empfand vielmehr lediglich das Verlangen, sich sobald als möglich zu entfernen, worin sowohl der Graf, als der Fremde mit ihm übereinzustimmen schienen.

»Wenn Sie mir es gestatten,« sagte er daher mit einem halbverlegenen Lächeln, »so werde ich meine Bemühungen die Verlorene zu finden, weiter fortsetzen.«

»Thun Sie das, mein lieber Graf,« erwiderte scherzend Manuela's Vater, »ich glaube der Flüchtling wird sich nicht weit verlaufen haben und sich auch gern wieder einfangen lassen.«

»So habe ich die Ehre mich zu empfehlen.«

Im Begriffe zu gehen, blickte Lothar nochmals den Fremden an, in dessen Mienen jetzt ein unverkennbarer hohnvoller Ausdruck lag, als er sich ebenfalls leicht verneigte. Es durchzuckte ihn plötzlich die Gewißheit, daß er dies widerliche wüste Gesicht schon einmal gesehen habe, diesem Manne schon einmal begegnet sei, – aber wo? dessen konnte er sich nicht erinnern. Dennoch beschäftigten sich seine Gedanken mit dieser Vorstellung, jede andere verdrängend, als er weiter ging, und er strengte sich an, seinem ungetreuen Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen.

Unsere Erinnerungen liegen in unserm Gedächtnisse in einzelnen Schachteln wie in einem großen Magazin

verpackt. Wir wissen, daß wir sie besitzen, aber wir vermögen die richtige Schachtel nicht zu finden, um sie zu öffnen und den Inhalt herauszunehmen. Wir versuchen es mit einer Menge falscher, bis wir endlich dennoch die richtige ergreifen, aus welcher dann plötzlich ein bis dahin scheinbar vergessen gewesenes Ereigniß oder eine Person aus der Vergangenheit so lebendig auftaucht, als ob sie noch der Gegenwart angehörten.

Es ist ein sonderbares, schwer zu ergründendes Ding, unser Gedächtniß, wie überhaupt so Vieles und das Meiste an uns. So geschah es auch Lothar. Er glaubte plötzlich die richtige Schachtel gefunden zu haben, und dieser Baron von Dorrenbach mit demselben wüsten, wilden Gesicht, nur mit geschlossenen Augen, lag oben in einem wüsten Gemach in der Ruine auf dem Schwarzwalde. Todt, wie man annahm, aber doch nicht tod, sondern später von seinen Wunden genesen, – Wandsberg, Wandsberg, ja, ja, das war der Name! Der Räuber Wanda's, vielleicht der Mörder seines jungen Kameraden!

Wie festgebannt blieb er stehen, als ihn diese Vorstellung, einer höheren Eingebung gleich, ergriff, zornfunkelnd sprühten seine Augen und drohend hob er unwillkürlich die geballte Faust empor.

»Gewißheit,« sprach er fest und laut vor sich hin, – ich will Gewißheit, und keine Rücksicht soll mich abhalten, diesen Nichtswürdigen zu züchtigen oder züchtigen zu lassen; sofern er es wirklich ist und – ich mich dennoch nicht getäuscht habe,« setzte er langsamer hinzu.

Eilig stürmte er zurück, der Stelle zu, wo er den Grafen mit dem Fremden verlassen. Sie war leer, er forschte umher, blickte die sich kreuzenden Wege hinauf, – nirgend war eine Spur. Ohne an Manuela zu denken, begann er jetzt die Verfolgung der Verschwundenen, aber nach einer Stunde vergeblichen Suchens fand er endlich aufgeregt und erhitzt Manuela, welche ihn mit Vorwürfen über sein langes Ausbleiben empfing. Er erzählte ihr das Vorgefallene und seinen Verdacht. Sie lachte ihn aus. Sie wurde sogar empfindlich, als er auf ihre Scherze nicht einging, und verspottete seine übergroße Theilnahme für das verlaufene Zigeunerkind, deren Räuber er in jedem Unbekannten erblicke. Er schwieg in der Erwartung, den Fremden im Schlosse wieder zu finden, und mit dem festen Vorsatze, im entgegengesetzten Falle den Grafen ohne jede Rücksicht zur genauesten Auskunft aufzufordern und danach seine weiteren Maßregeln zu ergreifen. Wenn es dieser Wandsberg war, so sollte er, noch ehe die Sonne untergehe, fest hinter Schloß und Riegel verwahrt sein, das gelobte er sich feierlich im Andenken an seinen gemordeten Kameraden, oder er selbst wollte ihn niederschießen und die weiteren Folgen erwarten. Manuela besaß in dieser Sache kein Urtheil, es wäre Thorheit, weiter mit ihr darüber zu reden.

Unter dem Einflusse dieser Stimmung begab er sich zum Grafen, in der Erwartung, den geheimnißvollen Fremden noch bei demselben zu finden. Hierin täuschte er sich jedoch. Er fand den Grafen allein, und ersuchte

denselben ohne weitere Einleitung um die von ihm so dringend begehrte Auskunft.

»Wie kommen Sie zu dieser Frage?« sagte der Graf, dessen Miene sichtlich Unzufriedenheit, ja selbst eine gewisse Unruhe kennzeichnete, »was für ein besonderes Interesse haben Sie an jenem Manne?«

»Mein Gedächtniß kann mich trügen, ich kann mich irren, aber – er besitzt wenigstens eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Manne, den ich für den Mörder meines Kameraden halte, – den Vorfall kennen Sie ja, – und ich möchte mich daher jedenfalls darüber vergewissern.«

»Für den Mörder Ihres Kameraden? Den Baron von Dorrenbach? Wie können Sie sich einer so abenteuerlichen Vorstellung hingeben? Dorrenbach ist, so viel ich weiß, nie im Schwarzwalde gewesen.«

»So viel Sie wissen? Kennen Sie ihn so genau? Haben Sie die Güte, mir zu sagen, wo ich ihn finden kann, damit ich mir selbst Gewißheit verschaffe.«

»Wo Sie ihn jetzt finden können, weiß ich nicht,« erwiderte fast zornig der Graf; »wie soll ich das wissen, da er wieder abgereist ist.«

»Abgereist?« fuhr Lothar auf, »schon wieder abgereist, er befleißigt sich ja einer ganz auffallenden Eile.«

»Der Mann hat seine Geschäfte, mein Herr Graf, ich finde darin nichts Auffallendes, aber wohl in der Art und Weise Ihres jetzigen Benehmens.«

»Immerhin! Aber Sie werden vielleicht wissen, welchen Weg er eingeschlagen?«

»Ich stehe mit dem Baron in keiner näheren Verbindung,« erwiderte der Graf, nachdem er eine Aufwallung der Heftigkeit nicht ohne Mühe zurückgedrängt hatte, »er war hier eines Holzkaufes wegen, – weiter nichts. Das Geschäft hat sich zerschlagen, er ist wieder abgereist, – wohin, hat er mir nicht mitgetheilt, auch hatte ich gar keine Veranlassung, ihn deshalb zu fragen.«

»So bitte ich um Entschuldigung,« sagte Lothar förmlich, aber mit einem festen und mißtrauischen Blicke, »ich werde das vielleicht anderswo erfahren, aber der gewöhnliche Wohnsitz des Barons wird Ihnen doch bekannt sein. Darf ich vielleicht bitten, mir diesen mitzutheilen?«

»Er wohnt, – wohnt, so viel ich weiß, in Prag, wenigstens habe ich dort bei meiner letzten Anwesenheit grade um die Zeit, wo sich nach Ihrer Erzählung jener Vorfall im Schwarzwalde ereignet, seine Bekanntschaft gemacht.«

»Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen,« sagte hastig Lothar, »und bitte, mich heute beim Diner zu entschuldigen. Sie werden es gerechtfertigt finden, daß ich nichts versäume, um mich zu vergewissern, mich nicht im Irrthume zu befinden.«

Der Graf starrte eine Zeitlang mit finsterer Miene vor sich hin, nachdem Lothar ihn eiligen Schrittes verlassen. Es hatte sich eine innere Unruhe seiner bemächtigt, welche zu verbergen er jetzt keine Veranlassung mehr fand. Unverständliche Worte vor sich himurmeln, schritt er hastig im Zimmer auf und ab. Dann trat er eilig an das Fenster, als er den Hufschlag eines Pferdes hörte. Es war das Pferd Lothars, welches vorgeführt wurde. Dieser trat

an dasselbe heran, steckte die Pistolen in die Halftern, schwang sich auf und jagte in gestrecktem Galop zum Hofe hinaus.

»Es wäre im höchsten Grade unangenehm, wenn sie zusammenträfen,« sprach der Graf mit gesteigerter Unruhe vor sich hin, »und dürfte ohne Blutvergießen nicht abgehen. – Der junge Herr fängt an, als künftiger Schwiegersohn sehr eigenthümliche und unangenehme Eigenschaften zu entwickeln. – Wenn ich das voraus gewußt hätte, namentlich das, – ich hätte mich vielleicht dennoch besonnen. – Es läßt sich jetzt jedoch nicht mehr ändern. – Ich hoffe, er wird einen vergeblichen Ritt machen, Dorenbach ist ein zu schlauer und zu gewitzter Mann, als daß er sich von einem solchen Gelbschnabel fangen lassen sollte. – Es wäre sehr, sehr unangenehm, und – pah, es wird nicht geschehen, – und wenn er fort ist, werden wir diese Sache definitiv und für immer zum Abschluß bringen.«

Lothar fehlte beim Essen, obgleich es das letzte vor seiner Abreise war, welche am Abende erfolgen sollte. Man war schweigsam und verstimmt. Manuela empfindlich und gekränkt, daß er sie jetzt in den letzten Stunden hatte verlassen können, der Graf von einer nicht zu verbergenden Unruhe ergriffen, obgleich er sich bemühte, dieselbe durch laute Fröhlichkeit zu bemänteln. Die Gräfin verhielt sich gleichgültig, wie immer, Walburg war nicht anwesend, Sardoni führte mit dem Grafen ausschließlich die Unterhaltung.

Das Diner war beendet, ohne daß Lothar zurückgekehrt wäre, man erhob sich und trat auf die Veranda hinaus. Die für Lothar bestellte Extrapost fuhr vor, und sein Diener brachte, wie ihm befohlen, das Gepäck herab, es bald und schnell in dem Wagen unterbringend. Lothar war noch immer nicht zurück. Endlich sah man ihn in raschem Trabe herankommen. Er sprang vom Pferde, übergab dasselbe einem harrenden Diener und befand sich wenige Minute später auf der Veranda.

»Es war ein vergeblicher Ritt,« sagte er, vorzugsweise sich an den Grafen wendend, der diese Nachricht mit sichtlicher Freude vernahm, »im Dorfe erfuhr ich, daß derjenige, den ich suchte, vor einigen Stunden auf der Straße nach Theresienstadt fortgeritten war, ich sprengte ihm nach, aber im nächsten, eine Meile entfernten Dorfe war bereits die Spur verschwunden. Durch dieses Dorf war er nicht mehr gekommen und mußte daher einen Seitenweg eingeschlagen haben, den aufzufinden ich vergeblich bemüht gewesen bin. Vielleicht ein andermal,« setzte er mit Bitterkeit hinzu, »aufgeschoben ist nicht aufgehoben!«

Die Zeit drängte, der Abschied von Manuela war beinflußt von ihrer über seine Rücksichtslosigkeit, wie sie es nannte, hervorgerufene Empfindlichkeit; auch sein Empfinden war nicht frei von fremden Beimischungen; die Zeit zur Verständigung fehlte und so schieden sie, ohne von dem ihre Seelen belastenden Drucke befreit zu sein. Sie wußten, daß sie sich in wenig Tagen wiedersehen würden, auch daß dann die Schatten, welche

jetzt zwischen ihnen lagerten, völlig schwinden würden, es wieder ganz hell und klar werden müsse, – aber sie vermochten sich Beide zu dieser Klarheit jetzt nicht emporzuschwingen, und er fuhr zwar von ihren Küssen begleitet, aber mit dem Mißton im Herzen in die laue, sternbesäte duftige Sommernacht hinaus.

FUNFZEHNTE CAPITEL. UNVERDIENTE KRÄNKUNG.

Die sogenannte üble Laune ist eine in die Aeüßerlichkeit tretende Krankheits-Erscheinung. Es liegt ihr immer ein geistiges oder körperliches Uebelfinden zu Grunde, welches, durch eine oft ganz davon unabhängige Veranlassung angeregt, zur größeren Herrschaft gelangt. Die Krankheit selbst kann eine chronische oder auch sporadische sein, es macht das nur einen Unterschied hinsichtlich der Zeitdauer, die Wirkung bleibt momentan dieselbe.

Der von übler Laune Befallene kennt gewöhnlich weder die Krankheit, an welcher er leidet, noch erkennt er die seine Stimmung veranlassende Ursache. Er empfindet nur ein inneres Unbehagen und Uebelbefinden und das Bedürfniß, dafür entweder sich selbst oder Andere zu quälen.

So geschah es auch Lothar, als er in dem leichten offenen, von raschen Pferden gezogenen Wagen einsam durch die stille Nacht dahinfuhr.

Hatte er doch den ganzen letzten Tag, den er in Manuela's Umgang hätte zubringen können, durch nutzloses Herumtreiben verloren. Selbst die letzten Augenblicke

waren verdorben, sie hatte ihre Empfindlichkeit über seine Abwesenheit nicht unterdrücken, sich nicht zu der Höhe einer unparteiischen, objektiven Anschauung empor-schwingen können. Ihr Abschiedskuß war ganz anders wie sonst, nur duldend, kaum erwidernnd; nicht der Ausdruck glühender Liebe oder tiefempfundenen Schmerzes. Das Alles hatte er selbst verschuldet, und beklagte es jetzt, da es verloren und nicht mehr zu erreichen war.

Selbst? Hatte er anders handeln können? Mußte er nicht thun, was er gethan, und sie hätte das anerkennen sollen. Aber weshalb war er diesem Zwange unterthan, der ihn des Liebesglückes in den letzten wertvollen Stunden beraubt hatte? Weil er jenen Mann, den er für den Mörder seines Kameraden hielt, auffinden, Vergeltung an ihm nehmen wollte. Das besaß seine Rechtfertigung, aber was würde ihn jener Mann überhaupt jemals gekümmert haben, wenn er nicht den völlig überflüssigen Einfall gehabt hätte, das Zigeunerkind, wie es Manuela nannte, nach Hardeck bringen zu lassen? Dann würde auch sein Kamerad nicht in jenem Hinterhalt gefallen sein, sondern sich noch ruhig seines jungen Lebens freuen. Wanda war allein die Veranlassung von dem Allen, Wanda allein die Ursache, auch seiner jetzigen unbehaglichen Stimmung, welche sich durch diese Betrachtungen noch erheblich steigerte.

Als er die Elbe erreichte, stieg die Sonne hinter den ferneren Bergen seiner Heimath empor. Die Natur erwachte, flackerndes Gewölk zog vor der Sonne her, deren Licht

das junge Laub der Wälder und die röthlich schimmern-den Saaten küßte. Er achtete nicht darauf, auch nicht auf den in Purpur erglühenden Strom, der mit leisem Geflüster an den Felsen dahinrauschte. Ihn kümmerte das Alles nicht. In den weißen Reitermantel gehüllt stand er gesenkten Hauptes regungslos in der Fähre, welche langsam über den Fluß dahinglitt; seine Augen waren nicht nach Osten, den heimathlichen Bergen, zugekehrt, sondern suchten am Horizonte die Stelle auf, wo dieser sich über Radowa wölbte, wo sie weilte, von der er so kalt, so lieblos geschieden war.

Hart stieß das Fahrzeug an das Land, und während er eilig dasselbe betrat und sich wieder in den Wagen warf, um keine Zeit zu versäumen, – nicht um so bald als möglich nach Hardeck zu kommen, sondern um eher nach Radowa zurückkehren zu können, – verdichtete sich seine üble Laune gleichzeitig mit den Dünsten, welche, sich an die Berge hängend, die Scheibe der Sonne verhüllten.

Je näher er Hardeck kam, je mehr steigerte sich seine innere Unzufriedenheit, und er empfand schließlich eine mit Zorn gepaarte Abneigung gegen Diejenige, welche er, wenn auch unverschuldet, als die Veranlassung seines Mißbehagens ansah.

Vielleicht hätte er beschämt sein Unrecht eingesehen, hätte er in die freudig erregte, harmlos kindliche Seele Derjenigen blicken können, welche er mit so unverdienten Vorwürfen belastete.

Die Nachricht von dem bevorstehenden wenn auch kurzen Besuche Lothars, ihres Erretters, des Ideals aller

ihrer kindlichen Vorstellungen und Gedanken, hatte eine an Entzücken grenzende Freude bei ihr hervorgerufen, eine Freude, welche in ihren Kundgebungen und Aeüßerungen diejenige von Lothars Mutter weit übertraf.

Am vergangenen Tage war sie beschäftigt gewesen, alles zu einer Ehrenpforte Nöthige herbeizuschaffen oder herbeischaffen zu lassen. Franz hatte sie gestern in den Wald begleiten müssen, natürlich mit der Büchse und mit Herko, worauf er eigensinnig bestanden, um junge Tannenzweige zu holen, dann war sie heute schon in aller Frühe, um dieselbe Zeit, als Lothar, sich seinen finsternen Gedanken hingebend, über die Elbe fuhr, in die Wiesen und in die Gärten gegangen, welche ihre schönsten Blumen zum Schmucke der Pforte hergeben mußten. In der Mitte derselben prangte in einem von ihrer Hand aus Vergeßmeinnicht künstlich geflochtenen Kranze das Wort: Willkommen! und um vier Uhr Nachmittags, eher konnte er nicht kommen, war Alles fertig.

Lothars Mutter hatte des Mädchens geschäftige Thätigkeit als ein Erzeugniß ihres dankbaren Herzens mit Wohlgefallen und innerer Freude beobachtet und sie ruhig gewähren lassen. Sie malte es sich aus, wie sehr ihr geliebter Sohn über diese Beweise kindlicher Dankbarkeit erfreut sein werde, und betheiligte sich so selbst stillschweigend an dem Lothar bereiteten festlichen Empfange.

Wanda hatte sich in ihren Sonntagsstaat geworfen, und stand schon, seit mehren Stunden seiner harrend, einen prachtvollen Blumenstrauß in der Hand, an der

Ehrenpforte. Die Vorübergehenden nickten ihr freundlich zu oder blieben, anerkennende Worte zu ihr redend, stehen, denn sie sah heute ungewöhnlich gut aus, man hätte sie fast schön nennen können. Sie war größer geworden und die zierlichen graciösen Formen ihrer kindlichen Gestalt traten in ihrem heutigen Anzuge besonders vorthailhaft hervor. Ihre schönen großen, dunkeln Augen strahlten in einem milden und sanften Glanze, worin sich das Glück und zugleich die Erregung, von denen ihre Seele ergriffen war, abspiegelte.

Franz, welcher seine Uniform angezogen, stand mit dem Gewehre im Arme neben ihr, um seinem ankommenden Herrn sogleich die pünktliche Ausführung der ertheilten Befehle darzulegen, und Herko, an ihrer andern Seite stehend, folgte mit seinen klugen treuen Augen jeder ihrer Bewegungen.

Es war ein anziehendes Bild, die schöne, erwartungsvolle Mädchengestalt mit dem Blumenstrausse in der Hand, der alte Soldat und der große fremdartig aussehende Hund.

»Er bleibt lange,« sagte Franz, »es ist längst sieben Uhr vorbei und um fünf sollte er hier sein. Wir könnten auch schießen, die Böller sind gleich herzuschaffen und mein Gewehr ist ohnehin immer geladen.«

»O, nein, nein!« erwiderte sie ängstlich, »er würde erschrecken.«

»Erschrecken?« lachte Franz, »was Du für thörichte Ideen hast; das Schießen ist jedem Soldaten angenehm.

Je mehr es knallt, um so besser, dann wird Einem erst recht wohl.«

»Hinten auf der Straße steigt Staub auf,« rief sie mit leuchtenden Blicken, es ist ein Wagen, ich sehe es genau!«

»Was Du für Augen hast. Ja, es ist ein Wagen, jetzt sehe ich es auch. Er kommt! Also aufgepaßt!«

Der Tag neigte sich dem Ende zu, als Lothar die Grenze seines eigenen Grund und Bodens erreichte. Die dicht über dem Rande eines waldbewachsenen Hügels stehende Sonne sandte ihre letzten Strahlen der Erde zu und übergieß sie mit jenem röthlich goldenen Lichte, welches sie erglühen ließ, wie von dem Kusse des scheidenden Geliebten berührt.

Er saß regungslos in einer Ecke des Wagens, die Augen halb geschlossen, ohne die sich vor ihm aufrollenden Bilder zu beachten und ohne davon oder selbst von den stummen Grüßen der länger entbehrten Heimath berührt zu werden.«

Seine Stimmung hatte sich eher verdüstert, als erheitert. Ein paar Versuche, sich aufzuraffen und die unangenehmen Empfindungen, die ihn beherrschten, abzuschütteln, hatten den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Er dachte nur daran, wann er, auf dem Wege, den er jetzt so schnell dahinfuhr, wieder zurückfahren könne und verkürzte die Zeit seines Aufenthaltes in Hardeck in Gedanken immer mehr.

Als er das Schloß in Sicht bekam, erblickte er auch sogleich die zu seinem Empfange errichtete Ehrenpforte und daneben Wanda und Franz, nebst einer Menge anderer Menschen. Er besaß sehr scharfe Augen, und es entging ihm nicht der in der Mitte schwebende Kranz, noch der Umstand, daß Wanda einen Blumenstrauß in der Hand hatte.

Statt hierdurch erfreut zu werden, geschah gerade das Gegentheil; seine böse Laune verdichtete sich und verdunkelte ganz die besseren und edleren Eigenschaften seines Herzens.

Wieder diese Wanda! Weshalb drängte sie sich immer in den Vordergrund? Was berechtigte sie zu dieser anmaßenden Ueberhebung? Was kümmerte sie sich überhaupt um sein Kommen und Gehen?

Alle diese herben Reflexionen und ungerechten Vorwürfe, welche er einem schuldlosen, fast mit abgöttischer Verehrung an ihm hangenden Kinde machte, würden ihn nicht beherrscht haben, wenn in diesem Augenblicke nicht plötzlich die Scene des Wiedersehens mit Manuela vor seine Seele getreten wäre. So lebhaft, daß er sie wieder neben Walburg sitzen sah, als sähe er es jetzt, mit den erregten, gespannten Mienen, den fragenden Augen und der verhängnißvollen Bewegung ihrer Hand.

Und hier? Der letzte Strahl der scheidenden Sonne vergoldete die blumengeschmückte Pforte, welche wahrscheinlich ihre Hand gefertigt; der blaue Vergißmelnichkranz mit dem freundlichen Willkommen schwankte leise im Abendwind – und unten stand sie, einen Blumenstrauß in der Hand, schüchtern, bebend, erröthend und neben ihr der alte treue Diener und der große Hund.

Alles blickte ihm gespannt und freudestrahlend entgegen – Wie war das anders, als in Radowa! Aber grade *deshalb* ärgerte es ihn um so mehr. Er vergaß, daß er hier erwartet wurde, dort ohne jede Anmeldung angekommen war; er *wollte* hier nicht besser, nicht mit größeren Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit empfangen werden, als dort von ihr, und da man es dennoch ganz unberufener Weise gethan, und noch dazu diese Wanda, die Veranlasserin seines verkümmerten Abschiedes von Manuela, so wollte er sie durch völlige Nichtachtung strafen.

»Weiter!« herrschte er den Postillon an, als dieser vor der Ehrenpforte stillzuhalten im Begriffe war, »weiter, bis vor die Treppe!«

Kaum mit finsterer Miene militärisch grüßend, ohne einen Blick auf Wanda zu richten, fuhr er rasch durch die Pforte vor das Haus und war, eilig aus dem Wagen springend, sogleich in demselben verschwunden.

Bleich und zitternd stand Wanda da und starrte dem Wagen nach, bis Lothar ausgestiegen und verschwunden war. Dann vermochte sie die hervorbrechenden Thränen nicht mehr zurückzuhalten, der Blumenstrauß entsank

ihrer bebenden Hand und fiel halb entblättert hart zu ihren Füßen nieder; noch einen kurzen Moment starrte sie mit ihren großen dunkeln Augen nach dem Schlosse hinüber, dann wandte sie sich und floh eilig davon.

»Wanda, Wanda,« rief ihr Franz nach, »sei nicht kindisch. Ich glaube gar, das Mädel weint. Muß 'ne besonders wichtige Dienstsache sein, denn, was man grob oder brutal nennt, ist er niemals gewesen, im Gegentheil. Müßte es bei der Cavallerie gelernt haben; bilden sich immer ein, wären was Appartes! Thut mir leid, das arme Kind, hat's gut gemeint und sich so sehr gefreut. Na, morgen wird der Rappel wohl vorüber sein.«

SECHSZEHNTE CAPITEL. IM SONNENGLANZE DER LIEBE.

Hierin hatte sich der brave Franz jedoch vollständig geirrt. Lothars Benehmen war auch gegen seine Mutter verändert, zerstreut und eilig, als ob es ihm an Zeit zu ausführlichen und eingehenden Mittheilungen gebräche. Als sie ihm einen am vorigen Tage von seinem Onkel eingegangenen Brief überreichte, erklärte er sogar, nachdem er ihn hastig gelesen, daß er sofort wieder abreisen müsse. Das kurze Schreiben, welches er ihr dabei überreichte, enthielt allerdings die bestimmte Weisung: Angesichts dieses zur Armee zurückzukehren, da die Feindseligkeiten bereits begonnen hätten und größere Actionen in der nächsten Zeit zu erwarten ständen.

»Du wirst aber dessen ungeachtet wenigstens einige Tage hier bleiben, mein Sohn,« sagte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit seine Hand ergreifend, »da Du so lange in Radowa warst, und wieder auf unbestimmte Zeit fortwillst. Es wäre ja sonst nur ein Wiedersehen und Abschied nehmen. Ich glaubte ohnehin nach Deinem letzten Briefe mich der beglückenden Hoffnung hingeben zu können, Du würdest dem Soldatenstande endlich Valet sagen, schon Deiner Braut wegen.«

»Unter den obwaltenden Verhältnissen kann, wie Du einsehen wirst, jetzt davon nicht die Rede sein; wir haben das ja bereits hinlänglich durchgesprochen. Du machst es mir zum Vorwurfe, so lange in Radowa geblieben zu sein? Ich wußte und glaubte damals nicht, daß der Krieg überhaupt oder so bald wieder beginnen würde. Jeder Wunsch muß den Verhältnissen Rechnung tragen, die ihm obliegenden Pflichten erfüllen. Ich bin Officier, der Befehl ist da, ich habe ihn zu befolgen. Hätte ich ihn in Radowa erhalten, würde mein Besuch bei Dir gar nicht haben stattfinden können. Jetzt muß ich ihn abkürzen, so leid es mir thut. Mag es sich lohnen oder nicht,« setzte er mit erneuerter Unruhe hinzu, »morgen in aller Frühe muß ich wieder fort.«

»Morgen in aller Frühe?« rief sie erschreckt, »wir behielten ja dann kaum Zeit, uns mit einander zu besprechen, und ich habe Dir noch so Vieles, Vieles zu sagen. Bleibe morgen wenigstens noch hier!«

»Es geht nicht, liebe Mutter,« erwiderte er heftig und mit niedergeschlagenen Augen, »ich habe keine Zeit zu

versäumen. Was wir uns zu sagen haben, kann in der Nacht geschehen.«

Sie blickte ihn mit schmerzlichem Vorwurfe an, aber er sah diesen Blick nicht, er wandte sich ab, um ihn nicht zu sehen. Er dachte an Manuela und daß er nun nur noch eine ganz kurze Zeit, höchstens Einen Tag bei ihr sein und auf diesen Einen Tag eine lange, lange Trennung folgen werde. Seine Unruhe steigerte sich bei dieser Vorstellung so, daß er am liebsten sofort auf der Stelle wieder abgereist wäre und ihn nur die Rücksicht gegen seine Mutter von der Ausführung dieses Vorsatzes zurückhielt.

»Auch der Director hat nothwendig mit Dir zu sprechen,« sagte sie fast schüchtern, »es handelt sich um wichtige Geschäftssachen.«

»So laß sogleich nach ihm senden, wir werden das in der Nacht abmachen.«

»Also auch diese Zeit willst Du mir noch entziehen?«

»Kann ich anders?« erwiderte er fast hart, indem er klingelte und den Director zu rufen befahl, »laß uns die kurze Zeit, welche uns noch vergönnt ist, nicht mit Vorwürfen und Rechtfertigungen verderben.«

»Willst Du nicht Wanda sehen?« fragte sie im Laufe des Gespräches, »sie hat sich so sehr auf Deine Ankunft gefreut und sich schon mehre Tage mit den Vorbereitungen zu Deinem Empfange beschäftigt.«

»Verschone mich mit diesem Kinde,« erwiderte er heftig, »wir haben jetzt wahrlich Wichtigeres zu thun, als uns mit solchen Lappalien zu beschäftigen. Sie hat mir ohnehin schon Unannehmlichkeiten bereitet. Du weißt

es ja, und ich bereue es und habe es schon oft bereut, sie nicht gelassen zu haben, wo sie war.«

»Du bist ungerecht gegen sie und thust dem armen Kinde sehr Unrecht, denn sie hängt mit der größten Dankbarkeit an Dir, Du bist –«

»Du würdest mir einen großen Gefallen erzeugen,« unterbrach er sie, »wenn Du die Unterhaltung über diesen Gegenstand aufgeben wolltest.«

»Auch hast Du durchaus keine Ursache,« fuhr sie dessen ungeachtet fort, »es zu bereuen, sie hierher gebracht zu haben. Sie hat sich sehr zu ihrem Vortheile entwickelt, ist folgsam, fleißig und gelehrig. Sie erfüllt meine Wünsche, ehe ich sie ausgesprochen, besitzt einen klaren natürlichen Verstand und eine große Lernbegierde. Sie gereicht mir wahrhaft zur Stütze in meinem Hauswesen, und ich würde es schmerzlich empfinden, wenn ich sie entbehren sollte.«

»Meinetwegen.«

»Willst Du sie nicht einmal sprechen, Du würdest *mir* einen Gefallen damit erzeugen.«

»Nein,« sagte er heftig, »ich habe keine Zeit dazu, und bitte Dich wiederholt, sprechen wir von etwas Anderem.«

Nach einiger Zeit erschien der Director und verhandelte mehre Stunden mit Lothar. Es galt die Ausdehnung des Geschäftes, der Anlage einiger neuen Werke und der augenblicklichen Vermehrung des Betriebscapitals. Lothar hörte zerstreut und unruhig zu und gab schließlich zu Allem seine Einwilligung.

Es war zwei Uhr geworden, als diese Geschäfte beendet waren und der Director sich empfahl.

»Darf ich Sie bitten,« sagte Lothar, »sogleich vier rasche Pferde zu beordern, die mich nach der nächsten Poststation bringen können, und einen reitenden Boten abzuschicken, um Courierpferde nebst vorzuschickendem Laufzettel zu bestellen, ich muß spätestens in einer Stunde fort.«

»So eilig sind der Herr Graf?« fragte erstaunt der Director. »Ihrem Befehle soll sogleich entsprochen werden.«

»Dann noch Eins,« fuhr Lothar nicht ohne einen gewissen Zwang und fast widerwillig fort, »ich besitze die unumstößlichen Beweise, daß jenem Mädchen, die ich vom Schwarzwalde hierher geschickt, noch immer nachgestellt wird. Ich habe einen jener Kerle, welche sie widerrechtlich gefangen gehalten, erst vor Kurzem hier in Böhmen gesehen. Leider ist er mir abermals entwischt. Das Kind steht aber jetzt einmal unter meinem Schutze und ich will nicht, daß gegen mein Wollen ein Haar auf ihrem Kopfe gekrümmt werde, namentlich nicht von jenen Schuftcn. Franz meint es gut, aber er ist schon alt und sein Schutz reicht nicht aus. Ich empfehle jenes Mädchen daher hiermit Ihrem besonderen Schutze, und mache Sie dafür verantwortlich.«

»Ich werde Ihrer Weisung in jeder Hinsicht, soviel es irgend in meinen Kräften steht, genügen, Herr Graf,« erwiderte ruhig und abermals nicht ohne Verwunderung

der Director, »aber eine vollständige Verantwortung deshalb muß ich ablehnen. Meine Geschäfte sind zu ausgedehnt, und meine Zeit und Thätigkeit zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich mich zur speciellen Beschützung eines Mädchens daneben verpflichten könnte. Uebrigens scheinen mir die Besorgnisse des Herrn Grafen auch übertrieben, hier –«

»Die Sache ist dadurch erledigt,« unterbrach Lothar, »ich verlasse mich auf Ihre Umsicht, weiter war von mir nichts beabsichtigt.«

Der Director empfahl sich und Lothar begab sich wieder zu seiner Mutter; ein Stunde später verließ er sie nach einem herzlichen, aber kurzen Abschiede, und fuhr in raschem Trabe auf derselben Straße, aber in entgegengesetzter Richtung dahin, auf welcher er erst am gestrigen Abende gekommen war. Wanda war, nachdem sie vergeblich gehofft, gerufen zu werden, nachdem sie voll angstvoller Erwartung auf jedes Geräusch gelauscht hatte, eine Beute des Schmerzes und des Kammers, unter Thränen endlich eingeschlummert. Wie hatte sie sich in ihrer kindlichen Phantasie dieses Wiedersehen so herrlich ausgemalt und wie war es in der Wirklichkeit gewesen. So sehr sie auch ihr Denkvermögen anstrengte, um den Grund seiner Unfreundlichkeit aufzufinden, sie zermartete sich vergebens, bis sie ermattet in einen unruhigen Schlaf sank. Dann träumte sie, er reise schon wieder ab, er verliesse Hardeck, ohne daß er ein Wort zu ihr geredet, sie ein einziges Mal freundlich angesehen habe; mit

jähem Schreck fuhr sie empor und das Geräusch eines abfahrenden Wagens schlug an ihr Ohr. War es Traum, war es Wirklichkeit? In der höchsten Angst sprang sie auf und eilte an das Fenster. Da sah sie einen Wagen in der ersten unsicheren Dämmerung des Morgens davonfahren! Ihn selbst sah sie nicht mehr, sondern nur den Schimmer seiner Mütze über das zurückgeschlagene Verdeck; auch dies Alles nur einen kurzen, flüchtigen Moment, – dann war es vorbei, das Geräusch verstummte, und sie sank von einem überwältigenden Schmerze erfaßt am Fenster nieder.

Ach, was hatte sie ihm gethan, was hatte sie verbrochen oder verschuldet, daß er so hart, so lieblos gegen sie sein konnte. Sie empfand einen Augenblick das Verlangen, das Fenster aufzureißen und sich hinabzustürzen, – er würde es erfahren und darüber Schmerz empfinden, wenn er hörte, sie sei gestorben, dachte sie. Noch viel thörichte und sonderbare Gedanken und Vorstellungen flogen durch ihre Seele, Gedanken und Vorstellungen, wie sie bei einem jungen unerfahrenen, noch ganz kindlich empfindenden Mädchen entstehen, bei dem der Schmerz der ersten aufkeimenden und unverstandenen Neigung zur Herrschaft gelangt.

»Fort, Kutscher! Immer gestreckten Trab, bergauf oder bergab ohne Unterschied!« herrschte Lothar dem Kutscher zu, als dieser die Pferde, während sich die Straße eine Anhöhe hinaufzog, langsamer gehen ließ, »ich habe keine Zeit zu versäumen, in spätestens einer Stunde müssen wir auf der Station sein.«

Der leichte Wagen flog mit gesteigerter Schnelligkeit dahin; auf der Station harrten die vorherbestellten Pferde, und die Sonne stand noch eine beträchtliche Strecke vom westlichen Rande des Himmels entfernt, als er von der Eger ablenkend die Straße nach Radowa hinauffuhr.

So rasch er auch gefahren, die Sehnsucht war ihm selbst weit, weit vorausgeeilt. Je näher er kam, je unruhi- ger, selbst ängstlicher klopfte sein Herz. Sie wußte auch heute nicht, daß er kam, sie konnte ihn nicht erwarten, nicht ahnen, daß er jetzt schon zurückkehren könne. Wie würde er sie finden? Könnte abermals ein Mißton dieses Wiedersehen stören – dies Wiedersehen, dem die Tren- nung so bald folgen mußte? Er bangte davor, ohne es sich zu gestehen, aber unbewußt vermied er jede Gele- genheit, um dem Zufall dazu behülflich zu sein.

Radowa leuchtete auf dem dunklen Hintergrunde des großen, sich die Höhe hinaufziehenden Parkes wie ein heller Stern zu ihm herüber, die Fenster erglänzten im Strahle der Abendsonne gleich glühend aufflammenden Punkten. Hier zweigte sich der Weg, der nähere Fußweg durch den Park ab, – mit einem tiefen Athemzuge fuhr er daran vorbei, er wollte nicht heimlich, nicht unange- meldet erscheinen, – da erblickte sein spähes Auge eine weibliche Gestalt. Sie stand oben am Rande des Wal- des, ihr weißes Gewand hob sich hell davon ab und flat- terte leise im Winde. Jetzt streckte sie den Arm empor und wehte mit einem Tuche. Es war Manuela, Manuela, die ihn erwartete, obgleich sie nicht wissen, nicht ahnen konnte, daß er heute schon zurückkehren werde!

Ohne den rasch dahinfahrenden Wagen halten zu lassen, es würde einen unnöthigen Zeitverlust herbeigeführt haben, sprang er aus demselben hinaus, flog zu ihr hinaus, – sie sank in seine Arme und er preßte sie mit aufjubelndem glühenden Entzücken an sein hochklopfendes Herz.

Der Schatten des Waldes umfing sie und entzog sie spähenden Augen. Sie schwelgten in dem ungestörten Glücke freudigen unverkümmerten Wiedersehens. Sie überboten und überhäuften sich mit Liebesbetheuerungen und zärtlichen Anerkennungen. Er, weil sie ihn erwartet, sein Kommen geahnet, wie sie gestanden, und sie, weil er so schnell und bald zurückgekehrt. Die Sonne war längst hinter den Bergen hinabgesunken und die Sterne begannen bereits durch die Lichtungen der Bäume zu blinken, als sie endlich Hand in Hand das Schloß erreichten.

Man hatte sie, durch den eingetroffenen Wagen benachrichtigt, erwartet und das Souper verschoben. Seit langer Zeit war es nicht so heiter und fröhlich dabei zugegangen, wie heute, ein Jeder befand sich in gehobener Stimmung und wurde von dem Wunsche beseelt, nach Kräften zur Freude beizutragen.

Lothar und Manuela saßen noch lange in zärtlichem flüsternden Zwiegespräch auf der Veranda, so lange, bis endlich die Gräfin freundlich zum Aufbruche mahnte.

»Es hat so eben zwölf geschlagen,« scherzte sie, »der Tag ist vorüber, es ist Zeit zur Ruhe, damit das Morgen nicht beeinträchtigt werde durch das Heute.«

Aber dieses Morgen übertraf in dem Uebermaße des Glückes in seinen schmerzvollen und deshalb um so mächtigeren Entzückungen noch weit, weit den vergangenen Tag! Es gibt solche Tage, seltene und dann gewöhnlich auch nur Stunden oder Augenblicke, wo das Glück mit verschwenderischem Ungestüm sein ganzes Füllhorn über uns ausschüttet, so daß wir ermattet und erdrückt unter diesen überreichen Gaben erliegen. Wir vermögen das Uebermaß derselben nicht zu bewältigen, wir möchten davon aufsparen, zurücklegen für künftige, weniger sonnenhelle, nebelgraue Tage, – aber das Alles ist nur für heute, nur für den Einen Moment! Wir sind nicht befähigt, ihm eine längere Dauer zu verleihen, können ihn aber durch Reflexionen an seine Vergänglichkeit vernichten.

Wir denken nicht an das Ende – wir genießen den Augenblick; sind wir uns aber dessen bewußt, kennen wir den Zeitpunkt, an welchem das Alles aufhören muß, was unsere Seele jetzt mit Entzücken erfüllt, unsere Nerven vibriren macht und uns das Leben allein des Lebens werth erscheinen läßt, – dann wirft der kommende Schmerz seinen Widerschein in dieses Glück und läßt es in um so glühender und brennender Beleuchtung erstrahlen.

So war es an jenem Tage mit Lothar und Manuela. Der Abend brachte das Ende wenigstens dieser sie der Erde entrückenden beseligenden Gemeinschaft. Die kommende Nacht war die Trennung und die Schatten fingen an, sich zu verlängern, die Sonne war längst über die Höhe

ihrer Bahn hinaus und sank mit beängstigender Eile dem Westen zu. Nur noch wenige Stunden, dann vermochten sie nicht mehr Worte der Liebe zu tauschen und sie mit ihren Küssen und Betheuerungen zu besiegeln. Man ließ sie ungestört, beschränkte das gemeinsame Zusammensein auf das Nöthigste; es war weniger wirkliches inniges Mitfühlen und Mitempfinden, was dazu veranlaßte, als eine höfliche Rücksichtnahme – für sie war es jedoch dasselbe. Aber Alles dem Menschen Beschiedene hat seinen Anfang und sein Ende, seinen ersten und seinen letzten Augenblick; der erste trägt den Keim des letzten in sich, sowie die Stunde unserer Geburt den Anfang unseres Todes.

Sie saßen noch zusammen auf der Veranda. Die Nacht ruhte über der Erde und den schlummernden, sie umgebenden Bäumen. Die Sichel des Mondes stand in zierlicher jungfräulicher Gestalt matt leuchtend dicht über dem Rande einer dunkeln Bergwand, eine Nachtigal sang in dem nahen Gebüsch, drüben aus der Ferne ertönte klagend der Ruf eines Nachtvogels.

Sie saßen stumm nebeneinander mit verschlungenen Händen, die Herzen voll überströmenden Empfindungen, aber der Worte nicht mehr mächtig.

Plötzlich preßte er sie ungestüm an seine Brust. »Manuela,« flüsterte er ihr zu, »gedenke dieser Stunde! Ach, sie muß uns Ersatz sein für so viele, viele nach ihr kommenden. Sei nicht traurig, Geliebte, ob ferne oder nahe, unsere Seelen sind immer vereint; nichts, nichts kann uns

mehr trennen, als der Tod, und auch der nur für eine kurze Spanne Zeit! Lebe wohl,« rief er, sie leidenschaftlich an sich pressend und küssend, »lebe wohl – gedenke mein! Auf fröhliches Wiedersehen!«

»Lothar! Lothar!« schrie sie auf, als er bei diesen Worten aufsprang, sich über die Brüstung schwang und in der Dunkelheit verschwand. »Lothar, höre mich, höre mich!«

Aber ihr Ruf war vergebens. Das Geräusch eines fortrollenden Wagens schlug an ihr Ohr, weinend, vom wildesten Schmerze erfaßt, sank sie in sich zusammen.

Es wurde lautlos still um sie her. Die Nachtigal war verstummt, die Sichel des Mondes hinter den Bergen hinabgesunken, sie hörte nur ihr eigenes krampfhaftes Aufschluchzen und wieder den klagenden Ruf des Nachtvogels. Es war ihr, als ob sie in diesem Augenblick hätte sterben müssen, sie sehnte sich nach dem Tode.

Da fühlte sie sich plötzlich heiß und heftig von zwei Armen umschlungen, und als sie erschreckt aufschrie, schlossen des Geliebten Küsse ihre zitternden Lippen.

»Ich konnte nicht anders,« flüsterte er mit dem innigen berückenden Tone der Liebe, »ich mußte noch einmal zu Dir zurückkehren. Zürne nicht meiner Schwäche, nicht darüber, daß ich Deinen Schmerz erneuere – ich konnte nicht anders!«

Noch eine Stunde, noch eine selige, im Uebermaße des Entzückens und des Schmerzes dahinrauschende Stunde,

– und sie war wieder allein. Er aber saß einsam im flüchtig dahinrollenden Wagen und kam sich wie ein ruheloser Geist vor, der keine bleibende Stätte besaß und finden konnte, sondern immer wieder von kalten, finsternen Mächten aus dem Himmel des Glückes gestoßen wurde, wenn er anfang, heimisch darin zu werden. Dem Himmel des Glückes! Eitle Träumereien eines jungen, rasch schlagenden Herzens! Der Himmel spannt sich über die Erde aus, damit die Sehnsucht nach ihm in unserer Seele nicht verschwinde, und das Glück ist nichts als ein Phantom, immer den Sterblichen sich zeigend und nimmer für sie erreichbar.

Schwelgend in den Erinnerungen der vergangenen Stunden, die noch immer seine Pulse heftiger klopfen und seine Nerven erzittern machten, saß er, mit geschlossenen Augen in seinen Mantel gehüllt, zurückgesunken da. Er hatte nur Einen Gedanken: Manuela! Die ganze Welt, Himmel und Erde und Alles, was darinnen war, floß zusammen in dem Einen Wort: Manuela.

Eine tiefe, unendliche, fast nicht zu ertragende Sehnsucht nach ihr ergriff seine Seele, seine Augen füllten sich mit Thränen und erst die Schaam über diese Unmännlichkeit gab ihm die Macht zum ersten siegreichen Kampfe gegen seine Schwäche. Die Erinnerung an jenen Tag und auch an die Stunden jener einsamen Nacht haben ihn während seines ganzen Lebens nicht verlassen; lange Jahre nachher, als seine Locken schon die Silberfäden des kommenden Alters durchzogen und er Vieles, Vieles erfahren hatte, was wir Dir jetzt nicht erzählen können,

geneigter Leser, gedachte er immer noch mit schmerzsvollem Erinnern dieses Tages.

VIERTER BAND.

ERSTES CAPITEL. DER VERSUCHER.

Das Jahr neigte wiederum seinem Ende zu. Die Bäume standen ihres Laubes entkleidet, ein eisiger Wind zog durch ihre Wipfel und Zweige, tief gehende graue Wolken vor sich her treibend, welche die Höhen der Berge streiften und sie theilweise vor den Augen der Menschen verhüllten. Der Winter war noch nicht zur vollen Herrschaft gelangt, noch rang er mit dem im Todeskampfe aufzuckenden Herbste, welcher vergeblich die letzte hin-fällige Kraft gegen ihn verbrauchte. Das Leichentuch des Schnees lagerte auf den Feldern, aber an manchen Stellen hatte es die noch nicht erstorbene Erde wieder zer-rissen, und so bot die Natur den unerquicklichen Anblick eines Kampfes zweier Gewalten, welcher noch nicht zum Abschlusse gekommen ist.

In Radowa hatte sich das Leben äußerlich wenig ge-ändert. Die Vergnügungen des Winters standen bevor, waren besprochen und beplant, hatten jedoch bis auf ei-nige unbedeutende Vorläufer noch nicht begonnen. Ma-nuela stand in regelmäßigem brieflichen Verkehr mit Lo-thar, dessen längeres Verbleiben bei der Armee jetzt kei-nem Zweifel mehr unterlag. Man befand sich in der Mit-te des December, die Feindseligkeiten hatten begonnen und sollten in der nächsten Zeit, sobald die Russen, wel-che unter Suwarow heranmarschirten, eingetroffen sein würden, in großem Maßstabe fortgesetzt werden. Man

sah der Ueberschreitung des Rheins durch die Franzosen an jedem Tage entgegen und bereitete sich auf ihren Empfang vor.

Seit Lothars letzter Abreise waren mehr als sechs Monate verflossen, und diese seine lange, Abwesenheit kennzeichnete, wie Alles, auch das scheinbar Unerheblichste, ihre Wirkung.

Manuela's Beziehungen zu Walburg waren vertrauter geworden. Zeit, Umstände, das tägliche Beisammensein, zuerst die Langeweile, dann das Auffinden gemeinsamer Interessen und das immer wieder Anfangen an dem Punkte, wo man aufgehört, hatte dies nach und nach und unbemerkt herbeigeführt. Walburg war nach Lothars Abreise ihr ebenso fern geblieben, wie während seiner Anwesenheit; nur der Zufall, oder vielleicht auch nicht der Zufall, sie hatte kaum darüber nachgedacht, war die Veranlassung ihrer gegenseitigen Annäherung gewesen.

Er wußte sich ihr bald unentbehrlich zu machen. Er that nichts, was nicht von ihr verlangt worden wäre, aber er verstand es, dies Verlangen bei ihr zu erwecken, zu erhalten und immer mehr zu steigern. Sie selbst besaß davon keine Ahnung; sie gab sich den Annehmlichkeiten seines Umganges hin, hörte mit Entzücken seinem Gesange zu und mit sich steigernder Begierde seinen Reden und Lehren, die so verschieden waren von denjenigen, welche sie bis jetzt empfangen, und doch so ansprechend und reizvoll, besonders dadurch, daß er ihren Widerspruch immer würdigte und ihm sich scheinbar unterordnete.

Sie wußte selbst nicht, wie weit und in welch wichtigen Dingen sie ihm innerlich nachgegeben, hätte sie plötzlich dasjenige, was sie jetzt, wenn auch widerwillig, als ihre Ueberzeugung anerkannte, dem Damals gegenüberstellen können, sie würde erschrocken zurückgebebt sein und angstvoll jeden weiteren Schritt auf diesem gefährlichen Wege vermieden haben.

Diese Selbstprüfung aber fehlte ihr, und er führte sie mit sicherer Hand und mit voller Ueberlegung weiter einem Ziele zu, das zwar noch in weiter unbestimmter Ferne lag, aber vor ihm nicht mehr als unerreichbar sich hinstellte.

An dem Abende jenes Tages, wo wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, saß er mit ihr am Clavier zusammen. Sie hatten aufgehört zu musiciren, der Graf war gar nicht anwesend gewesen, und auch die Gräfin hatte das Zimmer häuslicher Geschäfte wegen verlassen. Die beiden Knaben waren schon während des Musicirens eingeschlafen.

»Ich habe über Ihre letzte Behauptung nachgedacht,« sagte Manuela, nachdem das Clavier geschlossen war, aber ich glaube doch, daß Sie sich dabei in entschiedenem Irrthum befinden. Wenn Sie bei Einer Stelle der heiligen Schrift eine Auslegung zulassen, die Darstellung eine bildliche nennen, die man nicht so, sondern ganz anders verstehen müsse, so hindert uns nichts, das auch bei allen anderen zu thun.«

»Das steht in Jedes Belieben, hängt lediglich von seiner Ueberzeugung ab. Sie thun mir übrigens Unrecht, wenn

Sie das, was ich gesagt, eine Behauptung nennen. Ich halte mich lediglich an die Thatsachen. Wenn Sie selbst etwas gehört haben, oder man hat es Ihnen erzählt, und Sie schreiben es nach längerer Zeit, vielleicht erst nach Jahren, auf, sind Sie dann sicher, daß Sie die Worte, welche Sie gehört oder die man Ihnen erzählt, ganz so, wie sie von dem Urheber gesprochen worden sind, niederschreiben werden? Ihr Gedächtniß, Ihre Phantasie, vielleicht auch sogar die Absicht, in welcher Sie schreiben, werden dabei nicht ohne Einwirkung bleiben. Das liegt einmal in der unvollkommenen menschlichen Natur. Wenn aber diese Ihre Aufzeichnung verloren geht, davon erst nach Jahrhunderten, zur Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch nicht bestand, in einer ganz anderen Sprache eine Uebersetzung erscheint, werden Sie diese in jeder Hinsicht und wörtlich für untrüglich und unanzweifelbar halten?«

»Was wollen Sie damit beweisen?«

»Beweisen will ich nichts, nur darthun, daß man nicht Alles in der Biber wirklich zu verstehen habe. Christus selbst hat bekanntlich nichts geschrieben; Alles, was wir besitzen, stammt von seinen Jüngern her, die es theils in Brief-, theils in erzählender Form niedergeschrieben haben sollen, und zwar in griechischer Sprache, obgleich sie schlichte Leute aus dem Volke ohne jede höhere Sprachkenntniß waren.«

»Sie vermochten in allen Zungen zu reden nach der Ausgießung des heiligen Geistes,« schaltete sie lebhaft ein, »deshalb feiern wir das Pfingstfest.«

»Das Pfingstfest ist ein alt jüdisches Fest, welches die Juden auch jetzt noch in hergebrachter Weise als Ernte- und Erstlingsfest begehen. Alle unsere christlichen Feste sind jüdische oder sogar heidnische und nur den christlichen Bedürfnissen angepaßt. Die ersten Christen waren und konnten nichts anders sein, als eine jüdische Secte; im ersten Jahrhundert ihres Bestehens wurde bei ihrem Gottesdienste, ganz wie bei den Juden, nur das alte Testament vorgelesen, und zwar aus dem Grunde, weil sie andere heilige Schriften gar nicht besaßen. Erst im zweiten Jahrhundert finden sich zehn Paulinische Briefe und ein verfälschtes Evangelium Lucä.

»Es würde zu weit führen, Ihnen die Geschichte der Schriften des Neuen Testaments zu erzählen; es steht aber unumstößlich fest, daß die ältesten Handschriften desselben nicht über das vierte Jahrhundert hinausgehen, also erst geschrieben worden sind, nachdem Christus fast vier Jahrhunderte todt war. Die vorhandenen, meist in Alexandrien verfertigten Handschriften weichen ohnehin wesentlich von einander ab. Man stritt sich schon damals und lange aber die Echtheit und noch mehr über den Sinn des Einen oder des Andern und verwarf Mehres, z. B. die Offenbarung Johannis, gänzlich als gefälscht. Mit der Zunahme des Christenthums und der steigenden Macht seiner Priester stieg auch die Verwirrung. Erst als die Kirche, ohnehin schon in zwei große bis sich anfeindende Genossenschaften, die römische und die griechische, gespalten, durch die Reformation in ihren Grundfesten erschüttert wurde, welche auf die Bibel

als das Fundament des Christenthums zurückging, setzte das Tridentiner Concil diejenigen Schriften des neuen Testaments fest, welche als heilig und kanonisch anzusehen, seien und zwar alle ohne Ausnahme, auch diejenigen, welchen man diese Anerkennung bisher verweigert hatte. Zugleich bestimmte es jedoch, daß Niemand selbst die heiligen Schriften auszulegen berechtigt sei, dies vielmehr allein nur der Kirche zustehe, wer dagegen handele, sei verdammt! Neben den heiligen Schriften wurde aber als eine ebenso erhabene Erkenntnißquelle die Tradition, das heißt die mündliche Ueberlieferung anerkannt, und dadurch der Kirche und ihren Priestern der freieste Spielraum eröffnet. Es war das Alles nöthig, um die Ohrenbeichte, das Cölibat, den Ablass, die Messe, überhaupt die ganze Priesterhierarchie aufrecht zu erhalten, wovon allerdings in den jetzt als heilig anerkannten Schriften kein Wort steht.«

»Nicht wahr,« fragte sie forschend und scheu zu ihm aufblickend, »Sie sind Protestant? Sie beobachten nur äußerlich die Formen unserer Kirche?«

»Haben Sie wirklich eine so schlechte Meinung von mir,« erwiderte er lächelnd, »können Sie annehmen, ich würde meinen Glauben vielleicht eines äußeren Vortheils wegen verleugnen?«

»Ihren Glauben? Was können Sie nach demjenigen, was Sie mir mitgetheilt, noch glauben?«

»Weshalb sollte ich nicht glauben?« fragte er ruhig; »es gibt nicht zwei Menschen, die sich vollkommen gleichen, ebenso wenig gibt es deren zwei, welche vollkommen dieselbe Ueberzeugung in Glaubenssachen hätten. Wir sprachen von der wörtlichen oder bildlichen Auslegung der Bibel, und ich wollte Ihnen nur darthun, daß die wörtliche Auslegung zu den absurdesten Vorstellungen führen muß, mit denen sich auch der befangenste Verstand nicht befreunden kann.«

»Zum Beispiel?«

»Nehmen wir irgend etwas. Es heißt im Glaubensbekenntniß: ich glaube an – Jesum Christum, der gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle; am dritten Tage wieder, auferstanden von den Toten; aufgefahren gen Himmel; sitzend zur Rechten Gottes u. s. w. Wollen Sie dies Alles wörtlich auffassen? wörtlich annehmen: Christus habe zuerst eine Höllenfahrt unternommen, ehe er gen Himmel gefahren? Zu welchem Zweck? Und er sei dann körperlich, vor den Augen der Menschen sichtlich gen Himmel gestiegen? Er würde, mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel fliegend, noch jetzt nicht bei dem nächsten Fixstern angelangt sein. Und wo ist die Hölle, wo ist der Himmel? Soll er dann unaufhörlich zur Rechten Gottes sitzen bis in alle Ewigkeit? – Nach unseren Anschauungen könnte es keine größere Tortur geben. Also – es soll heißen: Er hat die Schmerzen und die Qualen des martervollen Todes siegreich überwunden, sein Geist hat sich zu Gott emporgeschwungen, dem

er in Macht und Herrlichkeit am nächsten steht. Können Sie sich dies anders denken?»

»Ich habe bis jetzt darüber nicht nachgedacht,« sagte sie kleinlaut, »aber wörtlich kann diese Stelle allerdings nicht verstanden werden.«

»Sobald Sie dies bei Einer und noch dazu bei einer so wichtigen, dem Glaubensbekenntnisse entnommenen Stelle zugeben, werden Sie dies um so mehr bei allen anderen thun müssen. Die Lehre Christi steht mit unserer Vernunft in voller Uebereinstimmung, es ist nichts darin, was wir nicht als wahr und richtig erkennen könnten; nur dasjenige widerstreitet den Anforderungen unseres Geistes, so mangelhaft sein Erkenntniß vermögen auch sein mag, was aus unlautern, verwerflichen Absichten hinzugedichtet ist, wodurch man die Lehre der erhabensten Liebe, die edelste Moral, welche je eines Menschen Geist geschaffen, in das vollständigste Gegentheil, in die Anbetung des fanatischsten Hasses, der größten Selbstsucht und der blutgierigsten Grausamkeit verwandelt hat. Wenn Christus jetzt lebte, würde man ihn als einen ketzerischen Demagogen verfolgen; in Spanien würde man ihn noch vor zehn Jahren, nachdem man ihn alle Qualen der Falter hätte bestehen lassen, lebendig verbrannt und weit grausamer zu Tode gemartert haben, als es damals die fanatischen Juden gethan.«

»Wenn ein Jeder berufen und berechtigt sein soll, sich die, wie ich zugeben will, nicht überall wörtlich zu verstehenden Aussprüche der heiligen Schrift nach Belieben auszulegen,« erwiederte sie, »dann würde eine heillose

Verwirrung entstehen. Sie sagten selbst, daß es schwierig sei, die Echtheit derselben zu prüfen, sind wir, sind die Laien dazu befähigt? Menschen, die ihr Leben in täglicher harter Arbeit hinbringen und geistig auf der niedrigsten Stufe stehen? Ist es nicht vollständig gerechtfertigt, daß für sie die von Gott selbst geweihten Priester eintreten, ihnen sagen: Dies und keine anderen sind die Glaubenssätze, durch deren Festhalten Deine Seligkeit bedingt wird? Was aber dem Einen gerecht ist, ist es auch dem Andern. Wir sind Alle gleich große Sünder und ohne die Gnade Gottes und unsers Erlösers für ewig verloren. Was nützt es mir, ob ich mir einen Satz der heiligen Bücher so oder so auslege, ich werde dadurch nur in meinem Glauben beirrt. Von Gott selbst dazu Erwählte, mit der Weihe der Priester Versehene thun das für mich, und ich beuge mich gläubig vor ihnen und ihrer höheren Weisheit, zweifle nicht, maße ich mir selbst kein Urtheil an, wozu ich nicht befähigt bin, sonst gehöre ich zu den Abtrünnigen von der heiligen Kirche, bin eine Ketzerin, eine Protestantin und der ewigen Verdammniß verfallen!«

Sie hatte mit gesteigerter Erregung gesprochen, ihre Wangen waren geröthet und ihre Augen von einem höheren Glanz, zugleich aber auch von dem Ausdruck des Mißtrauens belebt. Er blickte sie eine kurze Zeit forschend und halb enttäuscht an und schien zu überlegen, ob er das Gespräch ganz fallen lassen oder in dieser Weise fortsetzen sollte. Er entschied sich dennoch für das Letztere.

»Sie kommen wieder auf die Protestanten zurück,« sagte er lächelnd, »und scheinen immer noch im Stillen den Argwohn zu hegen, ich könne doch ein verkappter Lutheraner oder Calviner sein. Sie thun mir darin aber im höchsten Grade unrecht, und ich muß es beklagen, daß Sie mit Ihrer so leichten Fassungsgabe, mit Ihrem regen und intelligenten Geiste mich so sehr mißverstanden haben und mir den niedrigstehenden Standpunkt eines Sektirers zuweisen. Bei den Protestanten ist das Alles übrigens ebenfalls verschieden; sie haben sich zwar von dem Papste, von der gröbsten Priesterhierarchie, und den gröbsten kirchlichen Mißbräuchen losgesagt, sonst aber streiten sie ebenfalls auch um Worte und feinden sich deshalb unter einander an, ebenso wie wir, obgleich sie die sogenannte freie Forschung dem Namen nach zugeben. Wer aber durch diese zu einer anderen, als der von ihnen festgestellten Satzung kommt, der gehört nicht mehr zu ihnen, den befeinden, den hassen und verfolgen sie. Die Priester sind und waren überall dieselben; das Streben nach weltlicher Macht, nach Herrschaft, nach Reichthum und Wohlleben stand und steht bei ihnen immer in erster Reihe. Sehen Sie mich nicht so zweifelnd an,« fuhr er fort, »ich errathe Ihre Gedanken, Sie meinen, es gäbe eine große Menge in Armuth und Dürftigkeit und zugleich in der treuesten Pflichterfüllung lebende Geistliche, – das ist sehr natürlich; eine Armee kann nicht aus lauter Generalen, nicht einmal aus lauter Officieren bestehen, das Gros werden immer Gemeine bilden müssen; so ist es auch bei den Priestern, welche in

der Beschaffung des geeigneten Ersatzes wie immer mit großer Umsicht und Schlaueit zu Werke gehen. Ich rede nur von den höher Gestellten und von denen, die danach streben es zu werden. Diese haben immer bei allen Völkern und allen Religionsgesellschaften den gleichen Zielen zugestrebt. Deshalb sind sie allein die Auserwählten, welche die Vermittelung mit der Gottheit besorgen und allein besorgen können; als solche dieser näher stehend, beanspruchen sie für ihre Dienste aber Macht, Ehren und Reichthum, um auch äußerlich die Gottheit würdig zu repräsentiren. Sie kämpfen um diese Dinge mit der weltlichen Macht, machen ihr dieselbe streitig und verlangen wenigstens deren Theilung. So ist es immer gewesen, und nur in der christlichen Religion ist es ihnen gelungen, sich eine Zeitlang sogar über die weltliche Macht zu stellen. Dieses erhabene Ziel konnte nur der Papst, der sichtliche Statthalter Jesu Christi auf Erden, erreichen. Aber im Namen keiner Religion sind dafür auch so viel Gräuel verübt worden, als in dem der christlichen, der Religion der Liebe! Die aus religiösem Fanatismus begangenen blutigen Thaten sämmtlicher Religionen der Erde, die jemals existirt, haben nicht so viel hingemordete oder zu Tode gemarterte Menschen, so viel verwüstete Länder, niedergebrannte Städte und Dörfer aufzuweisen, als die christliche. – Der dreißigjährige Krieg, dieser gräßlichste, grausamste, barbarischste aller Kriege, würde allein schon hinreichen, dies zu beweisen, – und das Alles wegen zweifelhafter Auslegungen von Worten, die Christus

einmal gesprochen haben soll – dessen erste Lehre: Liebet Euch unter einander, liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, liebe Deine Feinde, durch Scheiterhaufen, Auto-dafé's und die blutigsten Kriege beantwortet wurde –, und Alles dies geschah angefacht, geschürt und unterhalten durch fanatische, habgierige, machtbegehrende Priester, deren Gewalt und Ansehen sich nur erhalten und erhöhen konnte durch der Völker geistige Knechtschaft!«

»Ich darf Sie nicht länger anhören,« sagte sie erregt und erschüttert von der durch ihre Seele ziehenden wirren Vorstellung, »ich würde eine Sünde gegen Gott und die heilige Kirche begehen, und ich will es auch nicht! Weshalb sagen Sie mir das Alles? Weshalb bemühen Sie sich, meinen Glauben zu erschüttern?«

»Entschuldigen Sie meine Lebhaftigkeit,« sagte er mit verändertem, aber herzlichen und gewinnenden Tone, indem er lange und tief in ihre Augen blickte, »ich habe mich hinreißen lassen, vielleicht unbewußt ein Unrecht begangen. Aber jeder denkende Mensch besitzt über die höchsten Wahrheiten seine eigene Ueberzeugung und zugleich das Verlangen, sie denjenigen, welche er hochschätzt, welche er verehrt, die er geistig sich ebenbürtig erkennt, mitzutheilen, sie mit ihnen durchzusprechen und sich von Ihnen belehren zu lassen. Diesem Verlangen habe ich Rechnung getragen – zürnen Sie nur deshalb nicht, ich werde dieser Schwäche nicht mehr unterliegen. Fern liegt es mir, Ihnen Ueberzeugungen, welche

Sie beglücken, zu rauben, oder darüber auch nur Zweifel bei Ihnen zu erwecken. – Wir werden nie mehr über diese Dinge reden.«

ZWEITES CAPITEL. HERÜBER UND HINÜBER.

Es lag etwas Wahres in seinen letzten Worten, aber es diente nur zur Folie oder zur Umhüllung seiner wirklichen Absicht, wenn diese auch bei ihm selbst noch nicht zur vollständigen Klarheit gekommen war. Als Anhänger des krassesten Materialismus, wie er zu jener Zeit in der vollsten Blüthe stand und in der unsrigen als naturwissenschaftliches Ragout eigentlich nur wieder aufgewärmt ist, enthielt dasjenige, was er zu ihr gesprochen, nur die ersten verhüllten Angriffe auf ihre religiösen Ueberzeugungen. Es ist nichts leichter, als einen geistig begabten Menschen, der in strengkirchlichen Lehren erzogen ist, der diese Lehren stets als unanzweifelbare und göttliche Wahrheiten angenommen und deshalb nicht weiter darüber geforscht hat, durch plötzliche, unerwartete, aus wohl überlegten und durchdachten Erwägungen hervorgegangene Sätze zu verwirren und mit sich selbst zu veruneinigen. Es gleicht dies dem Angriffe eines wohlbewaffneten Krieggeübten auf einen Wehrlosen.

Dennoch scheitern oft solche Versuche vollständig. Die Macht des Glaubens bewährt sich stärker, als der Angriff des dagegen wohlgerüsteten Feindes. Selbst die Macht des Vorurtheils, wenn es uns früh eingimpft, bleibt unbesiegbar; das Wachsthum unsers Körpers und unsers Geistes ist an bestimmte Zeiten gebunden, und wenn es

in dieser nach einer festen und harten Form geregelt worden, kann dieselbe später entweder gar nicht mehr oder nur sehr unvollkommen geändert werden.

Ein jeder Mensch besitzt das Bestreben, für seine Ansichten Proselyten zu machen. Je fanatischer und unduldsamer er ist, je mehr wird er diesem Hange Rechnung tragen; er führt ihn bis zu der Absurdität, seine eigenen Ueberzeugungen für die allein richtigen und alle anders Denkenden entweder für irrend oder für schlecht, gefährlich und verdammungswerth zu erklären. Der persönliche Vorthail übt dabei gleichfalls immer seine unvertilgbare Wirkung, und so führt schließlich bei Fanatikern der Kampf gegen anders Denkende, selbst in untergeordneten Dingen zu den größten Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Verbrechen. Je mehr die Erlangung oder die Erhaltung von Macht oder Vorthail dabei auf dem Spiele stehen, um so erbitterter wird der Kampf geführt, verliert zuletzt ganz die ursprüngliche Veranlassung und dreht sich schließlich nur noch um die letztere.

Für den, welcher die Geschichte mit Aufmerksamkeit liest, wird die Richtigkeit dieses Satzes unzweifelhaft sein.

Für Walburg lag ein großer Reiz darin, ein so schönes und begabtes Mädchen wie Manuela seinen Ansichten näher zu bringen, mit ihr über diese Dinge zu reden, Zweifel bei ihr hervorzurufen und gleichsam durch das Experimentiren mit ihrem kindlichen und beweglichen Geiste seine eignen bei sich festgestellten Ueberzeugungen einer Probe zu unterwerfen.

Er war auch ein Fanatiker. Diejenigen, welche jeden positiven Glauben verwerfen, den menschlichen Verstand zum alleinigen Träger aller Erkenntniß machen und diesen Verstand doch wieder für eine durch äußere Einflüsse hervorgerufene Stoffbewegung des Körpers erklären, sind die größten Fanatiker. Wie wäre es sonst anders möglich, der Behauptung Glauben zu verschaffen, der Mensch sei nur ein Stoffconglomerat, ohne einen belebenden Geist? Sie verlangen unbedingten Glauben an diesen Satz, da sie nicht den Schatten eines Beweises dafür aufzubringen wissen, und deshalb fanatisiren sie sich dafür und verspotten Alle, die nicht daran glauben. Nur die wirkliche wissenschaftliche, nach Wahrheit strebende Forschung ist nicht fanatisch, und es bedarf gar keines weiteren Beweises, daß sie sich im Irrthum befinde, wenn sie ebenfalls fanatisch auftritt.

Es war aber noch ganz etwas Anderes, was bei Walburg das treibende Element zu dieser Handlungsweise bildete. Noch scheute sich dieses Andere, selbst in seinem Innern unverhüllt hervorzutreten; er verbarg es, er gestand es sich, aber es war dennoch vorhanden. Dieses Andere war eine in ihm entstehende Neigung zu Manuela. Als die ersten Anzeichen derselben sich kennzeichneten, als seine Gedanken wider sein Wollen davon beherrscht wurden, verspottete er sich selbst. Welche Thorheit, die einzige Tochter des reichen Reichsgrafen, die erklärte Braut eines anderen, noch reicheren und wie

er sich eingestehen mußte, mit großen männlichen Vorzügen begabten Grafen – und Er? Der Abhängige, Dienende, mit einer zweifelhaften, nur ihm allein bekannten Vergangenheit und einer ungewissen unsicheren Zukunft! –

Dennoch, weshalb nicht? Seine Neigung, zuerst einer kaum bemerkbaren Flamme gleichend, erstarkte zur Leidenschaft und loderte zu einem wilden verzehrenden Feuer auf. – Weshalb nicht? War ihr Bräutigam nicht fort auf längere Zeit, vielleicht auf Nimmerwiederkehr? War es nicht leicht, die bei ihr sich darüber öfter kundgebende Mißstimmung zu erhöhen und schließlich in Verstimmung und Kälte zu verwandeln? Benahm sie sich nicht vertrauensvoll ihm gegenüber, lauschte mit Entzücken seinem Gesange und mit Aufmerksamkeit und Begierde seiner Rede? Weshalb alle diese Vortheile unbenutzt lassen? Weshalb die ihm so freundlich anlächelnde Gelegenheit zurückweisen?

Die Folgen? Pah, – weshalb an die Folgen denken, Factoren in die Berechnung ziehen, welche noch nicht gegeben waren, die der Zufall erst bringen oder auch hinwegnehmen konnte, je nachdem er eintrat; der Zufall, der überhaupt allein die Schicksale der Menschen bestimmt. Entweder blieb es eine reizvolle, die Einförmigkeit des Daseins unterbrechende Unterhaltung, oder es wurde mehr, ein Etwas, woran man später sich mit Entzücken erinnerte, weil es des Entzückens werth gewesen, und zugleich mit Trauer, daß es so bald hatte enden

müssen; oder es wurde *noch* mehr – doch wozu alle diese Möglichkeiten ausdenken oder deren Folgen sich klar machen? Sich treiben lassen auf dem Strome des Lebens, genießen, wenn er durch lachende, sonnige Gegenden fließt, oder auch in seinen Wirbeln oder Fällen untergehen, wie es kommt, – der Untergang bildet für Alle den unausbleiblichen Schluß und – *post mortem nulla voluptas!*

Deshalb weiter, ohne unnöthige Bedenken, aber mit der um so nothwendigeren Vorsicht. Er war doch vielleicht zu eilig gewesen, hatte sie vielleicht für immer eingeschüchtert und mißtrauisch gegen ihn gemacht. Er mußte ihr vor Allem Zeit lassen, das Empfangene in sich zu verarbeiten, durfte keinen Falls jetzt noch mehr Zweifel in ihr erwecken, um nicht selbst von ihr angezweifelt zu werden.

Obgleich es ihm Ueberwindung kostete, so handelte er doch diesen Erwägungen gemäß, und es verging eine längere Zeit, ehe Beide wieder ein beziehungsvolles Gespräch, den früheren ähnlich, mit einander führten. Es verging der ganze Winter, während dessen Manuela sich viel und mit Lust den geselligen Vergnügungen hingab. Sie gehörte nicht zu den Naturen, welche Einer Idee allein lebend, alles Andere derselben zum Opfer bringen. Sie besaß dabei ein fröhliches Herz, ein leichtes Blut und einen angeborenen Hang zum Vergnügen und zur Zerstreuung.

In den geselligen Kreisen, welche sie mit ihren Eltern besuchte, natürlich nur dem hohen böhmischen Adel angehörend, war sie die Gefeiertste. Es war keine, welche ihr an Schönheit und Anmuth, dabei an Geist und Leichtigkeit des Benehmens gleich kam; dazu war sie die beneidete Braut des Grafen Hardeck, der als patriotischer, ritterlicher Cavalier, selbst seine Liebe der Vaterlandsvertheidigung zum Opfer brachte.

Die Trauer oder den Schmerz darüber würde man auf ihrem heiteren Gesichte vergebens gesucht haben; man verlangte das auch nicht, würde es nur unnobel, bürgerlich gefunden haben, bewunderte sie daher, wenn sie, der verkörperten Terpsichore gleich, in leichtem anmuthigen Tanze fröhlich und heiter dahin flog, und sie tanzte gern und viel.

Wenn der Rausch vorüber war, und er endete bei ihr fast immer mit den letzten Tönen der Musik, schweiften ihre Gedanken bald wieder zu ganz anderen, fernliegenden und entgegengesetzten Dingen. Der Briefwechsel mit Lothar blieb das treue Abbild ihrer Beziehungen, wie sie während des Zusammenseins gewesen. Auf- und Abwogen der Gefühle, nach kleinen Wolkenschatten um so heißerer und glühenderer Sonnenglanz; verzehrende Sehnsucht und Klagen über die Dauer der Trennung.

Sie erzählte ihm ausführlich von ihren geselligen Freuden, wie oft und mit wem sie getanzt, und er hatte nichts dagegen, sprach sogar seine Freude darüber aus, daß sie sich angenehm unterhalte. Nicht ein Schein von Eifersucht leuchtete deshalb aus seinen Briefen hervor.

Von Walburg schrieb sie dagegen nichts, und er stellte deshalb auch nie eine Frage. Auch diese stillschweigende Unterhaltung dauerte fort. Ob die Eifersucht auch dann nicht in ihm rege geworden sein würde, wenn sie ihm ihre langen und beziehungsvollen Unterhaltungen mit Walburg mitgeteilt hätte, ja, ob er ihr nicht entschieden geboten haben würde, diesen gefährlichen und unmoralischen Menschen vollständig zu meiden, ob er deshalb nicht an den Grafen, ihren Vater, geschrieben hätte, – darüber vermied sie weiter nachzudenken; ein solches Verfahren seinerseits herbeizuführen lag auch durchaus nicht in ihrer Absicht.

Ein vielfaches und oft längeres Zusammensein mit Walburg hatte natürlich auch während des Winters stattgefunden. Auffälliger Weise erzählte sie diesem nie von ihren Gesellschafts- oder Ballerlebnissen, während sie Lothar davon ausführlich schrieb; sie empfand eine Scheu, darüber mit Walburg zu reden, obgleich ihr gegenseitiger Umgang unmerklich ein immer vertrauterer wurde.

Er ging dabei sehr langsam und vorsichtig zu Werke, erlaubte sich nichts, was sie hätte bedenklich machen können, und erreichte dadurch, indem er sie sicher machte, den beabsichtigten Zweck, daß sie ihn mit der ihrem Charakter eigenen vertrauensvollen Offenheit behandelte und ihr gegenseitiger Umgang in keiner Weise mehr ihre beiderseitige, so sehr verschiedene Stellung kennzeichnete.

DRITTES CAPITEL. AUF DUNKELN WEGEN.

Es war wieder Frühling geworden, der letzte Frühling des unruhigen ereignißreichen Jahrhunderts. Noch wenige Monate und es rollte dahin wie seine Vorgänger, hinab in das Meer der Ewigkeit, darin verschwindend gleich einer flüchtigen Minute, einem unmeßbaren Augenblicke. Die Zeit kümmert sich nicht um die Eintheilungen und Messungen, durch welche die Menschen sie zu regeln und sich zu versinnlichen streben; sie zieht gleichmäßig dahin, ohne Rücksicht auf die irdischen Jahre, Stunden und Minuten, welche nur durch die Bewegungen unseres verschwindend kleinen Planeten bestimmt, gegen diejenigen des unendlichen Weltalls eben so nichts bedeutend sind, wie er selbst.

Aber auch der Mensch kehrt sich wenig daran, ob die scheidende Stunde zugleich die letzte eines abgelaufenen Jahrhunderts sei, er reflectirt dabei gelegentlich vielleicht über die Flüchtigkeit der Zeit und die Richtigkeit der menschlichen Größe und Macht; aber in seinem darauf gerichteten Streben, in dem Slavendienste seiner Leidenschaften läßt er sich nicht beirren. So auch damals. Das letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts verlief in Krieg und Blutvergießen, und das erste des kommenden folgte ihm in gleicher Weise.

Manuela hatte vor wenigen Tagen einen längeren Brief von Lothar erhalten. Er war geschrieben unmittelbar nach der Schlacht von Stockach, wo der Erzherzog Carl am fünfundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten März

die Franzosen unter Jourdan geschlagen hatte. In der Aufregung des Sieges erging er sich in lebhaften und ausführlichen Schilderungen dieser Schlacht, der vorher stattgehabten Gefechte und seiner persönlichen Betheiligung daran. Er hatte mit seiner Escadron ein Carré gesprengt und viele Gefangene gemacht, war von dem General öffentlich belobt worden und zur Beförderung als Major vorgeschlagen. Er schrieb mit der Lebhaftigkeit, mit der Begeisterung eines siegreichen Soldaten, welcher nach langen Mühen und Anstrengungen in dem Lichte seiner Thaten sich sonnt.

Auf Manuela machte dieser Brief jedoch grade die entgegengesetzte Wirkung. Er enthielt kein Wort, keine Andeutung eines Verlangens nach der Beendigung des Krieges; keinen sehnsuchtsvollen Wunsch baldiger Rückkehr, um dann für immer bei ihr zu bleiben. Er erging sich nur in der Versicherung, daß die Franzosen jetzt abermals über den Rhein zurückgetrieben seien, daß der Erzherzog sich mit der schweizerischen Armee, wahrscheinlich mit Suwarow vereinigen und dann die vollständige und nachhaltige Niederlage des übermüthigen Feindes erfolgen werde.

»Wenn wir Alles wieder erobert haben werden, Geliebte,« fuhr er fort, »was man uns schnöde und widerrechtlich geraubt, – dann, aber nicht eher werden wir vom Frieden reden, von einem ehrenvollen und deshalb dauernden Frieden; für jetzt aber gilt es noch Kampf, einen muthvollen siegreichen Kampf.«

Sie legte den Brief langsam auf den Tisch, nachdem sie ihn gelesen, ihre Brauen hatten sich zusammengezogen und um ihren Mund lagerte ein ernster finsterer Zug. Ohne den Brief wie sonst noch einmal zu lesen, verschloß sie ihn in ein zierliches Kästchen, dem Aufbewahrungsorte seiner Vorgänger, stand einen Augenblick schweigend und nachdenkend da, strich dann mit der schmalen feinen Hand mehrmals über die Stirn, als ob sie die darin entstehenden Gedanken hätte fortwischen wollen, hing eine Mantille um und ging hinab in den Park.

Es war gegen Ende April. Der belebende Frühling war ausnahmsweise früh in das Land gekommen und hatte Berg und Thal mit dem ersten jungfräulichen Grün geschmückt. Es ist überall schön, auch in den ödesten Gegenden, wenn die Erde aus ihrem Winterschlaf erwacht und sich wie ein junges Mädchen mit Blüthen und Blumen schmückt; wenn überall das Leben emporsproßt, Alles sich in das Gewand des Werdens kleidet und keine Mahnung an das Vergehen die süßen Täuschungen unserer Seele beeinträchtigt.

Sie ging langsam unter den Bäumen dahin, aus deren Zweigen die hellgrünen, noch nicht vollständig entwickelten zarten Blätter hervorsproßten, begierig mit dem lauen Winde und den Strahlen der Sonne zu kosen. Der Wiesenteppich zu ihren Füßen war mit Blumen übersäet, welche sie mit ihren blauen Kinderaugen begehrllich anzulächeln schienen, um von ihrer Hand gepflückt zu werden. In den Büschen huschten die Vögel und trieben ihr neckisches Liebesspiel. Die Luft war lau,

erfrischend und anregend, – Alles athmete Leben und Lebenslust, Hoffnung und sehnsuchterweckendes Verlangen. Träumerisch ging sie weiter; sie dachte nichts; sie gab sich nur ihren Empfindungen hin, jenen sanften, berückenden Empfindungen, welche die Thätigkeit unseres Verstandes aufheben, um unsere Seele in dem Zauberreiche der Gefühlswelt schwelgen zu lassen. Aufblickend sah sie Walburg. Das Ende des unter den Bäumen fortgehenden Weges, auf dem sie sich befand, mündete an einem der kleinen künstlich angelegten Seen, und drüben am andern Ufer befand sich Walburg, beschäftigt Blumen zu pflücken. Er war allein, ohne ihre Brüder.

Einen Moment blieb sie zweifelhaft stehen, ob sie nicht umkehren solle, da er sie wahrscheinlich noch nicht gesehen hatte; dann aber belebten sich ihre Augen, ihre Mienen heiterten sich auf, leichten eiligen Schrittes ging sie weiter und rief mit fröhlicher, heiterer Stimme zu ihm hinüber, als sie am Rande des Wassers angekommen war.

Er fuhr bei ihrem Rufe aus seiner gebückten Stellung empor und winkte ebenfalls freudig zu ihr hinüber. Dann sprang er rasch in einen Kahn und befand sich wenige Minuten darauf an ihrer Seite.

»Heute ist der erste wirklich schöne Frühlingstag,« sagte sie, nachdem er sie herzlich begrüßt hatte und sie zusammen weiter gingen, »waren Sie weit draußen im Walde?«

»Schon seit sechs Uhr war ich dort, – Sie glauben gar nicht, wie schön es jetzt im Walde ist.«

»Schöner als hier? Wohl schwerlich, herrlichere und ältere Bäume gibt es dort auch nicht und die hier durch die Kunst geschaffenen Abwechselungen von verschiedenartigen Laubhölzern, – von Wald, Wiesen und Wasser, – das können Sie droben im Walde nicht so wiederfinden.«

»Das ist es eben, was mir den Wald so anziehend macht; die Hand des Menschen tritt mir dort nicht, wie hier, überall entgegen; ich werde nicht gezwungen, meine Empfindungen durch die verkörperten, oft sehr unschönen und unästhetischen Gedanken eines Anderen bestimmen zu lassen, kann mich allein den Einflüssen der einfachen und überall großartigen Natur hingeben.«

»Sie finden die Hand des Menschen dennoch auch dort, und ich glaube, wo sie ganz fehlt, kann sich der Mensch selbst nicht wohl und heimisch fühlen.«

»Darin mögen Sie Recht haben. Die Einzelnen werden von ihrer Gattung angezogen und diese ergänzen sich nur in sich.«

»Aber Alles bildet eine große, erhabene Schöpfung, wie Sie mich belehrt haben, ebenso erhaben in ihrer Größe wie in ihrer Kleinheit.«

»Können Sie sich eine Schöpferkraft denken?« fragte er mit einem überlegenen Lächeln.

»Eine Schöpferkraft? Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Nun, eine Kraft, welche Alles, was ist, geschaffen hat. Die also die Eigenschaft besitzt, die Dinge, welche uns umgeben, uns selbst, mit einem Worte das Weltall, aus dem Nichts entstehen zu lassen?«

»Weshalb soll ich mir das nicht denken können? Das ist Gott.«

»Was hat denn diese Schöpferkraft gethan, ehe sie angefangen zu schaffen? Wenn sie die Eigenschaft des Schaffens besitzt, so *mußte* sie diese *immer* ausüben. Können Sie sich überhaupt ein Nichts denken? Und in diesem Nichts eine Kraft, welche aus demselben etwas hervor bringt?«

»Sie haben mir selbst gesagt, daß wir befähigt seien, uns Vorstellungen zu machen, die für uns unbegreiflich, nicht ausdenkbar wären.«

»Das lehrt uns die Erfahrung, und es läßt sich nicht leugnen, aber wir müssen grade deshalb solche Vorstellung vermeiden, von deren Unhaltbarkeit wir uns selbst überzeugen können und zu dieser gehört unzweifelhaft eine für sich bestehende Schöpferkraft.

»Aber wohin kämen wir dadurch?« fragte sie verwirrt.

»Zur Erkenntniß der Wahrheit, dem alleinigen Ziele des menschlichen Strebens.«

»Aber zugleich dem unerreichbaren, wie Sie selbst zugegeben.«

»Wenn auch nicht vollständig, doch annähernd erreichbar. Können Sie sich überhaupt eine Kraft ohne Stoff denken?« fuhr er lebhafter fort, »es ist ganz unmöglich. In den Stoffen sind die Kräfte als deren Eigenschaften enthalten, und wenn sie in gegenseitige Wirkung treten, so nennen wir das Kraft. Wenn Sie Pulver anzünden und dadurch eine furchtbare Explosion hervorbringen, so erzeugen Sie nicht eine dies bewirkende Kraft, sondern die

in dem Pulver so vereinten Stoffe nehmen plötzlich eine andere Form an, dadurch entsteht eine rapide Bewegung derselben, und wir nennen das die Kraft des Pulvers. Der Stoff ohne Kraft ist nicht denkbar, denn jeder Stoff muß Eigenschaften besitzen; ebenso gibt es keine für sich bestehende Kraft, denn sie ist immer nur die Eigenschaft des Stoffes.«

»Immerhin,« erwiderte sie scherzend, »nennen Sie es, wie Sie wollen, mir scheint das sehr gleichgültig.«

»Es ist es aber keineswegs. Die Stoffe mit ihren Eigenschaften oder Kräften sind von Ewigkeit gewesen. Sie können sich nicht denken, daß sie entstanden sein, daß vor ihnen gar nichts dagewesen.«

»Ich kann mir aber ebenso wenig die Ewigkeit denken,« warf sie ein.

»Aber den Begriff aufstellen und das genügt vorläufig. Die Vereinigung der Stoffe in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit erzeugte die bestehenden Formen derselben. Je nachdem sie sich vereint, nach ihren Mischungsverhältnissen und anderen dabei thätig gewesenen Umständen, sind die Körper, wie sie jetzt bestehen, entstanden und haben die ihnen innewohnenden Eigenschaften erhalten. Wir vermögen ebenfalls solche Stoffverbindungen zu bereiten und thun es täglich, denken Sie an das Pulver. Nehmen wir dazu etwas weniger Kohle, Schwefel oder Salpeter, so wird es aber kein Pulver mit solchen Eigenschaften, sondern ein anderer von diesem ganz verschiedener Körper. Dasselbe findet bei allen Gebilden statt, die uns umgeben.«

»Wollen Sie damit behaupten,« sagte sie lebhaft, »die ganze herrliche Schöpfung, Sonne, Mond und Sterne, die Erde, mit Allem, was sie enthält, die Pflanzen, die Thiere und auch vielleicht sogar wir selbst wären nichts, als eine Mischung der Stoffe?«

»Was könnte es anders sein? Darüber kann nicht der mindeste Zweifel obwalten.«

»Aber wer hat die Stoffe so gefügt, daß sie dasjenige sind, was sie sind, daß der Baum der Baum, die Blume die Blume, das Thier das Thier und der Mensch der Mensch ist, und jedes in seiner millionenfachen Verschiedenheit?«

»Wer soll es gefügt haben? Wer anders, als der Zufall. Sobald die Bedingungen gegeben sind, müssen die Stoffe sich so und nicht anders einen und zu solchen Gebilden werden, wie sie sind, mit all ihren für uns wunderbaren Eigenschaften.«

»Nein,« sagte sie mit leuchtenden Augen, »das wäre eine trostlose Ueberzeugung. Alles vom Zufall abhängig, – keine Vorsehung, keine uns regierende und beschützende göttliche Macht? Sie sollten Derartiges auch im Scherze nicht reden.«

»Weshalb wollen wir uns über diese Dinge nicht aussprechen; ich bin sehr gern bereit, mich von Ihnen widerlegen zu lassen, aber Sie müssen Ihre Ansicht nicht bloß hinstellen, auch beweisen, wenigstens begründen. Sehen Sie,« fuhr er fort, indem er eine Blume mit seinem Stocke, abschlug und einen über den Weg eilig dahin kriechenden Käfer zertrat, »Blume und Käfer haben aufgehört zu

sein; ihr Dasein ist durch mich zerstört worden. Wären wir nicht zufällig hierher gekommen und hätte ich Ihnen nicht den Beweis von der Richtigkeit meiner Behauptung geben wollen, so blühte die Blume, lebte der Käfer noch; – jetzt haben sie aufgehört, eine Blume und ein Käfer zu sein. Was hat diese Wirkung erzeugt? – Was anders als der Zufall?«

»Es war von Anfang an ihre Bestimmung,« sagte sie kleinlaut.

»Ah, das ist der trostloseste und zugleich der feigste Glaube, wodurch der Mensch sich entwürdigen kann. Wenn Alles vorbestimmt ist, so haben wir nichts zu thun, als uns hinzusetzen und abzuwarten, was kommen wird. Speise und Trank muß uns werden, wenn es nicht unsere Bestimmung ist, zu verhungern, und ist es diese, so nützt es uns auch nichts, wenn wir arbeiten und sorgen, es muß doch geschehen, und zwar genau an dem Zeitpunkt, wo es bestimmt ist. – Nein, dieser türkischen, fatalistischen Anschauung werden Sie gewiß nicht huldigen.«

»Wenn Sie aber eine Vorsehung annehmen, ein specielles Eingreifen der höheren Macht in das Ergehen der Einzelheit, wo beginnt diese und wo hört sie auf? Erstreckt sie sich auch auf das Wachsthum jedes einzelnen Grashalms, auf das Wohlbefinden jeder einzelnen von den Millionen Mücken, die dort in der Sonne spielen? Sie müssen gestehen, es läßt sich das kaum denken.«

»Es erstreckt sich wenigstens auf uns, auf die Menschen, diejenigen Geschöpfe, welche nach dem Bilde Gottes geschaffen und mit einer Seele begabt sind.

»Ach, was Sie Alles für Widersprüche in einem einzigen Satze zusammendrängen, ich könnte Stunden lang zu ihrer Widerlegung gebrauchen. Wir sind überhaupt mitten in die Sache hineingesprungen, statt mit dem Anfange zu beginnen, vielleicht sind Sie nicht abgeneigt, später das Versäumte nachzuholen, damit keine irrige Meinung über mich sich bei Ihnen ausbilde. Wir wollen jetzt nicht weiter über Dinge reden, die ein tieferes Eingehen nothwendig machen. Vielleicht denken Sie über unser heutiges Gespräch dennoch ein wenig nach. Wenn Sie das thun,« fuhr er in einem herzlichen und berückenden Tone fort, »so halten Sie dabei vor Allem die Ueberzeugung fest, daß Ihr Glück und Ihr Wohlergehen mein höchstes Streben bilden, und daß ich nie mehr ein Wort über diese Dinge mit Ihnen reden werde, wenn Sie mir sagen, daß Sie es nicht wünschen, oder dadurch beunruhigt werden.

»Sie haben heute einen Brief erhalten, fuhr er in verändertem Tone fort, während sie schweigend mit gesenkten Augen und gerötheten Wangen neben ihm hinschritt, darf ich fragen, ob sein Inhalt freudiger und angenehmer Art gewesen?«

»Gewiß,« erwiderte sie befangen, »Sie haben ja auch wohl schon von dem Siege des Erzherzogs über einen französischen General gehört, dessen Namen ich wieder

vergessen; mein Bräutigam ist mit dabei gewesen, hat ein Carré gesprengt und wird bald Major werden.«

»So gratulire ich von Herzen, sagte er mit einem zweideutigen Lächeln, »vielleicht sehen Sie ihn erst als General wieder, das Avancement geht jetzt sehr rasch.«

Sie blickte ihn mit einem forschenden Blicke an, als ob sie sich vergewissern wolle, wie diese Bemerkung gemeint sei.

»Wollen Sie damit andeuten, er könne noch längere Zeit fern bleiben?« fragte sie dann.

»Ich besitze kein Verständniß für die Reize des Soldatenstandes,« erwiderte er, »die Schlächtereie der Menschen scheint mir noch entwürdigender und roher, als die der Thiere. Da sie aber einmal sein muß, wie so Vieles, was wir selbst als ein Uebel erkennen, so möchte ich mich wenigstens persönlich nicht daran betheiligen, sondern würde dies Geschäft Anderen überlassen.«

»Mein Bräutigam denkt darüber anders und hält die Vertheidigung des Vaterlandes für ein Gebot der Mannesehre.«

»Wir sprach bereits darüber,« sagte er in verändertem Tone und die Entfernung zwischen ihnen vergrößernd, – »ich sehe dort Ihre Frau Mutter und Herrn Sardoni, wir werden ihnen nicht ausweichen können. Ich halte Sardoni für einen gefährlichen Menschen,« sprach er flüsternd weiter, während sie den Ankommenden sich näherten, – »Sie nicht auch?«

»Sardoni?« lachte sie auf, so daß es ungewiß blieb, ob dieser ihre Worte hörte, »wie kommen Sie zu einer solchen Annahme, es gibt keinen harmloseren und dienstwilligeren Mann.«

VIERTER CAPITEL. ANGRIFF UND ABWEHR.

Die Begegnenden begrüßten sich und gingen gemeinschaftlich dem Schlosse zu. Es entging Manuela nicht, daß ihre Mutter sich in einer erregten Stimmung befand und diese besonders gegen Walburg kennzeichnete. Sie erkundigte sich nach den Knaben, und sprach ihre Verwunderung, welche fast an Mißbilligung grenzte, darüber aus, daß sie sich nicht in der Begleitung und unter der Aufsicht ihres Lehrers befänden. Ihr Blick ruhte mit einem kalten und forschenden Ausdruck auf Walburg, während er die verlangte Auskunft ertheilte. Ihre Augen hatten, wenn sie von diesem Ausdrucke beherrscht wurden, etwas Gläsernes, an Eis Erinnerndes, als ob jede Empfindung in ihr erstorben wäre, oder sie den Einblick in dieselben verschließen wollte. Walburg kannte diesen Blick; er schien auch über die Ursachen seiner Entstehung weder im Ungewissen, noch unangenehm davon berührt zu sein, denn er ignorirte ihn vollständig und sprach in der gewohnten früheren Weise:

»Ich halte es für nöthig, gnädige Frau, daß meine Zöglinge sich auch allein beschäftigen lernen, sie erlangen dadurch die jedem Manne vor allen Dingen nothwendige

Selbstständigkeit. Uebrigens sind sie auch in meiner Abwesenheit nicht ohne Aufsicht; ich weiß genau, ob und in wie weit sie meinen Anweisungen nachkommen.«

»Mir würde es dennoch angemessener erscheinen, wenn diese Aufsicht nicht durch Abwesenheit geübt würde,« bemerkte Sardoni mit spöttischem Tone.

»Und mir,« erwiderte Walburg gereizt, »daß Jeder seine Geschäfte selbst besorgt und sich nicht um diejenigen Anderer bekümmert. Ich habe noch niemals die des Herrn Hausmeisters zum Gegenstande meiner Beurtheilung gemacht.«

»Ich muß die Herren ersuchen,« sagte die Gräfin, während ihre Augen wieder mit demselben Ausdruck auf Walburg ruhten, »in meiner Gegenwart derartige Erörterungen zu vermeiden.«

»Der Herr Hofmetster haben sich nur in der Person geirrt und seinen Unterricht statt den jungen Herren Grafen der gnädigen Comtesse zu Theil werden lassen,« bemerkte Sardoni weiter, indem er Walburg mit offener Feindseligkeit anblickte.

»Ich muß mein Verlangen wiederholen und jetzt in einen Befehl verwandeln,« sagte die Gräfin in bestimmtem Tone und mit einem raschen mißbilligenden Blicke Sardoni streifend.

»So bleibt mir für jetzt nur das Schweigen,« erwiderte Walburg.

Es war das erste Mal, daß die Gräfin gradezu eine Mißbilligung gegen Walburg geäußert, ebenso daß es Sardoni gewagt hatte, ihm offen als Gegner gegenüber zu treten. Walburg sollte jedoch sehr bald die Erfahrung machen, daß ein ihm feindseliger Einfluß sich in Thätigkeit befinde.

Der Graf schien heute besonders übler Laune. Während des Vormittages hatte er viele Geschäfte gehabt, vielleicht unangenehme, man konnte das nicht wissen, weil er nie darüber sprach, auch Sardoni war mehrere Stunden bei ihm gewesen, bei Tische war er in hohem Grade verstimmt.

Eine unbedachte, vorlaute Bemerkung des ältesten Knaben, der dem Grafen dabei in die Rede fiel, riß diesen zu dem heftigsten und zugleich übertriebensten Tadel hin. Er wies den durch diese Behandlung verletzten und deshalb trotzigten Knaben vom Tische und erging sich in rücksichtslosen Aeüßerungen über die Erziehung seiner Söhne, nachdem Beide, denn er schickte auch den Anderen hinaus, das Zimmer verlassen hatten.

Walburg war zuerst bleich geworden, dann bedeckte eine jähe Röthe sein schönes, männliches Gesicht; er blickte den noch immer, wenn auch mit vermindelter Heftigkeit redenden Grafen fest, mit funkelnden Augen an und war eben im Begriff, eine Erwiderung zu machen, als sein Blick, auf Manuela fiel. Ihre großen Augen hingen mit einem bittenden, fast flehenden Ausdruck an

ihm, um ihren Mund schwebte ein angstvoller, schmerzlicher Zug und unbewußt hob sie die verschlungenen Hände verstohlen bis über den Rand des Tisches empor, als ob sie ihrer stummen Bitte dadurch hätte mehr Nachdruck geben wollen.

Er schwieg. Ein tiefer Athemzug und der festgeschlossene Mund kennzeichneten die Schwere dieser Ueberwindung. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde wieder kalt und ruhig und blieb so, während der Graf weiterprechend das Rücksichtslose seiner ersten Aeüßerungen durch Nachträge zu mildern suchte; auch als Walburg wieder den eisigen verglasten Ausdruck in der Gräfin Augen und die unverholten spöttischen und befriedigten Mienen Sardoni's sah – das Bewußtsein, im Einverständniß mit Manuela zu handeln, ihr ein von ihr beehrtes und anerkanntes Opfer zu bringen, überwog das Alles.

»Sie müssen meine Worte nicht auf die Wagschale legen,« fuhr der Graf fort, dem dies ruhige Schweigen am meisten imponirte, »ich habe heute bereits sehr unangenehme Geschäfte gehabt. Im Uebrigen: sachlich befinde ich mich vollständig im Rechte und muß Sie ersuchen, sich danach zu richten, damit Aehnliches vermieden werde.«

Auch auf diese neue Kränkung hatte Walburg keine Erwiderung; er sah nur flüchtig, aber mit einem innigen Blicke des Einverständnisses zu Manuela hinüber, deren Mienen immer noch dieselben waren, um in seinem Schweigen zu verharren, unausgesetzt, bis die Tafel aufgehoben wurde.

Dann entfernte er sich sogleich, um seine Zöglinge aufzusuchen. Es war schon ziemlich spät; über dem Parke bettete sich eine laue, dunkle Frühlingsnacht, in welcher sich die Düfte der Blumen mit den Tönen der Nachtigalen vermischten.

Walburg stand unfern von Sardoni's Wohnung an den Stamm einer alten riesigen Tanne gelehnt, mit dessen Umrissen seine eigene Gestalt verschmolz. Er blickte aufmerksam nach den beiden matt erleuchteten Fenstern von Sardoni's Wohnung hinüber; erst als das Licht derselben erlosch, wurde eine unmerkliche Bewegung an ihm sichtbar. Er lauschte mit verhaltenem Athem und selbst jetzt in der Dunkelheit war der matte Lichtreflex seiner angestrengt blickenden Augen sichtbar.

Die Thür von Sardoni's Hause öffnete sich leise, er trat daraus hervor und schritt unmittelbar darauf unhörbar an Walburg vorüber. Dieser berührte leise seine Schulter. Erschreckt und hastig sich umwendend fuhr er zusammen.

»Ich bin es, Herr Sardoni,« sagte Walburg mit ruhigem und kaltem Tone, »Sie haben nicht nöthig zu erschrecken.«

»Zu erschrecken,« wiederholte spöttisch und rasch gefaßt der Venetianer, »dazu ist allerdings keine Veranlassung, aber verwundern, das ist der rechte Ausdruck.«

»Immerhin, nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt, ich wünsche Sie zu sprechen.«

»Und deshalb lauern Sie mir hier in der Dunkelheit auf?«

»Ich wußte, daß ich so meine Absicht bestimmt erreichen würde.«

»Was sollen diese Redensarten; wenn man Jemand sprechen will, so kommt man am Tage zu ihm in seine Wohnung.«

»Mir hat es aber so beliebt.«

»Aber mir beliebt es nicht so, Herr von Walburg, und ich besitze nicht das entfernteste Verlangen zu einer weiteren Unterhaltung mit Ihnen.«

»Daran zweifle ich nicht; also kurz zur Sache: Sie finden es seit einiger Zeit angemessen, meine Wege zu kreuzen, mir feindlich entgegenzutreten. Ich warne Sie, in dieser Weise fortzufahren, es könnte leicht sehr unangenehme Folgen für Sie haben.«

»Was maßen Sie sich an,« erwiderte zornig Sardoni, »feindlich entgegentreten? Es lohnte sich kaum.«

»Mag es sich lohnen oder nicht, daß Sie es gethan haben, vielleicht auch jetzt im Begriffe sind, es zu thun, darüber besitze ich die bestimmtesten Beweise.«

»Sie ergehen sich in fortgesetzten dunkeln und drohenden Redensarten; ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich es bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten habe, mich um Sie zu kümmern. Sie sind der Hofmeister der jungen Grafen, durch meine Vermittelung sind Sie es nicht, wären auch wahrscheinlich nicht hergekommen; Sie scheinen Ihrer Stellung eine weitere Ausdehnung zu geben, auch die junge Comtesse zum Gegenstande Ihrer Erziehungsbemühungen machen zu wollen, – davor würde ich Sie warnen, wenn es mir der Mühe werth schiene;

der Graf versteht in dieser Beziehung keinen Spaß und ist, wie Sie wissen, ein leicht zum Zorn geneigter Mann.«

»Da Sie von dieser Eigenschaft des Grafen so genau unterrichtet sind, so sollten Sie sich selbst derselben mehr erinnern. Sie sind ein erfahrener Mann, aber man kann doch niemals zu vorsichtig sein. Ich will nicht weiter in unklaren Sätzen mit Ihnen reden,« fuhr er erregter und in leiserem Tone sprechend fort, »die beiden Briefe, welche die Gräfin vermißt, die Sie bis jetzt vergeblich gesucht haben, befinden sich in meinem Besitze. Ich habe sie gefunden an der Bank in dem Neptun-Bosket. Damit möchte Alles gesagt sein. Sobald ich noch weiter die Erfahrung mache, daß Ihr oder auch der Gräfin Einfluß, wie seit einiger Zeit und namentlich wie heute, in feindlicher Weise gegen mich in Wirksamkeit tritt, werde ich die beiden Briefe dem Herrn Grafen einhändigen. Nun wissen Sie, was ich zu sagen habe, Herr Sardoni,« setzte er in spöttischem Tone hinzu, »richten Sie sich danach. Auch bei jedem weiteren versteckten Spiele werden Sie mich gerüstet finden; ich bin nicht ein Mann, der sich so leicht beseitigen läßt, wie Sie vielleicht gemeint. Sonst aber – haben Sie nichts zu befürchten, auch nicht die entfernteste Andeutung. Sie können darüber auch die Frau Gräfin beruhigen. Und nun überlegen Sie sich Alles sehr reiflich, ob Freund oder Feind. Jetzt will ich Sie nicht weiter aufhalten, damit Ihr längeres Ausbleiben keine Besorgnisse hervorrufe.«

Mit diesen Worten wandte sich Walburg, und indem er in der Dunkelheit verschwand, ließ er den Italiener bestürzt und keines Wortes mächtig zurück.

Dieser blieb noch längere Zeit regungslos auf derselben Stelle stehen; zuweilen murmelte er leise Worte vor sich hin, und wenn es Tag gewesen, würde man auf seinem bleichen Gesichte die Kennzeichnung einer leidenschaftlichen Erregung bemerkt haben. Dann ging er leisen unhörbaren Schrittes weiter und verschwand in einer kleinen Seitenthür des Schlosses, welche er mit seinem bei sich führenden Schlüssel öffnete. Nach längerer Zeit tauchte die Gestalt Walburgs aus dem tiefen Schatten der Bäume wieder empor, um abermals an dem Stamme eines Baumes sich anlehnend für das Auge eines Beobachters zu verschwinden.

Er blickte nach dem Schlosse hinüber, dessen Umrisse sich kaum sichtbar von dem dunkeln bewölkten Nachthimmel abhoben. Aus den Fenstern, der Gräfin allein schimmerte durch die herabgelassenen Vorhänge noch ein matter Lichtschein, sonst lag das Schloß wie die übrigen Gegenstände schlummernd unter dem Schleier der Nacht.

Nach einiger Zeit verließ Walburg auch diesen Platz und kam, einen Umweg durch den Park machend, an das Portal des Schlosses, wo ihn der Portier, ähnliche nächtliche Ausflüge von ihm gewohnt, auf sein leises Klopfen einließ. Dann herrschte rings umher wieder lautlose Stille, nur das unhörbar schaffende Athmen der Natur schwebte durch die Nacht.

Von jener Stunde an wurde das Benehmen nicht nur Sardoni's, sondern auch des Grafen und der Gräfin gegen Walburg wieder freundlich und zuvorkommend. Der Graf bemühte sich förmlich, das frühere Rücksichtslose durch eine gekennzeichnete anerkennungsvolle Behandlung auszugleichen. Es dauerte dies jedoch nur kurze Zeit, dann verlor er, durch andere wichtigere Dinge beeinflusst, das Interesse an Walburg und bekümmerte sich fast gar nicht mehr weder um ihn, noch um die Erziehung seiner Söhne, was Walburg am meisten zusagte. Der Graf hatte bei seinem Benehmen gegen Walburg offenbar einem fremden Impulse nachgegeben, der entweder wieder aufgehört, oder für ihn nicht mehr maßgebend geblieben war.

Die Gräfin benahm sich dagegen nachhaltig liebenswürdig gegen ihn. Ihre Augen, welche sehr freundlich, lebhaft und fesselnd zu blicken verstanden, wurden in Walburgs Gegenwart nie mehr durch jenen eisigen, gläsernen Ausdruck verunziert, der sie in der letzten Zeit so oft gekennzeichnet hatte.

Was Sardoni betraf, so hielt er sich zwar nach wie vor von Walburg fern, aber wenn der Zufall oder der Wille des Grafen sie zusammenführte, zeigte sich zwischen beiden ein freundschaftliches Einverständniß. Mehre Monate später fand zwischen ihnen abermals eine längere und geheime Unterredung statt; Walburg war diesmal am hellen Tage zu Sardoni gegangen, und dieser begleitete ihn in der freundlichsten Weise bis an die Hausthür, als er sich wieder entfernte.

Sardoni hatte von Walburg jene beiden verloren gegangenen Briefe empfangen, und zwar ohne darum gebeten zu haben, auf Walburgs alleinige Veranlassung.

Seit jener Zeit hatte dieser noch weniger Ursache zur Unzufriedenheit. Seinem Umgange mit Manuela traten keine Hindernisse mehr entgegen. Der Graf bemerkte ihn nicht, und die Gräfin und Sardoni wollten ihn nicht bemerken. So nahm er denn an Vertraulichkeit und selbst an Innigkeit immer mehr zu, sie waren täglich zusammen, sie wurde seine gelehrige Schülerin. Wie sehr dies der Fall war, möge der Leser aus der nachstehenden Unterredung entnehmen, welche im Herbste zwischen ihnen stattfand und die wir deshalb schildern wollen, ohne ihre vielen Vorgängerinnen zu berühren.

FÜNFTES CAPITEL. DER ROLLENDE STEIN.

Sie gingen neben einander hin am Rande des Waldes auf einem Wege, von dem man eine weite Sicht über das Thal hatte. Es war wieder am Abend eines hellen sonnigen Tages, aber statt des Hoffnung und Leben spendenden Frühlings, zog jetzt der Herbst über die Erde, Sehnsucht erweckend und an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit mahnend. Die Felder schimmerten gelb und fahl aus dem Thale herauf, in das Laub der Wälder waren die ersten Mahnungen eingesprenkelt, der in malerischen Windungen hinziehende Fluß leuchtete klar und glitzernd herüber, die Luft war rein und durchsichtig, und die fernen Höhen verschwommen in bläulichem verlockenden Dufte.

Sie ging an seiner Seite, ihre an den seinigen voll innerer Erregung, welche eine leichte Röthe auf ihrem scheuen Gesichte noch deutlicher verrieth. Dieses selbst zeigte einen mehr vergeistigten Ausdruck. Das Unbefangene, Kindliche, welches die Züge junger unerfahrener Mädchen kennzeichnet und sie mit einem so großen Zauber umgibt, indem es das Verlangen hervorruft, die emporsprießenden Keime der Erkenntniß zu fördern und zugleich mit sicherer erfahrener Hand vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, war bei ihr verschwunden. Zwischen den zarten, sanft geschwungenen Brauen lag die erste schwache Linie der Denkerfalte, und aus ihren Augen strahlte das Licht der Erkenntniß und zugleich das Verlangen nach Höherem.

»Das ist ganz unzweifelhaft,« sprach Walburg weiter, »wer es nicht zugibt, verschließt sich absichtlich vor den Aufzeichnungen der Geschichte. Wir aber, die wir diese Dinge mit vorurtheilsfreier Auffassung betrachten, und uns nicht durch anerzogene Irrthümer beirren lassen, wir forschen nur nach der Wahrheit. Die Wahrheit ist immer das allein Beglückende, und es bleibt ganz gleichgültig, wieviel Ammenmärchen oder Kinderglauben dabei zu Grunde gehn.«

»Aber es hat dennoch etwas tief Schmerzliches, Dasjenige was wir bisher für heilig, unumstößlich und für allein begleitend gehalten, plötzlich als völlig werthlos von uns zu werfen.«

»Je mehr eine Wunde eitert, um so weniger darf man das Secirmesser schonen. Was sollte aus der Menschheit

werden, wenn sie sich nicht von der Priestersclaverei, die von allen die verderblichste ist, weil sie den Geist tödtet, emancipiren, wollte?

»Die Mythe, daß die Gottheit in irgend einer Form zu den Menschen herabgekommen, findet sich bei allen Religionsgesellschaften wieder. In der Regel beansprucht der Religionsstifter die Göttlichkeit oder Halbgöttlichkeit selbst. Auch die Griechen mit ihrer realen und sinnlichen Anschauung konnten sich von dieser Gemeinschaft mit der Gottheit nicht lossagen; nur nahmen diese Mythen bei ihnen einen heiterern und menschlicheren Charakter an. Die Götter verkehrten viel mit den sterblichen Menschen, namentlich mit dem schöneren Theile derselben, und die daraus hervorgehenden Halbgötter oder Halbgöttinnen bildeten die steten Vermittler zwischen beiden. Die Anschauung der Juden war von jeher ernst und finster, ihr Jehova ein zorniger und auf seine Macht eifersüchtiger Gott; deshalb konnte auch die christliche Mythe nur eine ernste und in sich ganz unfassliche werden. Grade aus diesem Grunde erzielte sie jedoch theilweise den großen Erfolg. Es wird kein Mensch begreifen können, daß Gott durch seinen heiligen Geist mit einer verheiratheten Frau einen Sohn erzeugt habe, um die Menschen von der Sünde zu erlösen; daß dieser angebliche Sohn dieses Zweckes wegen zu Tode hat gemartert werden müssen und dadurch die Gottheit eine dreieinige geworden ist, – ein auch für den gelehrtesten Forscher unfassbarer Begriff.«

»Und was war denn Christus?«

»Ein jüdischer Sectirer, was soll er sonst gewesen sein? Ein begabter, ungewöhnlich begabter und zugleich, wie alle diese Menschen, im hohen Grade schwärmischer und exaltirter Charakter. Solche Märtyrer ihrer Ueberzeugung hat es unter allen Nationen und zu allen Zeiten unendlich viele gegeben; sie zählen nach Hunderttausenden.

»Aber weshalb hat allein *seine* Lehre einen so großen Erfolg gehabt, wenn er nichts als ein Betrüger gewesen sein soll.«

»Das Letztere zu behaupten wäre eine große Ungeerechtigkeit. Christus war von dem, was er lehrte, gewiß vollständig überzeugt und durchdrungen, aber ein großer Theil dessen, was man für seine Lehren ausgibt, namentlich die Mythe der Erlösung selbst ist natürlich hinzugedichtet. Es gibt keine erhabnere und edlere Moral, als die christliche, daher ihr Erfolg. Das Vollkommenste hat immer den größten. Aber in der Annahme, es hätten andere Religionsstifter nicht ähnliche, vielleicht sogar selbst größere aufzuweisen, befinden Sie sich wieder im Irrthum. Die Anhänger des Buddha, Kontfutse und Zoroaster werden den Christen an Zahl nicht nachstehen, wenn uns darüber auch bestimmte Nachrichten fehlen.«

»Und damit stürzte die ganze Erlösung, Alles, was man mich darüber gelehrt hat, was Millionen der befähigsten Menschen für unumstößlich wahr halten, mit einem Male wie ein Kartenhaus zusammen?« sagte sie tief bewegt.

»Der Befähigsten?« wiederholte er, sie mit einem verzehrenden Blicke ansehend, – »fragen Sie diese doch,

und erwarten Sie ihre Antwort, wenn Sie ehrlich und offen reden wollen. – Können Sie darüber einen Schmerz empfinden, Manuela,« fuhr er mit dem berückenden Tone seiner sonoren Stimme fort, »daß Sie sich eines Irrthums entäußern? Selbst wenn man ihn schon der Mutter- oder Ammenmilch beigemischt? Daß diese sogenannte Erlösung aber eine spätere Erfindung ist, um die Menschen zu ködern, um der Masse die Hoffnung auf himmlische Genüsse nach dem Tode, statt der irdischen zu geben, damit diese den Auserwählten allein bleiben können, darüber wird es wohl keines weiteren Beweises bedürfen,« setzte er lächelnd hinzu.

»Nicht bedürfen?« wiederholte sie zaghaft.

»Ja, denn der Widerspruch und die Unhaltbarkeit liegen in der Fabel selbst zu offen da. Nehmen wir Gott, so wie er nach dem jüdischen und christlichen Dogma hingestellt wird, mit den ihm darin zuerkannten Eigenschaften. Er sei also: allweise, allmächtig, allgütig und allgegenwärtig. Und dennoch erschafft dieser Gott Menschen nach seinem Vorbilde, wobei er sich so sehr irrt, daß er zu seinem Schmerze später erkennen muß, sie seien anders geworden, als er gewollt und könnten demnach der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig werden, was durchaus nicht in seiner, des Allgütigen Absicht gelegen hat. Längere Zeit ist er rathlos und es verderben daher eine große Masse dieser von ihm in verfehlter Weise erschaffenen Wesen. Da erbarmt es ihn, er erzeugt durch ein bis dahin in dieser Gestalt nicht aufgetretenes Wesen, den heiligen Geist, mit einer jüdischen Frau einen Sohn,

der durch seinen künftigen martervollen Tod des Vaters Versehen sühnen und die Menschen wieder selig machen muß. Aber nur Diejenigen, welche daran, daß sich dies wirklich so zugetragen, glauben, – die Anderen sind und bleiben verloren und verdammt! – Was wäre das für ein Gott? – Könnten Sie sich einen solchen wünschen, oder auch nur für möglich halten? Soll er dennoch da sein, damit die christliche Mythe bei Ihnen in Ehren bleibe?»

»Damit stürzt Alles zusammen,« sagte sie nach längerem Schweigen, – »Alles: die ganze Welt, das Höchste, was wir besitzen, – der Glaube! Die Verheißung des künftigen Lebens, der künftigen Seligkeit, Alles wird zu Wahn und Trug, – es bleibt nichts, als diese armselige Erde und unser armseliges kurzes Dasein darauf.«

»Setzen wir uns, theuerste Manuela,« bat er, – sie waren zu einer Bank gekommen, – »es ist ein wundervoller Abend, wie ihn diese armselige Erde selten bietet, weshalb wollen wir ihn nicht genießen?«

Sie erfüllte schweigend, mit gesenkten Wimpern sein Verlangen, während ihre Seele mit den ihr gewordenen neuen und zerstörenden Eindrücken im Kampfe lag. Sein Einfluß auf sie, auf ihr ganzes Denken und Empfinden war bereits ein so mächtiger geworden, daß sie sich demselben nur selten mehr zu entziehen vermochte.

»Sehen Sie, wie die Sonne verglüht,« sprach Walburg und weich, die Hand halb ausstreckend; und sinkt hinab hinter den Rand des für uns sichtbaren Theiles der Erde, für einen andern den Mittag oder den Morgen bringend;

uns den Abend und die Nacht, – die Ruhe. Welch liebliches sanftes Bild, die nach Schlaf und Ruhe sich sehende Erde, den letzten Kuß der Sonne empfangend. – So malen wir uns dies aus; nicht nur diese Abendlandschaft, sondern Alles, was wir durch die Vermittelung der Sonne in uns aufnehmen, verarbeiten wir mit dem Einflusse unserer eigenen Anschauungen, Auffassungen und Meinungen.«

»Aber das ist Alles dennoch nichts als Täuschung,« fiel sie mit Bitterkeit ein; »ich weiß schon, was Sie sagen wollen: seelenlose sich bewegende Körper, unabänderliche Naturgesetze, Lichtreflexe, Dünste u. s. w. Alles nichts als eine gewöhnliche und nothwendige Erscheinung, deren Ursprung wir kennen, und über die wir uns daher weder freuen, noch betrüben können, sondern sie anzusehen haben, ungefähr wie das Weiterücken eines Uhrzeigers, oder irdend sonst etwas noch Gewöhnlicheres und Trivialeres, – ich vermag augenblicklich einen passenden Vergleich nicht zu finden.«

»Sollte ich immer noch nicht so glücklich sein, von Ihnen verstanden zu werden?« fragte er, sie besorgt ansehend. – »Grade das Gegentheil von dem, was Sie sagen, folgt aus meinen Lehren.«

»Grade das Gegentheil?«

»Was sonst? Nur eine krankhafte Auffassung zerstört die Gegenwart, um an ihre Stelle die Zukunft zu setzen. Die Zukunft ist für uns ein festversiegeltes Buch. Wir können Beide morgen aufgehört haben zu leben, das werden Sie zugeben müssen, – würde es gerechtfertigt, würde es

nicht vielleicht aberwitzig sein, dieser Möglichkeit wegen uns allein damit zu beschäftigen und allen Genüssen des *Heute* deshalb zu entsagen? Nein: *weil* wir leben, *sollen* wir leben, und all unsere Kraft dazu verwenden, uns das Leben angenehm zu machen. Was nützen uns von Thoren ausgestellte und von keiner zahlbaren Firma acceptirte Anweisungen auf die Ewigkeit. *Diese* Erde gehört uns, so lange als wir lebend darauf wandeln. Empfangen wir dankbar von ihr, was sie uns darbietet, und bekümmern wir uns nicht darum, was sein wird oder sein kann, wenn wir nicht mehr dazu befähigt sind. Wie herrlich ist dieser Abend, wie prachtvoll ist die Sonne hinter jenen blauen Höhen hinabgesunken, noch vergoldet sie jene leichten duftigen Wolken, und läßt den ganzen Himmel in den wundervollsten Farben verglühn. Sollen wir das nicht mit begeistertem Auge betrachten, und die Wirkung davon gleich berauschemdem Weine in Empfang nehmen?»

»Was nützt es uns,« sagte sie traurig. »Die Nacht zieht herauf, die ganze Farbenpracht verschwindet, und es bleibt uns nichts, als die Finsterniß.«

»Ist die Nacht etwas so Schreckliches?« fragte er, ihre Hand, die neben ihr auf der Bank ruhte, mit der seinigen berührend, »sehnen Sie sich nicht an jedem Abend nach Ruhe? Erwarten Sie nicht den Schlaf, damit er Ihre müden Lieder schließe, die Thätigkeit Ihres Denkens aufhebe und Sie der Bewußtlosigkeit anheimfallen lasse? Wie unglücklich, wie verstimmt sind Sie, wenn der Ersehnte nicht kommt und Sie der erflachten Ruhe entbehren

müssen? Weshalb sehnen Sie sich nach diesem Zustande, der dem Tode so ähnlich ist, und sich nur dadurch von ihm unterscheidet, daß die größten Functionen des Körpers fort dauern? Hat der Gedanke an den Schlaf etwas Schreckliches oder auch nur Unangenehmes für Sie? Im Gegentheil: der Zustand der Ruhe ist derjenige, welchen wir als den wünschenswerthesten und angenehmsten zu erstreben suchen. Wenn nun dieser Zustand nicht mehr unterbrochen werde, wenn er immer oder ewig, wie wir es nennen, andauerte, könnte diese Vorstellung etwas Schreckliches für Sie haben?«

»Sie denken dabei immer an den Sarg und das Begrabensein,« fuhr er lächelnd fort, als sie angstvoll zusammenfahrend auf sah, »darin allein liegt das Entsetzenerregende dieser Vorstellung. Davon weiß aber Derjenige nichts, dem die ewige Ruhe zu Theil geworden, er schläft weiter. So müssen Sie es sich denken, er schläft weiter, ohne genöthigt zu werden, noch einmal aufzuwachen. Wenn Sie sich mit diesem Gedanken recht vertraut machen, ihn völlig von den durch die Erziehung uns gewordenen Beigaben entkleiden, so können Sie getrost ausrufen; wie es Christus gethan hat: Grab, wo sind Deine Schrecken, Tod, wo ist dein Stachel?«

»Und die Unsterblichkeit, das Leben nach dem Tode, auch *das* soll –«

»Nur das *Einschlafen*, nur der Gedanke, *eine Leiche* zu werden und dann unsern angebeteten Körper sich in andere Gebilde zersetzen oder vereinigen zu sehen, ist es, was uns mit Schrecken erfüllt, – werfen Sie Alles das von

sich,« sprach er mit flüsternder Stimme weiter, indem er leise ihre Hand umschloß, einschlafen und nicht wieder aufwachen, *das* ist der Tod, wovor wir eine so große und abergläubische Furcht haben, der Tod, der ernstere Zwilingsbruder des Schlafes.«

»Einschlafen,« hauchte sie, »einschlafen – aber nicht wieder aufwachen – aufhören zu leben – zu sein! Nein, nein, der Schlaf ist nur ein Zustand des Lebens; wir stärken uns in demselben zu neuer Thätigkeit, zu neuen Freuden oder auch zu neuen Leiden; aber wir *leben* doch! Der Schlaf ohne Erwachen ist der Tod, und wenn es kein Erwachen auch für die Seele daraus haben sollte, wäre es der ewige, ewige Tod, in meiner Vorstellung das Schrecklichste. Besser Alles leiden, als diesen Tod. Weil Christus die Gewißheit des ewigen Lebens verheißen, *deshalb* konnte er jene Worte sagen; aber alle Schrecken des Todes verzehnfachen sich, wenn ich ihn als das Ende meines Daseins betrachten müßte.«

»Und wie wollen Sie sich denn ein Leben nach dem Tode denken?« fragte er mit einem forschenden Blicke.

»Wie? Das ist mir gleichgültig, *nur kein* Vergehen, *nur* ein Fortleben! Es gäbe kein beklagenswertheres Geschöpf, als den Menschen, und kein grausameres Wesen, als seinen Schöpfer, wenn es mit dem Bewußtsein des ewigen Todes, zu einem kurzen, flüchtigen, unbefriedigten Dasein geschaffen wäre. Nein, nein, ich *will* nicht sterben, *will leben*, auch *weiter* leben *nach* dem Tode meines Leibes.«

»Es wäre thöricht von mir, Ihnen darin widersprechen zu wollen, jede Ansicht hat ihre Berechtigung. Sie sind noch sehr jung, der Gedanke an die Ruhe liegt Ihnen noch fern; er verdichtet sich aber mehr im Laufe der Jahre. Lassen Sie uns jetzt heimgehen, liebe Manuela,« sagte er, es fängt an kühl zu werden, Sie möchten sich erkälten. Sie dürfen mich nicht mißverstehen,« sprach er in zärtlichem Tone weiter, als sie Beide, sie ihren Arm in den seinen gelehnt, dahin schritten, »ich wollte Ihnen nur darthun, daß es eine Thorheit sei, die Freuden dieser Erde durch die Hoffnung auf die künftigen nach dem Tode sich verkümmern zu lassen; einen Beweis für die letzteren gibt es nicht, Niemand hat ihn erbracht oder wird ihn je erbringen. Es sind immer nur Verheißungen und Versprechungen, aber dasjenige, was das Leben bietet, an dem Sie so sehr hängen, *das allein ist Wirklichkeit und der Mühe des Erstrebens werth.*«

SECHSTES CAPITEL. VERABSCHIEDET.

Der Feldzug des Jahres 1799 war für Oesterreich ein wenig befriedigender, obgleich er schließlich in Deutschland mit dem Zurückwerfen der Franzosen über den Rhein endete; für die Armeen aber ein sehr anstrengender und unlohnender. Ein fortgesetztes Hin- und Herziehen, einzelne siegreiche Gefechte durch andere ungünstige wieder in ihren Erfolgen aufgehoben, und schließlich kein weiteres Resultat, als das Bewußtsein, die gehaßten Franzosen als durchaus ebenbürtige und zum Theil

besser geführte Gegner anerkennen zu müssen. Die Aussichten auf einen vortheilhaften Frieden traten in immer größere Ferne.

An demselben Tage, vielleicht in derselben Stunde, in welcher Walburg und Manuela das zuletzt geschilderte Gespräch führten, fand ein Gefecht zwischen den Oesterreichern und Franzosen bei Philippsburg statt. Der die letzteren commandirende General Müller hatte die Festung heftig bombardirt, sich aber bei Annäherung des Erzherzogs Carl auf Mannheim zurückgezogen. Die Oesterreicher verfolgten, und es kam am Abende jenes Tages, den 15. September, zu einem Gefechte zwischen der französischen Arrière- und der österreichischen Avantgarde. Lothar griff an der Spitze seiner Escadron die Weichenden an. Mit dem ihm eigenen tollkühnen Muthe, immer der Erste von Allen, sprengte er in den Feind, der bald nach allen Seiten auseinanderstob. In der Verfolgung stürzte sein Pferd bei einem Sprunge über einen breiten, tiefen Graben und warf ihn bewußtlos in denselben hinab.

Er wurde bald von den Seinen, die ihn für todt hielten, aufgehoben, kam aber schon, während man ihn zurücktrug, wieder zur Besinnung. Aeüßerlich zeigten sich keine Verletzungen, aber er vermochte sich nicht zu bewegen und empfand heftige Schmerzen.

Der General Müller hatte sich über den Rhein zurückgezogen und den General Laroche mit 8000 Mann in Mannheim stehen lassen. Diesen griff der Erzherzog zwei Tage später an und eroberte Mannheim mit Sturm.

Lothar wurde dahin und in einem Bürgerhause zur Pflege untergebracht. Er lag wieder krank, wenn auch nicht verwundet, einsam in einem fremden Zimmer, wie vor drei Jahren. Die herbstliche Sonne schien ebenso freundlich und hinauslockend durch die Fenster, wie damals aber er selbst war ein Anderer geworden, das empfand er jetzt, wo er, unbeirrt durch äußere Eindrücke, einsam dalag, mehr denn jemals, und diese Empfindungen erzeugten in ihm mannichfache Reflexionen und ernste Betrachtungen.

Damals besaß er keinen andern Wunsch, als sich bald wieder an dem Kampfe zu betheiligen; alles Uebrige stand für ihn in zweiter Reihe. Jetzt war er dieses nutzlosen Umhertreibens, dieser erfolglosen Metzeleien müde, er empfand gradezu einen Widerwillen dagegen.

Von Manuela hatte er seit sechs Wochen keinen Brief erhalten; er konnte sie deshalb nicht verantwortlich machen, denn bei dem steten Hin- und Hermarschiren kamen Briefe entweder gar nicht oder erst nach langer Verzögerung in die Hände ihrer Adressaten.

Zu schreiben vermochte er nicht, da grade seine rechte Hand und Seite bei dem Sturze am meisten gelitten hatten und schmerzhaft geschwollen waren. Auch eine besondere Pflege wurde ihm nicht zu Theil, der Arzt kam täglich, sein Bursche bediente und seine Kameraden besuchten ihn. Den größten Theil des Tages war er dennoch allein. Erst nach vier Wochen trat eine regelmäßige und

nachhaltige Besserung ein. Während dieser Zeit war endlich ein Brief Manuela's eingetroffen, ohne unterwegs eine außergewöhnliche Verzögerung erlitten zu haben. Sie hatte so spät geschrieben, ohne sich deshalb auch jetzt in irgend einer Weise zu entschuldigen. Obgleich zärtlich und stellenweise sogar leidenschaftlich gefaßt, hatte der Brief dennoch etwas Eigenthümliches, ihrem sonstigen Wesen völlig Fremdartiges. Es sprach eine Unruhe, eine innere, aber, wie es schien, absichtlich verheimlichte und doch hervortretende Erregung daraus, welche ihm, der ihre Denk- und Empfindungsweise genau kannte oder zu kennen glaubte, nicht entging und beunruhigte. Dieser Brief, den er jetzt hätte beantworten können, ohne es jedoch zu thun, trug daher ebenfalls nicht dazu bei, seine Stimmung zu verbessern.

Der Vorsatz, den Dienst für immer zu verlassen, steigerte sich bei ihm zum festen Entschlusse, als die Nachricht von der Rückkehr des Generals Bonaparte in Paris und von dem beabsichtigten Rücktritte des Erzherzogs Carl vom Obercommando der österreichischen Armee in Deutschland eintraf. Was waren unter solchen Verhältnissen noch für Lorbeeren zu gewinnen? Das allein würde ihn jedoch nicht bestimmt haben, aber der Reiz des militairischen und kriegerischen Lebens war verschwunden, das Abenteuerliche und Abenteuernde lockte ihn nicht mehr, er sehnte sich nach einer ruhigen, selbstständigen und lohnenden Thätigkeit. Er fing an, diejenige seines

Vaters anders zu beurtheilen und empfand das Verlangen, die Schöpfungen desselben in gleicher Weise zu fördern. Alle diese veränderten Anschauungen entsprangen jedoch allein aus der Sehnsucht nach Manuela.

Diese Sehnsucht war nicht so ungestüm und ihn fortreißend, wie damals in Freiburg, als er ebenfalls mit dem Entschlusse, den Dienst zu verlassen, umging, aber nachhaltiger und deshalb wirkungsvoller. Er machte sich jetzt Vorwürfe darüber, daß er so lange fern von ihr sie sich selbst überlassen hatte. Stand wirklich der Lohn dafür mit den gebrachten Opfern im Verhältniß? Was hatte er erreicht, was für seine Person genützt? Jeder Andere hätte es an seiner Statt thun können, das mußte er sich jetzt selbst ein gestehen. Aber die Pflicht gegen sie – hat die Liebe nicht auch ihre Pflichten, vielleicht die größten, die erhabensten und zugleich die süßesten von allen? – Dies kam jetzt ebenfalls und unabweislich bei ihm zur Erwägung. Dabei las er längere Zeit ihren Brief, nicht flüchtig, sondern studirend, wie man in einer alten dunkeln Handschrift forscht. Und dann, nachdem er damit fertig geworden, setzte er sich hin und schrieb, ohne erst mit seinem Oheim zu reden, sein Abschiedsgesuch, dasselbe durch seine in Folge des Sturzes zerrüttete Gesundheit motivirend.

Manuela's Brief beantwortete er *noch* nicht. Sie sollte erst Nachricht von ihm gleichzeitig mit der seiner Verabschiedung empfangen, – bis dahin hatte es Zeit. Dann wollte er zu ihr, jedoch nicht früher, bis sie seinen Brief empfangen, in Radowa eintreffen, um sogleich den Tag

ihrer Vermählung festzusetzen. In Allem, was er that, liebte er den schnellen Entschluß; seit langer, langer Zeit war er nicht so fröhlich und innerlich zufrieden gewesen, als an dem Tage, wo er das versiegelte Abschiedsgesuch seinem Burschen zur Beförderung übergeben und dann seinen Kameraden diesen Entschluß mitgetheilt hatte.

Alle Vorstellungen seines Oheims, ihn im Dienste zu erhalten, blieben vergebens; es kam zwischen ihnen zu einer heftigen Scene, welche jedoch nur dazu diente, Lothars Entschluß zu verstärken, wenn es dessen bedurft hätte. Der General mußte sich endlich entschließen, das Abschiedsgesuch weiter zu befördern, da Lothar schließlich, um die Suche schnell zum Ende zu führen, seine in Folge des Sturzes eingetretene körperliche Unfähigkeit zum Dienst sich durch den betreffenden Arzt bescheinigen ließ.

Dennoch verzögerte sich die Ausfertigung des Abschiedes längere Zeit. Er erhielt noch in Mannheim die Kunde von dem Staatsstreiche des Generals Bonaparte am 10. November. (18. *Brumaire*), durch welchen dieser das Directorium gestürzt und sich selbst zum ersten Consul gemacht hatte. Fast gleichzeitig mit der Nachricht von diesem welterschütternden Ereigniß traf sein lange und sehnlich erwarteter Abschied ein. Er war ganz in gewöhnlicher Weise gefaßt, ohne die häufig damit verbundene Rangerhöhung, ohne jede weitere Anerkennung. Man hatte also das Verlassen des Dienstes unter den obwaltenden Umständen dennoch mißliebig aufgenommen. Bei ihm selbst erzeugte diese Maßnahme nichts

weiter, als ein Gefühl der Reue darüber, daß er überhaupt so lange geblieben und nicht schon bei seiner letzten Anwesenheit in Radowa den Dienst verlassen habe.

Jetzt endlich schrieb er einen langen und leidenschaftlich zärtlichen Brief an Manuela. Er sagte ihr, daß er so lange geschwiegen, um ihr sogleich die bestimmte Nachricht seines Abschiedes mittheilen zu können; nicht, daß er ihn nachgesucht, sondern ihn erhalten habe. Während er dann die Zukunft in den glühendsten Farben ausmalte, sprach er den Wunsch oder vielmehr das Verlangen aus, daß ihre Hochzeit spätestens im Frühjahre, wenn es aber angänglich wäre, noch früher, wo möglich recht bald stattfinden, sie sich mit diesem Gedanken vertraut machen und deshalb mit ihren Eltern das Nöthige verabreden möge.

»Eine Woche werde ich noch hier bleiben müssen, meine geliebte, theure Manuela,« schloß der Brief, »es liegen mir noch eine Menge, wenngleich sehr untergeordneter Geschäfte ob, auch wollen mir meine Kameraden ein Abschiedsfest geben, was ich nicht ausschlagen kann; dann aber ziehe ich den Rock des Kaisers aus und fliege, ein freier, durch keine dienstliche Fesseln mehr gebundener Mann, zu Dir, in Deine Armee, – um nie, nie mehr von Dir zu scheiden. – Ich vermag das Glück und die Seligkeit dieser Vorstellung immer noch nicht zu fassen und werde mich erst daran gewöhnen müssen, fortan nur in Deiner Abhängigkeit zu stehen, nur Deinen Befehlen gehorchen zu dürfen. Lebe für heute wohl, Du meine süße,

über Alles geliebte Manuela, – wenn Deine lieben Augen auf diesen Zeilen ruhen, werden nur noch wenige Tage dahinschleichen, bis ich sie küssen und Dir zuflüstern kann ewig, ewig Dein

Lothar.«

Das Fest, welches seine Kameraden dem Scheidenden gaben, trug, wenn auch zum Theil von lauter Fröhlichkeit begleitet, dennoch einen wehmüthigen Charakter. Sie hatten manchen Strauß zusammen gefochten, viele Entbehrungen gemeinschaftlich getragen und auch den Rausch ruhmvoll erfochtener Siege mit einander genossen; das Scheiden aus diesem Kreise war für Lothar ein ernster, wichtiger Lebensabschnitt, für die Zurückbleibenden fast gleichbedeutend, als ob der Tod, wie so oft, wieder einen lieben Kameraden aus ihrer Mitte fortgerissen habe.

Noch ernster, noch wehmüthiger war für ihn die Stunde, als er sich bei seinen Vorgesetzten abmeldete, sich zum letzten Male mit der Uniform schmückte, die er so lange in Ehren, in Leid und Freude getragen und nun ablegte, um für immer davon zu scheiden und mit dem bürgerlichen Kleide zu vertauschen. Er kam sich ganz anders, fremd, selbst unbeholfen vor, als er sich in demselben befand, – aber das Alles blieben doch nur kurze, von seinem Willen wieder rasch zurückgedrängte Empfindungen – fort – fort zu ihr! – ein freier, unabhängiger Mann, – zu ihr, um nie, nie mehr von ihr zu scheiden!

SIEBENTES CAPITEL. HOFFNUNG UND ERFÜLLUNG.

Manuela saß träumerisch und nachdenkend in ihrem Zimmer. Von einer inneren Unruhe erfaßt, war sie längere Zeit durch dasselbe und durch die Reihe der anstoßenden hingeschritten so lange, bis der kurze Wintertag mit der ihm eigenen Hast der Nacht gewichen war. Mit dieser hatte sich der Wind erhoben und trieb, den Schnee wirbelnd an die großen Spiegelfenster, sie mit trübem Dunst erfüllend. In den Zimmern dagegen war es wohnlich und behaglich, um so behaglicher im Gegensatze zu dem draußen herrschenden Unwetter und der winterlichen Kälte.

Diener hatten, wie an jedem Abende, Lichter und Lampen angezündet, so daß gleichzeitig mit der den Marmorkaminen, in welchen mächtige Feuer loderten, entströmenden Wärme eine wohlthuende Helle die Zimmer erfüllte. Ihre kleinen Füße, welche längere Zeit rasch und unruhig unhörbar über die weichen Velourteppiche aus einem Zimmer in das andere dahin geschritten waren, ruhten jetzt, zierlich aus der dunkeln violetten Seidenrobe hervorlugend, ermüdet auf einer gestickten Fußbank, ebenso lagen ihre Hände müßig und bewegungslos in ihrem Schooße. Dennoch war es kein Zustand der Ruhe, in welchem sie sich befand, ihre rastlos umherschweifenden und dann bald an diesem, bald an jenem Gegenstande bewußtlos haftenden Augen bekundeten, daß sich ihre Seele in einem von ihrem Körper entgegengesetzten Zustande befinde.

Das Clavier stand geöffnet und auf demselben lagen mehre aufgeschlagene Notenhefte. Walburg gab ihr schon seit längerer Zeit Musik- und Gesangunterricht; ihre Eltern hatten nichts dagegen zu erinnern gefunden; Lothar würde sich gewiß bei seiner Rückkehr freuen, wenn Manuela in der Musik Fortschritte gemacht habe, hatte die Gräfin gemeint.

So war denn Walburg fast täglich mehre Stunden bei ihr gewesen, in denen sie zwar auch hin und wieder musicirt, mehr um den Schein zu wahren, sonst aber sich unterhalten und mit einander gelesen hatten.

Sie waren in dieser Zeit sehr vertraut geworden. Von dem Allen wußte Lothar nichts; sie hatte seit langer Zeit nicht mehr an ihn geschrieben, auch keinen Brief von ihm erhalten und empfand weder das Verlangen zu dem Einen, noch zu dem Andern.

Sie erwartete Walburg. Sie wußte, daß er kommen würde, es war die Zeit ihres täglichen gemeinsamen Zusammenseins; die Stunde seines Erscheinens hatte noch nicht geschlagen, – dennoch wartete sie auf ihn mit einer sich steigernden Unruhe und ihre Augen richteten sich wiederholt auf die Alabasteruhr unter dem hohen breiten Goldspiegel. Ein nervöses Beben flog durch ihren leicht auf den weichen Sessel zurückgelehnten Körper, und ihr Busen hob sich in rascheren und unregelmäßigen Athemzügen.

Endlich kam er. Sie sah ihn schon durch die nach den Vorzimmern geöffneten Flügelthüren, als er die ersten betrat. Rasch aufspringend eilte sie ihm mit freudigem Blicke entgegen und erröthete mit halbgeschlossenen Augen, als er ihre Hand zur Begrüßung ergriff, zärtlich umschloß und dann einen langen, innigen Kuß darauf drückte.

»Wollen wir musiciren?« fragte er nach einem kurzen Gespräche, »oder haben Sie heute keine Lust.«

»Thun wir es, wenn es Ihnen Vergnügen macht.«

»Mir,« sagte er sie anblickend, »Sie wissen ja längst, daß nur Sie allein nicht nur mein Vergnügen, sondern mein ganzes Glück bestimmen können.«

»So musiciren wir,« sagte sie befangen, – »singen Sie etwas, ich, – ich kann es heute nicht.«

»Wie Sie es wünschen,« erwiderte er, in dem er die Flügelthür nach dem Nebenzimmer schloß und sich an das Clavier setzte. Sie nahm ihren vorigen Platz wieder ein, und während die Tonwellen seiner vollen, weichen, zum Herzen dringenden Tenorstimme sich in ihrem Ohre verdichteten, erbehten ihre Nerven, wie von einem elektrischen Strome überfluthet, und ihre halbgeschlossenen Augen füllten sich mit Thränen.

Er kannte genau die Wirkung seines Gesanges, auch derjenigen Töne, deren Klangfarbe sie am meisten und ergreifendsten hervorrief, und bemühte sich, sie im vollsten Maße eintreten zu lassen.

Als er geendet, währte es einige Zeit, bis die Unterhaltung sich wieder fortsetzte. Er gab sich den Anschein, als

bemerke er ihre Aufregung nicht, und sprach absichtlich unbefangen.

»Ich habe etwas Neues von Schiller mitgebracht,« sagte er, »den sie so hochstellen, über Goethe, obgleich ich darin nicht Ihrer Ansicht bin, er hat noch wenig geleistet, und das, was er geschaffen, bewegt sich in exaltirt idealistischen Anschauungen.«

»Er ist noch jung, ich kenne kein schöneres Gedicht, als das an die Freude.«

»Nun, wir wollen darüber nicht streiten,« erwiderte er lächelnd, »aber heute bringe ich ein Gedicht von ihm, es steht in den Horen, das mir aus der Seele geschrieben ist. – Sie werden daraus ersehen, theure Manuela, daß alle begabten Geister, alle, selbst die Idealsten, wozu Schiller gehört, doch über die höchsten den Menschen beschäftigenden Fragen ganz so denken, wie wir. Es wäre auch unmöglich, daß es anders sein könnte.«

»Wie heißt das Gedicht? – lesen Sie es vor.«

»Es heißt Resignation.«

Er begann zu lesen, der Ton seiner sonoren Stimme drang wieder in das Ohr der ihm mit gespannter Aufmerksamkeit Zuhörenden. Je weiter er las, je mehr die poetischen, schwermüthigen Gedanken und Klagen des großen Dichters ihre Phantasie entzündeten, ihr Empfinden berückten, je mehr erglänzten ihre weit geöffneten, fest auf den Lesenden gerichteten Augen, je mehr verdichtete sich der Ausdruck des Schmerzes um ihren halb geschlossenen Mund.

Die letzten Strophen des Gedichts sprach er nicht mehr lesend, sondern frei, während er sie unverwandt anblickte, und die einzelnen Worte, obgleich leiser redend, doch leiser und ausdrucksvoller betonte:

»Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen *Hoffnung* und *Genuß*.

Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.

Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, *entbeh-*
re!

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast *gehofft*, Dein Lohn ist abgetragen, Dein
Glaube war Dein zugewog'nes Glück

Du konntest Deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.«

Nachdem er geendet, trat eine längere lautlose Stille ein. Man hörte nur das leise einförmige Picken der Uhr auf dem Kamine und das unregelmäßige Athmen ihrer rasch sich hebenden und senkenden Brust. Ihre eine Hand stützte den Kopf, als ob die ihn erfüllenden Gedanken zu schwer für ihn geworden. Die halbgeschlossenen Augen hafteten an dem Boden und die fliegende Röthe innerer Aufregung lagerte verrätherisch auf ihren schmerzvoll bewegten Mienen.

Er saß vor ihr, schweigend wie sie, aber seine Augen hingen, von ihr ungesehen, mit verzehrender Gluth an

ihr; zuweilen zuckte es leidenschaftlich über sein heftig erregtes Gesicht und er machte eine leise Bewegung, als wolle er ihr zu Füßen stürzen, oder sie umfassen und mit seinen Armen umschlingen.

Endlich erhob sie ihre Lider, Beider Blicke begegneten sich und hafteten eine kurze Zeit in einander, die Gedanken und Seelen verbindend, bis sie verlegen die ihrigen wieder abwandte.

»Das wäre die Wahrheit,« sagte sie dann mit leiser, fast unhörbarer Stimme, – »es gebe nur Hoffnungen ohne Erfüllung?«

»Die Lehre ist ewig, wie die Welt,« erwiderte er langsam, »wer glauben kann *entbehre*. In einem Wahne leben, immer sich darin erhalten und *können*, ist *auch* ein großes Glück, vielleicht sogar das größte. Aber wer einmal dem Wahne entsagt, einmal von dem Apfel der Erkenntniß gekostet het, der gehört bereits der andern Schwester, ihr, welche uns nicht wie jene mit steten Täuschungen abfindet, sondern das Glück in faßbarer und fühlbarer Weise verheißt, wie wir es, vermöge unserer Organisation verlangen und begehren, nicht als ein wesenloses verschwindendes Ideal, sondern unser ganzes Selbst beherrschend, erfüllend, entflammend, begeisternd, erst dem Leben seinen Werth verleihend, – einen solchen Werth, daß, wenn es auch nur einen Augenblick dauerte und wir im andern Augenblicke sterben müßten, dieser Augenblick doch *allein* des Lebens werth gewesen sein würde.«

»Und die Hoffnung,« hauchte sie, »immer nur Täuschung?«

»Die Hoffnung?« fragte er, ihre herabgesunkene Hand erfassend und mit leisem Drucke umschlingend, ohne daß sie ihn daran hinderte, »er spricht nur von der Hoffnung auf *zukünftige* Freuden, theure Manuela, alle anderen, welche die Erde, welche das Leben verheißt, *haben* ihre Erfüllung! Diese können wir dreifach genießen, in der Hoffnung, in der Erfüllung und in der Erinnerung! Ist das nicht *genug*, bedürfen wir noch *mehr*? Wie ich Dich jetzt anschau«, fuhr er mit verhaltenem Tone und flammendem Blicke fort, deren Wirkung sie empfand, obgleich ihre Wimpern gesenkt, fest geschlossen waren, »wie ich jetzt Deine Hand umfange und an mein Herz drücke, theure, über Alles Geliebte, so flüstert mir die Hoffnung zu: sie liebt Dich *wieder*; sie wird *dennoch* Dein werden, obgleich sie einem Andern gehört, einem Andern, der ihr Empfinden nur berückt, den sie deshalb niemals wahrhaft geliebt und der sie jetzt verlassen hat. – Das flüstert die Hoffnung,« sprach er, dicht an sie geschmiegt weiter, – »ach, Manuela, und wäre sie auch allein »mein zugewogenes Glück«, – ich könnte ihr *doch* nicht entsagen, – ich würde unglücklich und elend werden, – aber ändern ließe es sich jetzt nie und nimmermehr!«

»Man kommt,« unterbrach sie bebend, ihm mit einem schnellen, aber tief innigen Blick ihre Hand entziehend.

Er trat rasch einige Schritte zurück; ein Bedienter brachte auf einem silbernen Teller einen Brief.

Erbleichend und mit zitternder Hand nahm sie denselben, – sie hatte Lothars Schriftzüge erkannt.

Sie winkte dem Bedienten, sich zu entfernen, dann sank sie von der heftigsten Aufregung erfaßt und wieder tief erröthend in den Sessel zurück.

»Wollen Sie den Brief nicht lesen,« sprach er leise, kaum hörbar, – »nach langer Erwartung ist *diese* Hoffnung erfüllt.«

Ungestüm riß sie den Brief auf und in fieberhafter Hast flogen ihre Augen über die Zeilen. Dann entsank er ihrer Hand und sie bedeckte mit beiden tief aufzuckend ihr Gesicht.

»Er kommt zurück!« rief sie im Tone tiefsten, leidenschaftlichsten Schmerzes, »er kommt zurück, um nie wieder fort zu gehen! – Er hat den Abschied genommen. – Ich soll –,« weiter vermochte sie nicht zu reden.

»So wäre es zu Ende mit uns,« sagte er mit bebender Stimme, mit jener Stimme, deren Klang immer so leicht den Weg zu ihrem Herzen gefunden, – »die Hoffnung war mein zugewogenes Glück.«

»Fort! Fort! Sogleich, noch in dieser Stunde!«

»Meine Gegenwart soll Dir keinen Augenblick Dein Glück verkümmern, Manuela! – Mag es das schwerste Opfer sein, welches das Geschick jetzt von mir fordert, wie leicht wäre der Tod, – Alles, Alles für Dich! – Mein Leben, mein Dasein, Alles, was ich besitze und mein nenne! – Lebewohl, Lebewohl, – auf Nimmerwiedersehen!«

»Nein, nein!« rief sie und ihre Augen strahlten im flammenden Glanze, in einem Glanze, welcher die überwältigende Leidenschaft abspiegelte, von der ihre Seele erfüllt war; »nein, nein,« wiederholte sie, sich in seine Arme stürzend und ihn fest umschlingend – »nimm mich hin, – ich habe ihn *nie* geliebt, – *Dich, Dich* liebe ich, – ich bin Dein, Dein für Zeit und Ewigkeit.«

Er preßte sie stürmisch und fest an sich und schloß mit einem langen glühenden, verzehrenden Kusse ihre halb geöffneten Lippen.

ACHTES CAPITEL. IN RADOWA.

Einige Wochen später hielt an einem kalten stürmischen Morgen vor dem Wirthshause des Radowa zunächst gelegenen Städtchens ein Extrapostschlitten. Es hatte die ganze Nacht hindurch geschneit und gestürmt, die Wege waren fast unfahrbar geworden und der mit vier Pferden bespannte leichte Schlitten hatte nur unter Mühe, und nicht ohne Fährniß die Station erreicht. Lothar sprang aus demselben und begab sich, neue Pferde bestellend, in das Wirthshaus.

»Ew. Gnaden haben eine schlimme Reise gehabt,« empfing ihn mit höflichen Verbeugungen der gesprächige Wirth, »es ist ein Wunder, daß Ew. Gnaden überhaupt angekommen sind, denn es war ein böses Wetter diese Nacht. Bestellen Ew. Gnaden Frühstück?«

»Kaffee,« erwiderte Lothar, »aber schnell, denn ich reise sogleich nur weiter.«

»Ew. Gnaden wollen in dem Wetter weiter fahren,« bemerkte besorgt und neugierig der Wirth, nachdem er den bestellten Kaffee gebracht hatte; »die Wege werden kaum zu passiren sein, Ew. Gnaden sollten wenigstens warten, bis der Sturm etwas ausgetobt hat.«

»Mein Reiseziel ist nur Radowa und bis dahin werde ich hoffentlich gelangen; habe Eile, kann nicht warten.«

»Nach Radowa wollen Ew. Gnaden?« bemerkte der Wirth mit einem lauernden Blicke; »ja, dann wird's wohl Eile haben, – kann mir's denken, – gibt daselbst vielerlei eilige Geschäfte.«

»Was wollt Ihr damit sagen, hat sich in Radowa etwas Besonderes ereignet?«

»Wissen das Ew. Gnaden nicht?«

»Was soll ich wissen? Ich komme weit her, vom Rhein. Was ist's, redet!«

»Sind Ew. Gnaden in Radowa bekannt? Kennen Ew. Gnaden den Herrn Grafen, – sind vielleicht ein Verwandter? – Ich möchte nicht –«

»Nun, was sollen diese Redensarten,« fuhr Lothar zornig auf, »wollt Ihr endlich sprechen? Was ist in Radowa vorgefallen?«

»Weshalb sollt ich's Ew. Gnaden nicht sagen, da es alle Leute wissen und vorgestern das Gericht droben war, wie es hieß, um den Herrn Grafen zu verhaften, aber das weiß man besser, und ich habe es gleich gesagt, solche vornehme Herren –«

»Wollt Ihr endlich sagen, was geschehen ist!« unterbrach heftig Lothar.

»Hab' ich's Ew. Gnaden noch nicht gesagt: der Herr Graf hat seinen Hofmeister oder Hausmeister, das weiß ich nicht genau, erschossen.«

»Der Graf, – erschossen?« rief Lothar bestürzt, – »der Hofmeister?«

»Ja, oder den Hausmeister, wie gesagt, das weiß ich nicht.«

»Wie hieß der Mann? Walburg oder Sardoni?

»Je, das weiß ich auch nicht. Herrn Sadoni kenne ich, hab' ihn mehrmals gesehen, war ein freundlicher, stiller Mann, wär' schade um ihn, wenn's der wäre, glaub's auch kaum.«

»Aber weshalb? Was war die Veranlassung?«

»Hm, man munkelt Allerlei, aber man darf's nicht nachschwätzen, könnte Unannehmlichkeiten davon haben.«

»Ich bin der künftige Schwiegersohn des Herrn Grafen Thurnau,« sagte in befehlendem Tone Lothar, »gegen mich habt Ihr keine Rücksichten zu nehmen. Redet! Ich befehle es!«

»Ew. Gnaden sind der künftige Schwiegersohn des Herrn Grafen, der Herr Graf Hardeck? Ich weiß, ich weiß, – o! dann thut es mir leid, daß ich überhaupt geschwätzt habe. – Du lieber Gott, es wird so Vieles geredet, was später immer nicht wahr ist, übertrieben ist, – sie erzählen: der Herr Graf habe den Hofmeister aus Eifersucht erschossen, – habe ihn bei seiner Frau gefunden, natürlich wird's nicht wahr sein, – die Frau Gräfin ist ja eine so vornehme Dame – Schändliche Verleumdung, – aber,

daß er ihn erschossen hats, das steht fest, – habe den Gerichtsactuarius selbst gesprochen.«

»Wo wohnt der Amtmann?« rief Lothar aufspringend, und seinen Mantel umwerfend verließ er wenige Minuten später eiligen Schrittes das Zimmer.

Der Wirth sich aus seiner gebückten Stellung erhebend, blickte ihm mit spöttischer Miene nach.

»Lauf nur,« murmelte er vor sich hin, »'s hat mir ordentlich wohl gethan, daß ich ihm das habe zuerst sagen können. Einer wie der Andere, anmaßendes, brutales Volk, die unser Einen alle für nichts halten, den man wie einen rädigen Hund niederschießen kann. Da ist es jetzt in Frankreich anders, da machen sie wenig Umstände mit dem vornehmen Gesindel.«

Nach kurzer Zeit kehrte Lothar ernst und finster zurück. Was er erfahren, war allerdings dazu angethan, um diese Stimmung zu rechtfertigen. Der Graf hatte seinen Hausmeister Sardoni im Zimmer seiner Frau Abends elf Uhr erschossen. Man sprach von einem zärtlichen *tête-à-tête*, in welchem er Beide überrascht haben sollte, er selbst hatte kurz nach der That im heftigen Zorne mehrere dies bestätigende Aeüßerungen gemacht. Dann aber andern Tage, nach einer längeren und heftigen Unterredung, mit seiner Frau, hatte er angegeben, Sardoni habe der Letzteren ihren Schmuck rauben wollen, sei deshalb bewaffnet zu nächtlicher Zeit in ihr Zimmer gedrungen und habe ihn, den Grafen, der auf ihren Hülferuf herbeigeeilt, mit dem Dolche angegriffen, worauf er ihn niedergeschossen.

Nach kurzer Zeit fuhr Lothar ungeachtet des sich immer heftiger erhebender Sturmes weiter. Er trieb zur Eile, versprach den Postillonen vierfache Trinkgelder, wenn sie ihn bald nach Radowa brächten, und so flog denn der Schlitten, nachdem er die zugewehten Wege verlassen, über die Felder dahin, durch Gräben, bergauf, berglein ohne jede Rücksicht auf die Sicherheit des fest in seinen Mantel gehüllten, regungslos darin sitzenden Mannes.

Noch immer ging es ihm nicht rasch genug, obgleich die dampfenden Pferde kaum mehr fort konnten. Was mußte Manuela in diesen letzten Tagen gelitten haben? Wie schmerzte es ihn, in dieser Zeit der Trübsal und der Aufregung, ihr nicht hülfreich, tröstend und schützend zur Seite gestanden zu haben. Seine Blicke leuchteten freudig auf bei dem Gedanken, daß er jetzt das Versäumte nachholen, seine Liebe ihr Schutz sein werde und künftig werden solle gegen alle Unbill des väterlichen Hauses. Sie bald darauf zu entnehmen, wo möglich, sie seinen Einflüssen zu entziehen, – den väterlichen und den mütterlichen, das war sein fester Vorsatz. Sie – Sie selbst mußte es ja jetzt dankbar wie eine Erlösung empfangen und einem armen verfolgten Rehe gleich in seine starken, schutzbringenden Arme flüchten. O, wie ihn das Bewußtsein der Befähigung, jede weitere Kränkung und Schmach von ihr abwenden zu können, mit Stolz und zugleich mit Entzücken erfüllte!

»Arme, theure, geliebte Manuela, bald, bald ruhst Du in meinen Armen, und jedes Leid und jeder Schmerz, wovon Deine treue Seele erfüllt ist, soll für immerdar ein Ende nehmen.

Wie wir immer, im Lichte des Erfolges oder unter dem Einflusse eines Ereignisses urtheilend, klarer, freier, oder auch noch befangener oder noch mehr von Vorurtheilen beherrscht, den Gang unserer Gedanken regeln, so geschah es jetzt auch bei Lothar.

Die von jeher in ihm wohnende unsympathische Empfindung gegen den Grafen, welche er bisher, weil er Manuela's Vater war, unterdrückt und zurückgewiesen, trat jetzt ungehindert hervor und gipfelte zu einer fast mit Verachtung gepaarten Abneigung auf. Nie und nimmer war diese gewaltsame brutale That zu rechtfertigen, nur ein von rohen, wilden Leidenschaften beherrschter Mann konnte dazu fähig sein. Und die Veranlassung? Seine Miene wurde noch ernster und finsterer, als sie schon war, während er diesem Gedanken nachhing. Auch die Gräfin stand plötzlich in einem ganz andern Bilde vor ihm. Er erinnerte sich mit einem Male, wie ihm die bestechlich freundlichen Züge zuweilen ernst und eisig kalt, denn wieder leidenschaftlich bewegt vorgekommen, – allerdings Alles schnell vorübergehend, und ihn zu der Ueberzeugung verleitend, daß er sich geirrt, *jetzt* aber zweifelte er nicht mehr daran, daß er damals, wenn auch nur flüchtig und widerwillig, doch richtig beobachtet habe, –

er zweifelte auch nicht daran, während ein beängstigender Athemzug seiner Brust entströmte, daß die erste Annahme der Veranlassung zur That des Grafen die richtige, die andere nur eine Erfindung und Ausrede sei. Hierin lag ja auch die einzige Entschuldigung für des Grafen That, – aber die Gräfin? –

»Fort, weiter!« rief er von dem letzten Gedanken beherrscht, abermals den Postillonen zu, – »dort sind die Thürme Radowa's, fort, in einer Viertelstunde müssen wir dort sein!«

Der Schlitten hatte jetzt die letzte unmittelbar vor Radowa befindliche kleine Anhöhe erreicht, von welcher man das Schloß und den Platz vor demselben genau übersehen konnte. Es lag ernst und finster, sich von dem grauen Himmel kaum abhebend, vor den ängstlich spähenden Blicken Lothars da. Auf den steilen Giebelböden und den spitzen kleinen Thürmen hatte der Schnee, vom Sturme wieder abgefegt, nur stellenweise haften können, den aus dem plumpen Schornsteine aufsteigenden Rauch wirbelte der Wind wild darüber hin und trieb ihn oft bis zur Erde hinab, als wolle er das Schloß in einen finstern, unheimlichen Schleier hüllen.

Auf dem Vorplatze zeigte sich Niemand von der zahlreichen Dienerschaft; Thüren und Fenster waren fest geschlossen, viele, von Schnee bestäubt, bekundeten, daß sie längere Zeit nicht geöffnet waren.

Das Ganze machte einen wüsten, unwohnlichen und in seiner jetzigen Gestalt für Lothar so fremdartigen Eindruck, daß er fast gewaltsam die Vorstellung bei sich erzwingen mußte: dies sei wirklich dasselbe Schloß, welches er so oft im Zauber der schönen Jahreszeiten gesehen und in einer wundervollen, träumerischen Frühlingsnacht verlassen hatte.

Aber das blieben kurze, schnell entstandene und eben so schnell sich wieder verflüchtigende Gedanken. Seine Augen hingen an den Fenstern von Manuela's Zimmern, welche, von Schnee angeweht, oder von dem Hauche des Winters getrübt, keinen weiteren Einblick gestatteten.

Endlich hielt der Schlitten vor dem Portale. Er sprang hinaus und stäubte den Schnee von seinen Kleidern. Jetzt erschienen auch in der geöffneten Thür Bediente, welche den unverhofft Ankommenden, während sie ihm behülflich waren, mit verlegenen Gesichtern anstarrten.

Er war zweifelhaft, wohin er gehen solle. Sein Herz trieb ihn, sogleich Manuela aufzusuchen, die Schicklichkeit gebot jedoch, namentlich unter den obwaltenden Verhältnissen, sich zuerst zu dem Grafen zu begeben.

»Meldet mich bei dem Herrn Grafen,« befahl er, und folgte dem forteilenden Bedienten auf dem Fuße nach.

»Sind Sie das?« rief ihm der Graf ohne weitere Begrüßung, in hastigem, leidenschaftlichen Tone entgegen, – »nun, das ist wenigstens etwas! Der Himmel selbst hat Sie noch heute Morgen ankommen lassen, – ich kann nicht mehr! – Ich bin zu erschöpft, – fertig!«

Der rasch beobachtende Blick Lothars zeigte ihm den Grafen in sehr veränderter Gestalt. Sein Gesicht sah geröthet und aufgedunsen aus, seine Augen waren geschwollen, und der Mann, welcher sonst immer so großen Werth auf eine sorgfältige Toilette legte, stand jetzt in einem unordentlichen Anzuge, mit ungepuderten, wüst um sein Gesicht hängenden grauen Haaren vor ihm, mit geballten Händen und vor Zorn fest zusammengepreßten schmalen, blutlosen Lippen.

Lothar, dies für die Wirkungen der Reue über seine übereilte That haltend, empfand Mitleid mit dem Vater Manuela's, den er bald seinen Schwiegervater nennen sollte.

»Ich habe Alles bereits erfahren, Herr Graf,« sagte er deshalb voll Theilnahme und diesem die Hand hinhaltend, – »es ist allerdings tief zu beklagen, aber –«

»Sie haben Alles bereits erfahren?« unterbrach ihn wild auflachend der Graf, »und Sie stehen noch hier, starren mich an, sprechen von beklagen und sind noch nicht auf und davon?«

»Nein, Herr Graf, ich stehe noch hier,« wiederholte Lothar mit ruhigem Stolze, »und werde auch fernerhin hier stehen. Die unglückliche Uebereilung, zu welcher Sie sich im Zorne haben hinreißen lassen, – so sehr ich sie auch beklage, – wird das Band nicht lockern, welches zwischen uns geknüpft ist. Ich komme im Gegentheil, um Manuela jetzt sobald als möglich von hier fort zu nehmen, ein Verlangen, das Sie unter den obwaltenden Umständen gerechtfertigt finden werden.«

»Ah, – so steht's!« rief hohnlachend der Graf. »Sie wissen es noch *nicht*? Woher sollten Sie es auch wissen? Sie reden von der Lappalie, daß ich den Schurken, den Sardoni, niedergeschossen! – Pah, damit werde ich mich allein abfinden, aber,« fuhr er mit wilder schreiender Stimme und von Wuth verzerrten Mienen fort, »jener Schuft, jener nichtswürdige Heuchler *hat sie entführt*, ist auf und davon mit ihr – und sie ist ihm gefolgt, freiwillig, und hat sich nicht geschämt, mir das zu schreiben!«

»Ich verstehe Sie nicht, erwiederte Lothar erbleichend und mit bebender Stimme.

»Sie verstehen mich nicht? Glaub's Ihnen, denn ich verstehe es ebensowenig! *Manuela ist mit Walburg entflohen!*« rief er wieder mit kreischender Stimme, »nun wissen Sie's wenigstens, wenn Sie's auch nicht verstehen!«

»Manuela! – Mit Walburg?« – wiederholte zitternd Lothar, während seine dunkeln Augen flammend an dem Grafen hingen, – »das ist eine Lüge! – eine nichtswürdige Lüge!«

»Ah, ich wünschte Sie redeten die Wahrheit, – ich wollte viel darum geben, mein halbes Vermögen! Hier, – hier,« fuhr er hastig fort, »hier ist der Wisch! Lesen Sie, und auch einer an Sie. – Aber dann fort! Auf und ihnen nach! Der Himmel selbst hat Sie wenigstens heute Morgen ankommen lassen! Erst gestern Abend spät können sie Radowa verlassen haben, meine Frau hat sie noch um neun Uhr gesprochen, wo sie sehr verstört gewesen und angegeben, krank zu sein und schlafen zu wollen. Heute Morgen fand man ihr Zimmer leer, ihr Bett unberührt und auf

dem Tische lagen jene beiden nichtswürdigen Briefe! Das ist Alles! Weit können sie noch nicht sein, besonders bei dem Hundewetter! Was ich von Dienerschaft habe auf die Beine bringen können, ist ihnen nach! Ich hoffe also, mein Töchterchen bald wieder zu sehen, und auch jenen Schurken,« setzte er mit knirschenden Zähnen hinzu, damit ich Abrechnung mit ihm halten kann! Vor ihren Augen will ich ihn so lange peitschen lassen, bis ihm die Entführungsgelüste für immer vergangen sein werden.

»Aber, nun stehen Sie nicht länger hier! *Sie sind der Bräutigam!* Ich der Vater, bin leider alt und schwach. Ich selbst kann die Verfolgung nicht persönlich leiten, und es ist Niemand da, auf den ich mich verlassen könnte. Also fort! Fort, ihnen nach! Leiten Sie, befehlen Sie, handeln Sie ganz, als ob Sie Herr hier wären! Stärken Sie sich, ruhen Sie sich ein wenig aus, aber dann fort, fort! *Noch* können sie nicht weit sein, noch *müssen* sie eingeholt werden. Bringen Sie mir sie zurück! Sie sind der Bräutigam,« wiederholte er nochmals, die letzten Worte stärker betonend. – »Sie stehen als Erster in der Bresche!«

Während dieser in leidenschaftlicher Hast von dem Grafen gesprochenen Worte, welche wie das Brausen eines Sturmes oder das Toben des wogenden Meeres an Lothars Ohr schlugen, hatte dieser Manuela's Brief aufgerissen und in fieberhafter Angst gelesen.

Seine Augen schlossen sich, es wurde finster um ihn her, körperliche und geistige Nacht umfing ihn; die Gegenstände begannen sich im Kreise zu drehen, seine

Brust preßte sich krampfhaft zusammen, als ob er erstickten wolle, und er mußte sich an der Lehne eines Stuhles festhalten, um nicht hinzustürzen.

Der kurze Inhalt von Manuela's Brief hatte alle seine männliche Kraft über den Haufen geworfen.

»Lothar,« schrieb sie, »unsere Liebe war nur eine gegenseitige Selbsttäuschung. Der wahren Liebe ist kein Opfer zu groß; sie steht hoch, erleuchtend und erwärmend, wie die Sonne über der Erde, über alles andere Wünschen und Begehren unserer Seele. Dir gilt der Ruhm und die kriegerische Ehre mehr; deshalb war auch *Deine* Liebe nur eine Selbsttäuschung. Freuen wir uns, daß wir, ehe uns ein unauflösliches Band vereinigt, zu dieser Erkenntniß gekommen sind, Walburg hat mich die wahre Liebe kennen gelehrt. – *Ihn liebe ich*, und werde ihn lieben, so lange ich athme. *Unser* Traum ist zu Ende; lebe wohl und denke ohne Groll an

Manuela.«

Des Grafen funkelnde Augen hafteten mit sichtbarer innerer Befriedigung an dem von diesem unerwarteten Schlage niedergeschmetterten Manne, dessen Hand, während seine Augen noch immer geschlossen blieben, jetzt unwillkürlich das verhängnißvolle kleine Stück Papier zerknitterte. Es erregte in ihm ein wohlthuendes Gefühl, daß er nicht allein unter dem Drucke dieses Ereignisses zu leiden habe, sondern daß es noch Jemand gäbe, der vielleicht sogar noch schwerer davon betroffen war. Um seinen Mund legte sich ein verzerrtes Lächeln, in der

Gewißheit, daß er in Lothar das tüchtigste und geeignetste Werkzeug zur Ausführung der Rache und Wiedervergeltung gefunden habe.

»Nun,« rief er mit rauher, heiserer Stimme, »ist's nicht so? Aber jetzt ermannen Sie sich, fassen Sie sich! Werfen Sie jede unmännliche Schwäche, jede sentimentale Rücksicht bei Seite! Auf! Auf! Vor Allem gilt es, jenes nichtswürdigen Schurken und meines überspannten Töchterchens wieder habhaft zu werden!«

Lothar schlug, von diesen Worten berührt, die Augen wieder auf und blickte einen kurzen Moment, wie aus einem wüsten Traume erwachend, umher. Eine tiefe leichenartige Blässe bedeckte sein Gesicht. Seine Brust hob sich unter einem langen Athemzuge, dann richtete sich seine zusammengesunkene hohe Gestalt langsam empor und sein Blick mit stolzer Kälte auf den vor ihm stehenden Grafen.

»Wir haben nichts mehr mit einander gemein, Herr Reichsgraf von Thurnau,« sprach er mit verhaltener, aber deutlicher Stimme, die einzelnen Worte mühsam hervorpressend, aber fest betonend, »Ihr Fräulein Tochter hat mir eröffnet, daß sie eine andere Wahl getroffen, daß ihre Liebe zu mir auf Selbsttäuschung beruht habe. – Sie hat dieser Absage die That hinzugefügt, und ist mit dem Manne ihrer Wahl, den sie wahrhaft und wirklich liebt, auf und davon gegangen. – Sie werden es gerechtfertigt finden, daß *ich* Sie in der Ausführung dieses Vorhabens nicht störe. – Für *mich* ist sie verloren! Wenn sie jetzt

durch jene Thür hereinträte – meine Ehre würde mir gebieten, durch die andere hinauszugehen. – Ich habe hier nichts mehr zu suchen. In Ihnen, Herr Graf, und in Ihrer erlauchten Frau Gemahlin sah ich immer nur Manuela's Eltern, und hielt es stets für eine unabweisbare Nothwendigkeit, sie deren Einfluß so bald als möglich zu entziehen. – Das hat jetzt ein Anderer an meiner Statt mit ihrem Willen gethan. – Sie hat aufgehört, für mich zu existiren, – ist für mich gestorben. – Unsere Wege aber trennen sich in dieser Stunde, um sich hoffentlich nie mehr zu kreuzen. – Nie wird mein Fuß Radowa's Boden wieder betreten!«

Ernst, mit stolzer Miene, wie er die letzten Worte gesprochen, wandte er sich und schritt langsam, gehobenen Hauptes aus dem Zimmer.

Der Graf starrte ihm mit geballten Fäusten eine kurze Zeit nach und sank dann laut und wild auflachend in einen Sessel zurück.

»Hol' ihn der Teufel, den dummen, stolzen Narren!« rief er grimmig. – »Es bleibt nichts übrig, ich muß selbst fort, denn haben *will* ich ihn, und die andere Pistole ist noch *immer* geladen!«

Unmittelbar nach dieser Unterredung verließ der Schlitten, in dem Lothar gekommen, mit ihm auf dem Wege nach Hardeck wieder Radowa. Er saß darin gesenkten Hauptes, tief in seinen Mantel gehüllt, und erst, als er sich jeder Beobachtung entzogen wußte, wandte er, vom tiefsten Seelenschmerz erfaßt, den Blick rückwärts und

starrte nach Radowa hinüber, so lange, bis es im Nebel und Schneetreiben verschwunden war.

NEUNTES CAPITEL. NACH DREI JAHREN.

Seit dem Tage, wo Lothar Radowa verlassen, sind mehr als drei Jahre verflossen. Oesterreich erfreute sich nach langen, vergeblichen Kämpfen eines vorübergehenden Friedens, den es zu Luneville mit dem ersten Consul der französischen Republik, sich den von ihm dictirten Bedingungen fügend, geschlossen hatte. Der Letztere schien überhaupt des Krieges überdrüssig und nur mit der Reorganisation Frankreichs beschäftigt, denn auch England hatte zu Amiens mit ihm seinen Frieden gemacht, ein Beispiel, welchem die übrigen untergeordneten Staaten bald nachfolgten.

Zur Zeit, wo wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, war so eben die Nachricht in Hardeck eingetroffen, daß der erste Consul, Napoleon Bonaparte, zum erblichen Kaiser der Franzosen erwählt und diese Würde unter dem Namen. Napoleon I. angenommen habe. Wir befinden uns also am Ende des Monats Mai 1804 und es sind beinahe acht Jahre seit dem Beginn unserer Erzählung verflossen.

Mit Lothar, dessen Fuß Radowa nicht wieder betreten, hatte sich in der Zeit, wo wir nicht mit ihm verkehrt, eine große Wandelung vollzogen. Seine leidenschaftliche Neigung für den Soldatenstand, seine Begierde nach dem damit verbundenen abwechselnden und abenteuerlichen Leben, die Anforderungen des Ehrgeizes und das Streben

nach kriegerischem Ruhm und Auszeichnung hatten dem ebenso entschieden ausgesprochenen Gegentheile Platz gemacht. Es war nicht die andauernde Friedenszeit, welche diese Aenderung erzeugt hatte, – die Officiere sprachen auch damals mit derselben Gewißheit und demselben Verlangen von dem nahen unvermeidlichen Ausbruche des Krieges, wie sie es immer thun, diejenigen wenigstens, welche in dem schleppenden Avancement des Friedens keine hinreichende Anerkennung ihrer hervorragenden Eigenschaften finden, und daher einen gründlichen, fröhlichen Krieg als den für die Menschheit allein beglückenden Normalzustand hinstellen, – darin lag nicht die Ursache. Vielleicht waren es die Gedanken an Manuela, die noch immer finster und nächtigend durch seine Seele zogen, die Vorstellungen, daß es wahrscheinlich anders gekommen sein würde, wenn er dem Kriegshandwerke früher entsagt hätte, – keinenfalls gestand er sich dies als die Ursache ein, sein Stolz würde sich dagegen empört haben. Nicht ein einziges Mal hatte er den Versuch gemacht, auch nur indirect sich eine Nachricht über Manuela's Ergehen zu verschaffen. Sie hatte aufgehört, für ihn zu sein; so, als ob sie niemals dagewesen, er sie nie gekannt, nie gesprochen habe – wenigstens äußerlich.

Wenn seine Mutter die Unvorsichtigkeit beging, ihrer einmal unabsichtlich auch nur andeutungsweise zu erwähnen, so stand er schweigend auf und verließ das Zimmer. Wie es in seinem Innern aussah, ob die alte Wunde immer noch fortblutete oder vernarbt sei, – das wußte

Niemand, denn er sprach nie darüber, und ein Jeder vermied es auch, davon zu reden.

Er war überhaupt ein ernster, schweigsamer Mann geworden. Das fröhliche Lachen, welches sonst so oft sein edles männliches Gesicht verschönte, die heitere Rede, die seinem beredten Munde entströmte, war verschwunden und hatte einem vom Schmerze gekennzeichneten Ernste Platz gemacht, der sich selten bis zu einer milden Freundlichkeit erhob.

Dabei gab er sich der angestrengtesten Thätigkeit hin, als ob er Ersatz für das Verlorene, oder auch die Fähigkeit des Vergessens darin suchen wollte.

Er war jetzt ein technisch vollständig ausgebildeter und tüchtiger Geschäftsmann geworden. Sein Vater, wenn er noch gelebt hätte, würde sich keinen thätigeren und zugleich befähigteren Nachfolger und Förderer seiner Schöpfungen haben wünschen können und seinen Sohn mit Stolz und Anerkennung umarmt haben.

Aber, wenn er auch das Andenken seines Vaters hochhielt und seine Intelligenz und seine Thätigkeit an jedem Tage mehr schätzen lernte, – das war es *wieder* nicht, was ihn in diese Bahnen getrieben und in der Verfolgung derselben mit rastlosem verzehrenden Eifer festhielt. Zuerst suchte er darin die Ablenkung seiner Gedanken von demjenigen Gegenstande, an welchem sie, gegen sein Wollen, mit eigensinniger Zähigkeit hafteten; dann traten der Reiz der Arbeit selbst, der Zauber des Erfolges und Gelingens in ihre Rechte und übten auf ihn, den reich begabten, nach Thätigkeit verlangenden, in seiner

tiefsten Seele verwundeten Mann ihre unausbleibliche Wirkung. In Gemeinschaft mit dem in jeder Beziehung tüchtigen Director erweiterten und vermehrten sich die Werke. Lothar kannte und beurtheilte jetzt Alles ebenso genau und umfassend, wie sein erster Beamter, und Beide wetteiferten, sich gegenseitig an Thätigkeit und Intelligenz zu übertreffen.

Viele Wochen brachte er während der Winter zeichnend, berechnend oder studirend auf seinem Zimmer zu, dann leitete er ebenso anstrengend die Neubauten oder die Verbesserungen der Maschinen und war oft, häufig von Ruß und Staub geschwärzt, todtmüde Abends nach Hause zurückgekehrt. Dann befand er sich am wohlsten, dann konnte er sogar zuweilen mit seiner Mutter ein wieder an seine frühere Heiterkeit erinnerndes Gespräch führen; aber diese kurzen Sonnenblicke seiner Stimmung wurden bald wieder von den Schatten der darunter hinziehenden Wolken verdüstert, welche ihm den Himmel und die Welt und Alles, was sie enthielt, nur grau in grau erscheinen ließen.

Seine Mutter war anfänglich durch den plötzlichen und unerwarteten Abbruch einer Verbindung, welche sie als die Grundlage des künftigen Glückes ihres geliebten Sohnes zu betrachten sich gewöhnt hatte, auf das Tiefste betrübt worden; jetzt aber dachte sie anders darüber und dankte Gott im Stillen, daß Manuela's Leichtsinn und Charakterlosigkeit, wie sie es nannte, eher zu Tage getreten sei, bevor ihr Bund mit Lothar ein unauflöslicher geworden. Dann würde er für die Dauer seines ganzen

Lebens unglücklich geworden sein, gekettet an ein seiner unwürdiges Weib; jetzt hoffte sie von der allheilenden Zeit auch die Heilung dieser Wunde. Sie hatte natürlich, namentlich im Anfange, sich die möglichst genauesten Nachrichten von Radowa und seinen Bewohnern verschafft; zuerst immer noch in der trügerischen Hoffnung, daß doch noch ein Ausgleich sich ermöglichen lassen könne, dann aber mit dem Gefühle innerer Genugthuung darüber, daß ihr Sohn vor einer näheren Verbindung mit der gräflich Thurnau'schen Familie bewahrt worden sei.

Was sie erfahren, war allerdings vollständig geeignet, diese Wandelung ihrer Gefühle zu rechtfertigen. Manuela und Walburg blieben spurlos verschwunden, alle Bemühungen und Anstrengungen des Grafen, ihrer wieder habhaft zu werden, hatten keinen Erfolg gehabt. Sie sollten nach unverbürgten Nachrichten in Paris, später in London gesehen worden sein; eine Gewißheit hatte man auch darüber nicht erlangt. Man erzählte, Manuela habe nicht nur ihren eigenen, sondern auch den ganzen Diamantschmuck ihrer Mutter, nebst mehreren anderen Kostbarkeiten im Werthe von funfzig und mehreren tausend Gulden mit sich genommen und darüber sogar eine Bescheinigung, als des ihr gebührenden Erbtheiles, zurückgelassen, – es war und blieb dies jedoch nur ein nicht näher festzustellendes Gerücht.

Der Graf war, ungeachtet seines Standes und seiner hohen Verbindungen, der Tödtung seines Hausmeisters

wegen doch zur Untersuchung gezogen worden, während derselben jedoch stets auf freiem Fuße geblieben. Im Laufe des folgenden Jahres erfolgte zwar seine Freisprechung, oder vielmehr die Untersuchung wurde höheren Ortes niedergeschlagen und damit diese Angelegenheit beendet, aber sie hatte doch für den Grafen nachhaltige unangenehme Folgen. Niemand glaubte, daß Sardoni eines versuchten Raubes wegen zur nächtlichen Zeit in dem Zimmer der Gräfin angetroffen und von dem Grafen aus Nothwehr getödtet worden sei; die allgemeine Meinung hielt vielmehr mit Hartnäckigkeit die andere Annahme aufrecht, daß die Gräfin in einem zärtlichen *tête-à-tête* mit Sardoni, überrascht und dieser von dem Grafen aus Eifersucht erschossen worden sei. Wenn nun derartige Scandalgeschichten damals, wie jetzt, unter dem höheren Adel keineswegs zu den Seltenheiten gehörten und sich einer nachsichtigen und milden Beurtheilung erfreuten, so war doch der mit dieser verbundene Eclat ein zu großer, der Graf selbst außerdem eine zu wenig beliebte Persönlichkeit, als daß man hier, wenn auch aus anderen Motiven, der moralischen Seite nicht auch einmal den Vorzug geben und den Grafen hätte fallen lassen sollen. Die Tochter läßt sich von einem Hauslehrer entführen, und die Mutter steht in einem unerlaubten Verhältnisse mit einem Hausbeamten – Beides ereignet sich zu ein und derselben Zeit; dabei sollen die Vermögensverhältnisse des Grafen, über den ebenfalls allerlei eigenthümliche Gerüchte auftauchen, sehr verschuldet sein, – das war zu viel auf einmal. Man beschränkte sich darauf,

der Standesehre wegen, die Niederschlagung der Untersuchung zu erwirken, dann aber überließ man den Grafen und seine Gemahlin vorläufig ihrem Schicksale, ohne jedoch seine spätere vollständige Rehabilitirung dadurch auszuschließen. Das waren die Nachrichten, welche Lother's Mutter im Laufe der Zeit über Radowa und die dortigen Verhältnisse eingeزogen, und man wird es ihr nicht verdenken, daß der Schmerz über den Abbruch einer nahen verwandtschaftlichen Verbindung mit dieser Familie anderen Empfindungen Platz gemacht hatte.

Diese Empfindungen würden ganz in das Gegentheil umgeschlagen sein, wenn sie bei ihrem Sohne in dieser Hinsicht eine gleiche Wandelung wahrgenommen. Leider war dies jedoch nicht der Fall. Seine Seele hing immer noch an der Verlorenen. Sie kannte ihn genau. Jeder Versuch, ihn abzulenken, in fröhliche Kreise, ja nur unter andere Menschen zu bringen, scheiterte, und so mußte sie denn die weiteren wohlthätigen und heilenden Einflüsse allein der Zeit überlassen.

ZEHNTES CAPITEL. WANDA.

Wanda befand sich immer noch in Hardeck. Die Gräfin würde sie jetzt auch unter keiner Bedingung fortgegeben haben, denn sie liebte sie fast wie eine Tochter, nach Lother am meisten von allen Menschen. Sie hatte sich sehr zu ihrem Vorthelle entwickelt, nur die großen dunkeln, sammtschwarzen, träumerisch sanften Augen waren dieselben geblieben; sonst hatte sie nichts mehr mit dem

Kinde gemein, welches der junge Officier vor sieben Jahren auf der Ruine im Schwarzwalde gefunden und von einer Laune angeregt nach Hardeck verpflanzt hatte.

Sie befand sich jetzt im Alter des Uebergangs vom Kinde zur Jungfrau. Ihre Formen waren zart und zierlich, ihre Gestalt, mittelgroß, und elastisch, machte noch immer den Eindruck einer gewissen Dürftigkeit; es fehlte noch die Fülle und die Entwicklung. Aber in ihrem Wesen lag eine große Lieblichkeit, und wenn man den naheliegenden Vergleich mit einer im Aufblühen sich befindenden Knospe auf sie anwenden wollte, so mußte man ihr alle diejenigen Eigenschaften zusprechen, welche die künftig in voller Schönheit sich entfaltende Blume verheiße; nicht einer solchen, die unsere Sinne durch die Pracht der Farben, den Reichthum und die Fülle der Formen fesselt und berückt, sondern die uns durch Lieblichkeit und durch anspruchslose Bescheidenheit entzückt. Nach dem getroffenen Abkommen wurde sie in wenigen Monaten 17 Jahre. Da man ihren Geburtstag nicht wußte, auch über ihr Alter keine bestimmten Angaben besaß, so hatte Lothars Mutter festgesetzt, daß der Tag, an welchem sie in Hardeck eingetroffen, als ihr Geburtstag gefeiert und ihr Alter damals als auf zehn Jahre angenommen werden solle. So war es in der Zeit ihrer Anwesenheit in Hardeck bis jetzt gehalten worden und danach fiel ihr siebenzehnter Geburtstag in wenigen Monaten.

Sie war ein stilles, sinniges Kind, dienstwillig und bescheiden, sich nie aufdrängend, freundlich und zukommend, aber der lauten Fröhlichkeit abhold. Das kindliche Lächeln, welches ihren lieblichen Mund verschönte, steigerte sich fast nie zu jenem heiteren, aus der Seele kommenden Lachen, wie es der Jugend in beneidenswerther Weise eigen ist.

Dieser aus ihrem ganzen Wesen hervortönende Grundzug fand seine psychologische Erklärung in der an Verehrung grenzenden Zuneigung zu Lothar. Ohne Eltern aufgewachsen, hatte sie nie die aufopfernde Liebe einer Mutter, die sorgende Zärtlichkeit eines Vaters gekannt; die Vorstellung von den Menschen, mit denen ihre ersten kindlichen Erinnerungen sich verbanden, erfüllten ihre junge Seele noch jetzt mit Schauer und Entsetzen, ein Gefühl, welches sich mit ihrer wachsenden Erkenntniß nicht abschwächte, sondern erhöhte. Aus diesem Zustande voll Grauen und Schrecken hatte *Er* sie befreit. *Er* war wie der machtbegabte Kriegsgott erschienen, hatte jener Schrecklichen Macht zerstört und sie an ihren jetzigen Aufenthalt gebracht, wo sie zum ersten Male die Liebe einer Frau, mit der Ahnung der Mutterliebe kennen gelernt, wo es ihr wohl ging, wo man ihr Alles gab, was sie wünschte und verlangte, oft sogar viel mehr, so daß sie auch das Wünschen und Hoffen erst hier kennen gelernt hatte.

Das Alles verdankte sie ihm. Sie machte sich diese Empfindung nicht klar, sie zergliederte sie nicht, sie war

nicht eine Folge der Reflexion oder ein Tribut der Dankbarkeit, – nein, ihr ganzes Selbst war davon durchdrungen, sie athmete sie ein, wie die Lebensluft, und sie war ihr unentbehrlich, wie diese.

Als er zurückkehrte nach Hardeck, ein ernster, schweigsamer, in seinem Innern gebrochener Mann, als sie den Abbruch seines Verhältnisses zu Manuela, deren Untreue erfuhr, wurde sie vom leidenschaftlichsten und tiefsten Schmerze darüber ergriffen. Sie würde Alles, selbst ihr Leben hingegen haben, um ihm das Verlorene wieder zu verschaffen, und diese Empfindungen wurden durch seine völlige Nichtachtung ja selbst durch eine öfter sich kennzeichnende Härte und Rücksichtslosigkeit seines Benehmens gegen sie nicht im mindesten geändert.

Ihre reine kindliche Seele dachte nur an *sein* Glück; jede andere Betrachtung und Erwägung lag ihr völlig fern und fremd; in Manuela's Besitz wäre er glücklich geworden. Sie sah ihn traurig und von Schmerz bewegt und theilte denselben mit ihm, unbekümmert darüber, ob er es wisse oder auch nur ahne. Er war und blieb in ihrer Vorstellung immer nur ihr Erretter, das verkörperte Ideal alles Hohen, Großen, der Gottheit am nächsten Stehenden.

Sie gewöhnte sich daran, von ihm nicht beachtet, häufig sogar mit Nichtachtung behandelt zu werden; aber wenn sie darüber auch Trauer empfand, niemals steigerte sich dieselbe zur Empfindlichkeit; sie selbst kam auch bei sich selbst nicht in Betracht, und sie verlangte nichts

weiter, als ihn täglich zu sehen, wenn sein Blick auch unbeachtet über sie hinglitt, und den Ton seiner Stimme zu hören, wenn derselbe auch oft hart und rücksichtslos ihr Ohr berührte. Diese Gunst wurde ihr mehr oder minder täglich zu Theil, und deshalb besaß ihre kindlich unschuldsvolle Seele keinen andern Wunsch, als die Erhaltung des ihr so beschiedenen Glückes.

Unaufhörlich war sie bemüht, seine Wünsche zu erathen und mit Aufbietung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel zu erfüllen, selbst wenn diese Erfüllung, wie sehr häufig, mit schmerzvoller Entsagung für sie verbunden war. Ihre kindlichen, großen, sanften Augen hingen, wenn sie sich, wie täglich, in seiner und seiner Mutter Gesellschaft befand, unbemerkt an seinen Mienen, aus denen sie seinen kaum empfundenen Wunsch, ihrer enthoben zu sein, herauslas, um dann unter irgend einem Vorwande sogleich das Zimmer zu verlassen und nicht mehr in dasselbe zurückzukehren, es sei denn, daß man ihrer zu irgend einer Dienstleistung begehrte.

Nur in einem Falle war sie seiner ausdrücklichen, in harten spöttischen Worten gefaßten Weisung ungehorsam geworden; es hatte ihr dies einen langen und schweren Kampf gekostet, ihre Augen waren noch am andern Tage vom Weinen geröthet, aber dessen ungeachtet hatte sie es nicht über sich vermocht.

Herko, war nach wie vor, wo es irgend zulässig, ihr steter und treuer Begleiter. Selbst die Gräfin hatte eine große Vorliebe für den Hund gewonnen und ihm häufig den Aufenthalt in ihrem Zimmer in Gemeinschaft mit

Wanda gestattet. Seit Lothars Zurückkunft hatte das aufgehört, er liebte den Hund nicht, er war ihm sogar zuwider, es ging das aus mehreren seiner Aeüßerungen deutlich hervor. Es schmerzte sie zwar sehr, aber sie ließ es sich nicht merken, und Herko, klug und verständig, blieb draußen ruhig so lange liegen, bis sie zurückkehrte. Er fing an, alt zu werden und an mancherlei Beschwerden des Alters zu leiden, besonders war sein Gesicht und Gehör geschwächt, so daß ihm der Geruch zur Aushülfe dienen mußte. Sie liebte ihn deshalb nur um so mehr. In erster Reihe stand Lothar, dann kam seine Mutter, dann Herko; so glaubte sie wenigstens zu empfinden. Abends nahm sie den Hund mit auf ihr Zimmer, wo er im Winter am Ofen auf einer Decke, die sie ihm jedes Mal zurecht legte, schlief.

Nun hatte Lothar, der ihr zufällig eines Morgens, als sie mit dem Hunde ihr Zimmer verließ, auf dem Corridor begegnete, mit hartem, spöttischen Tone Folgendes gesagt:

»Es ist an sich lächerlich, daß Du Dich immer mit dem alten häßlichen, großen Köter umhertreibst; daß Du ihn aber sogar Nachts mit auf Dein Zimmer nimmst, ist geradezu unpassend.«

Verletzende Worte und Aeüßerungen gehörten aus seinem Munde gegen sie keineswegs zu den Seltenheiten, aber so rücksichtslos hatte er sich noch nie benommen.

Bleich und von Schrecken ergriffen, keines Wortes mächtig, starrte sie ihm eine Zeitlang nach, dann ging sie wankenden Schrittes wieder auf ihr Zimmer zurück.

Weinend sank sie auf einen Stuhl nieder, ihre Seele war vom tiefsten, qualvollsten Schmerze erfaßt. Sie sollte den alten treuen Hund, den Gefährten ihres Lebens, verstoßen, ihm das gewohnte Lager nicht mehr gönnen, – und das verlangte *Er* von ihr – zürnend, befehlend, unzufrieden und ungehalten über sie. Unaufhaltsam flossen ihre Thränen. – Ach, eine so schmerzvolle Stunde hatte sie nie, nie, wenigstens hier in Hardeck, noch nie durchlebt.

Gleichsam schon in der Befolgung der ihr gegebenen Weisung hatte sie Herko draußen gelassen; jetzt kratzte er an der Thür. Es war ihr, als sie diesen Ton hörte, als hätte ihr das Herz zerspringen müssen. Nach einem kurzen, schmerzvollen, aber vergeblichen Kampfe sprang sie auf, öffnete die Thür, umarmte den freudig hereinspringenden Hund, warf sich zu ihm auf sein Lager, legte ihr weinendes Gesicht an seinen zottigen Hals, und während er öfter ihre kalten Hände leckte, schluchzte sie krampfhaft auf, bis sie endlich, von den Qualen, welche ihre junge Seele litt, überwältigt, allmählich ruhiger wurde und fest an den Hund geschmiegt einschlief.

Lothar kehrte nach einiger Zeit über den Corridor nach seinem Zimmer zurück. Sie hatte in der Eile und Hast, als sie den Hund einließ, vergessen, die Thür zu schließen; sie war halb geöffnet geblieben, so daß man in das Innere des Zimmers hineinblicken konnte. Zufällig richteten sich seine Augen, als er vorüber ging, dahin, und er blieb unwillkürlich stehen, gefesselt von dem sich darbietenden Anblicke.

Ihr Kopf ruhte auf dem Halse des ruhig daliegenden Hundes, dessen Blicke unverwandt und fest auf ihn gerichtet blieben. Ihre dunkeln Haare hatten sich zum Theil von den sie haltenden Fesseln gelöst und überflutheten in reichen Wellen den zottigen, grauen Körper des Hundes; ihre geschlossenen Augen waren eingerahmt von den langen seidenen, dunkelen Wimpern, um ihren halbgeöffneten Mund, durch den die kleinen weißen Zähne hervorschimmerten, lagerte noch immer der Schmerz; der eine Arm, von dem der Aermel sich emporgestreift, schlang sich um den Hals des Hundes; ihr jugendlich schlanker Körper lag malerisch in sich zusammengeschmiegt, halb neben, halb über dem Hunde, als ob sie ihn auch im Schlafe vor feindseliger Behandlung hätte bewahren wollen.

Es war ein rührendes, liebliches Bild, diese junge, noch fast kindliche schlummernde Mädchengestalt, mit den vom Schmerze gekennzeichneten und idealisirten Zügen, ruhend auf dem regungslos daliegenden, aber sie mit treuen und aufmerksamen Augen bewachenden Hunde.

Noch immer stand er da, in diesen unerwarteten Anblick versunken. Zum ersten Male betrachtete er Wanda mit anderen Empfindungen, als bisher. Er empfand wieder Theilnahme, ja eine Art von Mitleid für sie. Die Stunde, wo er sie gefunden und die Aehnlichkeit des damaligen Bildes mit dem jetzigen trat lebhaft in sein Erinnern.

Auch damals lag sie, den verwundeten Hund umschlungen haltend, mit demselben in seiner Hütte, ebenso von Schmerz ergriffen, wie jetzt. Damals war sie ein

häßliches, mit schmutzigen, dürftigen Kleidern bedecktes Kind, – jetzt? Sein Auge ruhte immer noch auf ihr. – Jetzt? Eine liebliche, anmuthige, kaum der Kindheit entwachsene Mädchengestalt, von dem rührenden Zauber der Unschuld umstrahlt. – Sie kam ihm zum ersten Male schön vor. Er empfand dies, obgleich er bestrebt war, diese Wahrnehmung von sich abzuwenden.

Und ach, wie anders war er selbst damals, als sein Auge zum ersten Male auf diesem jetzt zu jungfräulicher Lieblichkeit entwickelten Kinde geruht hatte. Ein fröhlicher, das Leben und das Schicksal herausfordernder Jüngling, dem die Zeit und die Ereignisse zu langsam schlichen, nach Thaten, nach Entscheidungen dürstend, ausgestattet mit allen Fähigkeiten und dem vollen Verlangen zur Verwirklichung und Geltendmachung erträumter und erhoffter Ansprüche! – Es vergegenwärtigte sich jene Zeit mit einem Male so lebhaft vor seiner Seele, wie ein der Nacht vorhergegangener Tag! – Alles, Alles dahin! Ein Sturm hatte die Blüthen dieser Hoffnungen, dieser unreifen, kindischen Erwartungen abgestreift und geknickt! – Was das Leben *noch* zu bieten hatte, war nur der Ernst und der Genuß der Arbeit. – Der Sommer war dem Frühling gefolgt, Blumen und Blüthen hatte er zerstört, und was er statt derselben gab und geben konnte, blieb der darauf zu verwendenden Mühen kaum werth.

Langsam, leiser auftretend, gesenkten Hauptes, von wehmüthigen Gedanken erfaßt, ging er weiter.

Als sie nach einiger Zeit erwachte, war er längst fort, und sie hatte keine Ahnung davon, daß er sie so gesehen;

es würde dies ihrem Schmerze noch eine tiefe Beschämung hinzugefügt haben.

Von jener Stunde an wurde er milder gegen sie, wenn er auch anscheinend gleich theilnahmlos blieb. Sie sah es eines Tages, von ihm nur bemerkt, daß er Herko freundlich streichelte und einige wohlwollende Worte zu ihm sprach, – das war einer der freudigsten Momente, welche ihr seit langer Zeit zu Theil geworden.

Die beschriebene Scene hatte sich ungefähr vor einem halben Jahre ereignet, und sie seit jener Zeit keine Veranlassung mehr, sich über die Härte seines Benehmens zu beklagen, wenn dasselbe auch sonst ganz unverändert blieb.

Sie selbst wurde von dem Pfarrer des Ortes nicht nur in der Religion, sondern auch im Schreiben, Rechnen, der Literatur und in der Musik unterrichtet. Der Zufall hatte es gefügt, daß dieser Pfarrer ein gebildeter und zugleich neben Wahrheiten der Religion tief durchdrungener, wohlwollender, dabei vorurtheilsfreier Mann war. So sehr dies damals zu den Seltenheiten unter den katholischen Landgeistlichen in Böhmen gehörte, Lothars Vater war auch hier die Veranlassung gewesen, daß dieser Ausnahmezustand in Hardeck eingetreten. Er hatte den jungen strebsamen Geistlichen in Prag kennen gelernt, die Verleihung der Pfarrstelle an ihn in Hardeck bewirkt und diese dann aus eigenen Mitteln so reichlich dotirt, daß er des Bleibens des Berufenen in derselben gewiß war.

In dem Pfarrhause, wo außer dem Geistlichen noch dessen ältere Schwester lebte, brachte Wanda einen

großen Theil der Tage zu. Ihre rasche Auffassungsgabe ließen sie bald die ersten Anfänge des Lernens überwinden, und je weiter sie kam, je mehr der Lehrer selbst das Verlangen empfand, in der reichen Begabung seiner Schülerin die Früchte seiner Bemühungen reifen zu sehen, um so mehr steigerte sich mit der fortschreitenden Erkenntniß das Verlangen sie zu vermehren.

Von der hohen Wahrheit der christlichen Religion überzeugt und durchdrungen, getragen von innerer Begeisterung und unberührt von dem fressenden Wurme des Zweifels, übten seine Lehren auf das junge, reine, empfängliche Gemüth seiner Schülerin den ganzen Zauber und die ganze Gewalt aus, den die Religion der höchsten und reinsten Liebe, der Demuth und der Selbstentäußerung gläubigen Gemüthern verleiht. Er hielt sie fern von allen und jeden Anfängen des Zweifels an die geoffenbarten göttlichen Wahrheiten, – er wußte aus Erfahrung, daß dieser Weg unaufhaltsam zum Unglauben, zur inneren Zerrüttung führt, weil er an die Stelle dessen, was er raubt, nur Unvollkommenes, Unbefriedigendes und Trostloseres zu setzen vermag.

Sie wurde unter seiner Leitung eine demüthige, gläubige, fromme Christin. Sie wußte es gar nicht, daß es möglich sei, an den Wahrheiten zu zweifeln, die man ihr gelehrt, die sie für so unumstößlich und feststehend hielt, als daß die Sonne am Himmel leuchte und der Wind

durch ihre Locken streife. Und diese Lehre der demuthsvollen, entsagenden, in Gott, dem allliebenden Vater aufgehenden, aufopfernden Liebe stand in der engsten Harmonie mit dem ganzen Empfinden ihrer Seele.

ELFTES CAPITEL. FREUDVOLL UND LEIDVOLL.

Der Pfarrer stammte aus einer musikalischen Familie. Sein Vater war Organist an der Theinkirche in Prag gewesen, hatte sich durch sein vortreffliches Orgelspiel, sowie durch mehrfache Compositionen einen Ruf erworben. Da seine Tochter eine schöne Stimme und viel musikalische Anlagen besaß, beschloß er, sie zur Sängerin auszubilden, ein Vorhaben, welches jedoch nicht zur Ausführung kam, da das junge Mädchen plötzlich ihre Stimme verlor. Nach dem Tode des Vaters lebten die Geschwister kümmerlich, bis der zum Priester geweihte Sohn die Pfarrstelle in Hardeck erhielt und seine Schwester dahin entnahm, Dieser war die musikalische Begabung und auch die Schule geblieben, wengleich ihre Stimme zum größten Theile verloren gegangen. Da der Pfarrer ebenfalls die Musik vom Vater geerbt hatte und ein tüchtiger Clavierspieler war, so wurde diese Kunst im Pfarrhause eifrig gepflegt.

Es lag sehr nahe, daß die Schwester des Pfarrers das Verlangen empfand, Wanda darin Unterricht zu geben; es war für sie die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches, den auszuführen sie durch Wanda's Talent immer mehr angespornt wurde. Sie besaß eine schöne

Altstimme und dabei entschieden ausgesprochene musikalische Begabung. Schon nach einem Jahre, von dem Tage an, wo der erste Unterricht begonnen, vermochte sie nicht zu schwierige Gesangstücke untadelhaft mit geschultem Vortrage und sich selbst begleitend auszuführen, zur hohen Freude ihrer Lehrerin und unter der sie besonders beglückenden Anerkennung des Pfarrers.

Man hatte Wanda's Musikunterricht vor der Gräfin geheim gehalten, wenigstens desselben nur als einer unbedeutenden Nebensache erwähnt. Am Geburtstage derselben sollte Wanda diese durch den Vortrag einer Mozart'schen Sonate und einer kirchlichen Arie überraschen, und sie sah mit banger Erwartung, zugleich aber auch mit sich steigerndem Verlangen dieser Stunde entgegen.

Die Gräfin war durch den fehlerfreien und von richtigem Verständniß zeugenden Vortrage des Musikstückes freudig überrascht, küßte Wanda, nachdem sie geendet, auf das Zärtlichste und sagte ihr verdiente Lobsprüche. Bescheiden, erröthend, aber innerlich in hohem Grade beglückt, hatte sich diese erhoben und stand gesenkten Auges neben der freundlich zu ihr und den Pfarrersleuten redenden Gräfin.

Ihre Augen streiften, sich bang erhebend, Lothar. Er stand da mit finsterer Miene und hatte keinen Blick, kein Wort der Anerkennung für sie. Ihr Spiel schien ihn unangenehm berührt zu haben, er hatte auch während der ganzen Zeit in einem Buche gelesen.

Nun sollte sie auch noch singen. Zitternd blickte sie flehend die Schwester des Pfarrers an, mit der stummen Bitte, ihr diese neue Prüfung zu erlassen. Diese, sie nicht verstehend und in ihrem Benehmen nur mädchenhafte Schüchternheit kennend, ermuthigte sie, indem sie der Gräfin mittheilte, daß Wanda eine wirklich schöne Altstimme besitze, und sich nicht zu schämen brauche, sie hören zu lassen.

»Singen?« fragte plötzlich in rauhem, harten Tone Lothar, »auch noch singen? Dann gestattest Du wohl, liebe Mutter, daß ich mich empfehle, ich habe noch mehre sehr dringende Geschäfte.«

Damit verließ er, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, das Zimmer.

Wanda kämpfte sichtlich mit ihren Thränen, und vermochte, ungeachtet der liebevollsten und gütigsten Zusprache der Gräfin und ungeachtet aller Aufmunterung ihrer Lehrerin, doch die ihr gestellte Ausgabe nicht zu lösen; man mußte es einer künftigen geeigneteren Stunde vorbehalten.

Seit dieser Scene waren fast zwei Jahre vergangen; sie hatte während derselben sehr oft vor Lothars Mutter, niemals in seiner Gegenwart gesungen. Er haßte die Musik und übertrug diesen Haß mehr oder weniger auf Jeden, der sie ausübte. Vor Allem war ihm Gesang zuwider. Er wußte, daß Walburg eine schöne Tenorstimme gehabt, er hatte ihn mehrmals in Wien singen hören, und Manuela derselben in ihren Briefen mit Begeisterung erwähnt.

Durch diese Stimme allein hatte er sie berückt und entführt. War er doch selbst davon auf das Tiefste ergriffen und erregt worden; – und sie, ein schwaches, leidenschaftlich empfindendes, vom Einflusse des Augenblicks beherrschtes Weib. Seit jener Zeit haßte er die Musik und besonders den Gesang, und Wanda, deren Stimme und musikalisches Talent man lobte, war ihm deshalb noch unsympathischer als bisher.

Er machte sich oft Vorwürfe, daß er so hart und lieblos gegen das Kind sei, aber es blieben dies schnell vorübergehende Stimmungen und es trat keine Aenderung ein; erst nach der Scene mit Herko verschwand die Abneigung, welche er, ohne sich einen Grund dafür anzugeben, gegen sie empfand, einigermaßen; er ertappte sich sogar selbst öfter in dem Verlangen, sie zu beobachten, selbst ihre Gesellschaft aufzusuchen und sich mit ihr zu unterhalten; aber es waren dies immer nur kurze vorübergehende Stimmungen, über die er sich selbst verspottete.

Wanda's Geburtstag stand bevor, man sprach darüber nicht, da er wie bisher in einfacher Weise, ohne jede außergewöhnliche Feier begangen werden sollte. Nur sie selbst befand sich am Abende vorher in einer ihr ganzes Empfinden höher aufregenden Stimmung. Der Gedanke, daß sie morgens der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit sein, ihr neue Beweise unverdienter Liebe zu Theil werden sollten, erfüllten ihre Seele mit Bangigkeit, indem die Empfindungen der Bescheidenheit sich mit den Regungen der Freude und Dankbarkeit vermischten.

Herzlich, wie immer, wurde sie am Morgen von der Gräfin begrüßt und durch mehre, zum Theil werthvolle Gaben überrascht, welche von blühenden Blumen eingeraht auf einem besonderen Tische aufgestellt waren; auch der Pfarrer und seine Schwester erschienen, Glückwünsche und kleine Geschenke darbringend, selbst die Dienerschaft versäumte nicht, in gleicher Weise sich ihr zu nähern; sie war gerührt, ergriffen, auf das Tiefste bewegt durch diese Beweise der Liebe, von denen sie glaubte, daß sie ihr alle unverdient zu Theil würden, ohne zu wissen, daß sie dazu durch ihre Bescheidenheit, Freundlichkeit und Lieblichkeit vollständig berechtigt sei.

Nur Lothar hatte ihr nichts geschenkt, nicht einmal seinen Glückwunsch, nicht einmal seine Gegenwart. Schon früh am Morgen war er nach der Fabrik hinausgeritten und hatte sich für den Tag bei seiner Mutter durch dringende Geschäfte entschuldigen lassen.

So sehr sie auch davon überzeugt war und es sich immer wieder vergegenwärtigte, daß alle die Beweise der Liebe, welche sie empfangen und empfing, unverdient seien, und so sehr die Dankbarkeit, von der ihre Seele ohnehin erfüllt war, sich dadurch noch steigerte, – das rücksichtslose, harte, nichtachtende Benehmen Lothars war ein ebenso unverdientes. Zum ersten Male wurde der Schmerz und die Trauer darüber zu dieser bewußten Erkenntniß. Nie, so sehr sie sich auch bemühte, es aufzufinden, hatte sie etwas gethan, um ein solches Benehmen gegen sie zu rechtfertigen. Im Gegentheil, sie hatte bisher Alles aufgeboten, um sich ihm dienstwillig zu zeigen.

Heute, an ihrem siebenzehnten Geburtstage, obgleich sie nicht wußte, ob sie wirklich an diesem Tage geboren, heute traten diese Reflexionen, zum ersten Male ihre Seele beschäftigend, gefangennehmend und verwirrend, in den Kreis ihres Denkens. Die kindlichen Anschauungen wurden beherrscht und zurückgedrängt von den Empfindungen und den Gefühlen der Jungfrau. Sie erröthete, sie schämte sich vor sich selbst. Mochte es *noch* so schmerzlich sein, mochte sie *noch* so sehr dabei leiden, so durfte sie nicht, mehr mit ihm verkehren. Sie mußte das Verlangen, ihm zu zeigen, daß sie ihn hochachte, verehere, ihm dankbar sei, zurückweisen, ihn meiden, wie er sie mied; sie durfte sich ihm nicht aufdrängen, ihn nicht mehr durch ihre Gegenwart belästigen.

Es war ein schmerzlicher Kampf, den ihre junge Seele kämpfte, als der angeborne jungfräuliche Stolz den sie bis dahin allein beherrschenden kindlichen Gefühlen gegenübertrat.

Einem jeden Weibe ist dieser Stolz zu seinem Schutze und zur Wahrung seiner inneren und äußeren Ehre verliehen, wenn er auch bei vielen Tausenden durch die Leidenschaft oder durch schlechte Beispiele, oder durch verwahrloste Erziehung zerstört wird. Sonst hatte sie unbefangen, wenn auch mit schmerzlichen, doch immer angenehmen Gefühlen an Lothar denken können. Die Stunden, in denen sie dies that, gehörten zu ihren genußreichsten, sie verschönten ihre Einsamkeit und bildeten den Uebergang vom Wachen in das Reich der Träume,

– jetzt erröthete sie, wenn diese Gedanken sie beschlichen, auch in der Einsamkeit, und selbst wenn die Nacht die Erde bedeckte und keines Menschen Auge sie sehen konnte, wies sie dieselben zurück.

Die Liebe des Kindes war zu derjenigen der Jungfrau geworden; noch immer eine kaum erschlossene, keusche Blüthe, aber dennoch eine Blüthe, welche den Strahl der Sonne und den Hauch des Winters empfand, keine Knospe mehr.

Von dieser Zeit an war ihr Benehmen gegen ihn ein vollständig verändertes. Zuerst befangen und verlegen, lernte sie es bald, diese Eigenschaften wenigstens äußerlich zu verbergen. Sie sprach nie mit ihm, ohne daß er sie anredete, was nur sparsam geschah, und auch dann beschränkten sich ihre Antworten auf das Nöthigste. Wo sie es irgend vermochte, mied sie seine Gegenwart, fehlte selbst oft Mittags und Abends bei Tische, den Einladungen im Pfarrhause, wo sie jetzt noch mehr als sonst verkehrte, folgend.

Zuerst beachtete er das gar nicht. Dann fing es an, ihm aufzufallen, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er machte hin und wieder einige scherzhafte, dies bekundende Bemerkungen, und fand es auffällig, daß sie ganz unbeachtet, anscheinend ganz unverstanden blieben. Dadurch geärgert, ließ er sie wieder gänzlich unbeachtet, was kümmerte ihn dies Findelkind, – aber er widmete ihr dennoch im Stillen jetzt eine größere Aufmerksamkeit und vermochte sich dabei der Wahrnehmung nicht zu entschlagen, daß sie sehr schön geworden sei. Keine

prahlerische Schönheit, aber von einer großen Anmuth, einer bestechlichen Lieblichkeit. Er mußte sich auch eingestehen, daß sie aufgehört habe, ein Kind zu sein. Es lag jetzt Seele in diesen dunkeln, sanften, großen Augen, die, wenn er länger hineinschauen wollte, um nach der Seele, deren klarer Spiegel sie waren, zu forschen, sich jedesmal mit den langbewimperten Lidern bedeckten, während ein kaum merkliches Erröthen über ihre Wangen dahinflog.

Auch, als er den Versuch machte, – aus Neugierde, – freundlicher mit ihr zu verkehren, trat keine Aenderung ihres Benehmens ein, im Gegentheil, sie wurde zurückhaltender, ernster, selbst zum ersten Male fremd und kalt gegen ihn. Er ließ sie gehen, aber es war ihm jetzt jedesmal unangenehm, wenn sie Mittags oder Abends beim Essen fehlte; zuerst sprach er nicht darüber, dann verwunderte er sich, meinte, es passe sich nicht, daß sie so oft und so viel im Pfarrhause sei, da sie doch einmal hierher gehöre, und Derartiges. Aber auch in dieser Hinsicht erreichte er nicht seine Absicht. Er würde ganz anders geurtheilt, vielleicht auch ganz anders gehandelt haben, wäre er von dem wirklichen Empfinden Derjenigen, die ihn jetzt zu beschäftigen begann, unterrichtet gewesen, oder hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß sie mit der Absicht umgehe, Hardeck ganz zu verlassen.

Sie fühlte, daß sie zu schwach sei, diesen Kampf länger fortzusetzen. Seine Unfreundlichkeit, seine Härte würde sie ertragen, als Ersatz dafür die Gewißheit empfangend, ihn täglich sehen zu können, seiner Freundlichkeit aber, seiner Theilnahme, wie er sie jetzt in seinem Benehmen

kundgab, hatte sie keinen Widerstand für die Dauer entgegenzusetzen, das fühlte sie auch, und deshalb entstand in ihrem Kopfe, unbetheiligt und im Widerspruch mit ihrem Herzen, der Entschluß, Hardeck zu verlassen. Ein kindischer Plan, hervorgegangen aus den schmerzvollen Kämpfen eines unschuldvollen, mit der Welt und den Regungen der eigenen Seele unerfahrenen, kaum der Kindheit entwachsenen Mädchens.

Nach langem Widerstreben theilte sie diesen ihren Vorsatz der Schwester des Pfarrers mit, welche, darüber im höchsten Grade verwundert, selbst erschrocken, ihr sogleich die Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten dieses kindischen Planes klar machte.

Weshalb wollte sie Hardeck verlassen, wo man sie mit solcher Liebe aufgenommen? Bestand darin ihre Dankbarkeit gegen die Gräfin, welche Mutterstelle an ihr vertrat?

Die Schwester des Pfarrers blickte sie bei dieser Frage zum ersten Male fast zornig an, weil sie nicht wußte, wie sie sich dies auffällige, ihrem sonstigen Wesen völlig fremde Gebahren erklären sollte.

Wie eine Schuldige, mit niedergeschlagenen Augen und von Purpur übergossen, stand das junge Mädchen vor ihr.

»Und wohin?« fuhr die Matrone unnachsichtig fort, »wohin gedenkst Du denn zu gehen, wenn Du Hardeck und die Menschen, die Dich lieben und beschützen, verlassen hast? Besitzest Du Verwandte oder auch nur Freunde oder Bekannte, die Dich aufnehmen könnten?

Stehst Du nicht allein in der Welt, allein ohne Diejenigen, die stets bemüht gewesen sind, Dir dies zu ersetzen und denen Du jetzt mit Undank lohnen willst? Schäme Dich eines solchen sündigen Verlangens! Bitte Gott deshalb um Vergebung,« fuhr sie fort, das immer mehr von innerer Erregung vor ihr stehende Mädchen mit forschenden Blicken musternd, da zum ersten Male die Vorstellung in ihr aufstieg, ob Wanda doch nicht am Ende ein Zigeunerkind sei und der unstäte Wandertrieb ihr ungeboren im Blute liege. – »Mit der Gräfin soll ich darüber reden, verlangst Du,« fuhr sie unbarmherzig fort, »ich sollte mich an solcher sündhaften Handlung selbst betheiligen? Geh, geh, mein Kind,« sprach sie dann nach einem längeren Schweigen in milderem Tone weiter, »mein Bruder sitzt grade zur Beichte in der Kirche; der liebe Gott begnadigt Dich, daß die Sünde in Dir nicht alt, sondern bald wieder von Dir genommen werde. Schütte Dein Herz aus in der heiligen Beichte, Du bedarfst es, Friede und Trost wird Deine Seele wieder erfüllen, wenn Du Deine Sünde gebeichtet, die Vergebung empfangen und der Dir auferlegten Buße genügt hast.«

Zerknirschten Herzens, ohne ein Wort des Widerspruches, selbst von innerem Verlangen getrieben, entfernte sie sich, um die ihr gegebene Weisung zu befolgen. Die Dämmerung senkte sich bereits über das Thal hinab, als sie in Gemeinschaft des Pfarrers die kleine Kirche verließ und an seiner Hand den kurzen Weg zu dem Pfarrhause zurücklegte. Dort verabschiedete er sie für heute, liebevoller und selbst bewegter als sonst. Sein Ohr hatte in der

Beichte die Geheimnisse ihres reinen, kindlichen Herzens erfahren, vielleicht mehr errathen und aus der Darlegung dessen, was sie für Sünde hielt, geschlossen, als aus ihren zaghaft gesprochenen Worten entnommen; die Theilnahme und die väterliche Liebe, welche er für sie empfand, waren dadurch jedoch nicht beeinträchtigt, sondern eher gesteigert worden, denn er legte, als sie von ihm schied, nochmals segnend leise seine Hand auf ihren gescheitelten Kopf, als wolle er durch diese Berührung künftiges Leid und künftigen Schmerz von ihr abwenden.

ZWÖLFTES CAPITEL. IN DEN FLAMMEN.

Wieder waren einige Monate dahingegangen, der Herbst zu Ende, der Winter im Anzuge. Wanda war seit jenem Abende, wo sie dem Pfarrer gebeichtet und am andern Morgen mit gläubiger Seele zum Tische des Herrn gegangen, von jener inneren Unruhe befreit, die sie unstät umhergetrieben und ihre Gedanken beherrscht hatte. Der Kampf ihrer Seele schien beendet, die Entsagung die Siegerin. Voll Demuth beugte sie sich dem höheren Willen; was hatte sie, die Eltern- und Heimathlose zu verlangen oder zu wünschen, sie, der durch die Gnade Gottes mehr, weit mehr, als sie verdiente, zu Theil geworden.

Der Graf von Hardeck, – sie nannte ihn jetzt auch in ihren Gedanken nicht mehr Lothar, da sie der Pfarrer, als sie ihn so bezeichnet, belehrt hatte: sie begehe ein Unrecht, den so hoch gestellten Herrn, auch im vertrauten Gespräch anders, als bei seinem Titel zu nennen, der Graf Hardeck stand weit, hoch über ihr, der kindische

Traum, ihn als ihren Retter zu verehren, war vorüber; sie wußte es jetzt, daß sie damals nichts als ein Spielzeug seiner Laune gewesen, nie etwas anderes geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben sei. Sie mußte diese Launen ertragen, nie eine Empfindlichkeit darüber kennzeichnen, weder in der einen, noch in der andern Weise, – das war ihre Pflicht, der nicht zu genügen zur Sünde gegen Gott wurde. Die Liebe der Gräfin entschädigte sie dafür, aber auch diese, das hatte ihr der Pfarrer ebenfalls zu verstehen gegeben, durfte sie auch nur als ein Geschenk in Empfang nehmen, welches ihr ohne Verdienst zu Theil ward; nie den sündigen Gedanken in sich aufkommen lassen, daß sie dazu eine Berechtigung besitze.

So war sie denn ein Bild freundlicher Demuth und hingebender Entsagung geworden. Die Liebe der Gräfin vergalt sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, aber sie hielt doch eine gewisse Grenze in der Vertraulichkeit offen, eine Grenze, welche die Gräfin oft unangenehm berührte, weil sie an der wirklichen und herzlichen Liebe des Kindes zweifelte, deren Beseitigung ihr jedoch nie gelang.

Gegen Lothar war sie jetzt nicht mehr kalt oder in irgend einer Weise empfindlich. Sie stellte sich nicht mehr auf den Standpunkt, als ob sie sein Benehmen zu bemängeln oder sich dadurch zur Widervergeltung zu bestimmen habe, – nein, ihre Pflicht gebot, es hinzunehmen,

wie es war, mit gleichmäßiger Freundlichkeit, gleichmäßiger Dienstwilligkeit, so allein geziemte es ihrer Stellung und ihrem Stande.

Dies wollte und verlangte er aber am wenigsten. Nachdem er aufgehört, Wanda als eine Dienende zu betrachten, sondern als eine mehr oder weniger zur Familie Gehörende, als ein Wesen, mit der er sogar die Liebe seiner Mutter zu theilen sich gewöhnen mußte, – war ihm dieses demüthige, stets dienstwillige Benehmen vor Allem zuwider. Schon aus diesem Grunde, das lag in seinem ritterlichen Charakter, würde er es jetzt als eine niedrige, ihn entehrende Handlung angesehen haben, sie, die Wehrlose, die sich allen Widerstandes entäußert hatte, in irgend einer Weise zu kränken. Er war daher zuvorkommend, und theilnehmend gegen sie, und es verdroß ihn, daß diese Aenderung seines Benehmens auf das ihre ohne jeden Einfluß blieb, – daß sie nicht anders wurde, immer nur die stets dienstwillige und grade dadurch immer den Abstand zwischen ihm und ihr scharf kennzeichnende Geduldete.

Als er eines Abends in der Dunkelheit von den Werken, wo er den ganzen Tag über beschäftigt gewesen war, zurückkehrte, fiel ihm eine ungewöhnliche Bewegung im Hofe auf. Es war am Nachmittage Feuer im Schlosse ausgebrochen, grade in seinem Arbeitszimmer. Man wäre desselben zwar bald wieder Herr geworden, berichtete man ihm, habe aber doch, da man es zu spät bemerkt, das Verbrennen sämmtlicher in dem Zimmer befindlichen Gegenstände nicht verhindern können.

Bestürzt eilte er hinauf. In einer verschlossenen Mappe bewahrte er für ihn werthvolle Papiere, mühsam entworfene Zeichnungen, Documente und Briefe, – auch Manuela's Briefe, von denen er sich immer noch nicht trennen konnte. – Es war für ihn ein unersetzlicher Verlust, und in heftiger Erregung trat er in das Zimmer seiner Mutter.

Diese empfing ihn ebenfalls noch bestürzt und ergriffen von dem so plötzlich eingetretenen Ereignisse, dessen weitere verderbliche Folgen zwar verhindert worden, von welchem aber dennoch immer der dadurch erzeugte Schreck bei ihr nachzitterte.

»Das Feuer hat Gott sei Dank keinen erheblichen Schaden angerichtet,« erzählte sie, »aber es hätte sehr schlimm werden können. Unbegreiflicher Weise wurde es erst bemerkt, als der Rauch in dichten Massen aus den zersprungenen Fenstern drang und Alles im Zimmer in lichten Flammen stand. Es bleibt ganz unbegreiflich, wie es hat entstehen können. Deine Sachen sind leider fast alle verbrannt, der Verlust ist jedoch nicht groß,« setzte sie tröstend hinzu, »da ich weiß, daß alles Werthvolle im Archive aufbewahrt wird.«

»Alles Werthvolle?« wiederholte er mit finsterer Miene, »wenn Du den Werth nur nach Geld berechnest, hast Du allerdings Recht. Banknoten oder Werthpapiere befanden sich nicht in meinem Zimmer, – aber Anderes, Anderes,« setzte er mit gesteigerter Erregung hinzu, »war für mich von großem, nicht zu schätzenden Werthe war, mit allem Gelde nicht zu ersetzen ist.«

»Was waren denn das für Sachen?« fragte sie erstaunt.

»Was es für Sachen waren?« wiederholte er leidenschaftlich, »gibt es denn nicht Anderes, was für uns Werth hat, als dies elende Geld? Besitzest Du nicht auch Gegenstände, Briefe, Papiere, Andenken vom Vater oder anderen Dir lieb gewesenen Personen, und würde es Dich nicht tief schmerzen, wenn dieselben plötzlich durch eine nichtswürdige Veranlassung verloren gingen?«

»Und diese Sachen befanden sich in Deinem Zimmer, nicht im Archive?« fragte sie kleinlaut.

»Was sollten sie im Archive? Konnte ich ahnen, daß sie, während ich auf kurze Zeit mich entferne, verbrennen würden? Ich bewahrte sie in einer verschlossenen Mappe, die –«

»In einer Mappe?« unterbrach sie freudig, – »vielleicht in dieser?« setzte sie hinzu, rasch eine Mappe aus einem Schranke entnehmend, »diese Mappe ist gerettet, – Wanda hat sie gerettet, wäre aber deshalb fast selbst ein Opfer ihrer Tollkühnheit geworden.«

»Wanda?« wiederholte er sichtlich von dieser Nachricht betroffen, während er die wiedererhaltene Mappe in den Händen hielt, »Wanda? Wie ist das möglich? Wie kommt sie dazu?«

»Als das Feuer ausgebrochen, die Flammen aus den Fenstern schlugen und dicker erstickender Qualm der aufgerissenen Thür entströmte, so daß sich Niemand mehr hineinwagte, stürzte sie herbei und ohne sich aufhalten zu lassen in das Zimmer. Schon nach wenig Augenblicken wankte sie wieder von Rauch geschwärzt, die

Mappe tragend, heraus, um sogleich bewußtlos zusammen zu sinken.«

»Wanda? Wanda?« wiederholte er abermals, »wie wußte sie, wie konnte sie wissen?«

»Sie wurde sogleich auf ihr Zimmer getragen,« fuhr die Gräfin fort, »ich selbst eilte zu ihr, sobald die Feuergefahr vorüber war. – Der Arzt ist bereits hier gewesen und hat erklärt, er hoffe, daß nur der Schreck und die Aufregung das Fieber erzeugt habe, worin sie sich befindet, und sie bald wieder genesen werde; Gott sei Dank ist sie nicht verletzt, obgleich es einem Wunder gleicht, daß ihre Kleider unversehrt geblieben.«

»Sie ist krank? Krank sagst Du?« fragte er bestürzt, »vielleicht dennoch verletzt und das Alles – weil sie meine, diese Mappe rettete? Wußte sie, wo sie lag, und daß mir so viel daran gelegen?«

»Das mußte sie wohl wissen,« erwiderte mit einem verlegenen Lächeln die Gräfin, »sie räumt zuweilen Dein Zimmer auf, wenn Du abwesend bist.«

»Sie räumt zuweilen mein Zimmer auf,« wiederholte er mechanisch und seine Mutter verwundert anstaunend.

»Ja, aber nur, wenn Du abwesend bist. Weshalb sollte sie es nicht, da sie es jedenfalls besser versteht, als die Anderen. Deshalb wußte sie auch wahrscheinlich genau, wo die Mappe lag und daß Du einen besonderen Werth darauf legtest.«

»Ich kann sie jetzt nicht sehen, ihr nicht danken?« fragte er mit unsicherer Stimme.

»Jetzt? Wie kommst Du darauf? Ich sagte Dir ja, daß sie krank sei und im Bette liege.

»Sagtest Du das? Du wirst zu ihr gehen sie pflegen wollen? Ich will Dich nicht abhalten. Wenn sie nicht schläft, grüße sie herzlich von mir, meinen Dank wurde ich später selbst abstatten. Wenn ich Dich wiedersehe, beim Abendessen, werde ich von Dir erfahren, wie sie sich befindet.«

Er hatte später, mit Ungeduld der Rückkehr seiner Mutter harrend, erfahren, daß es Wanda besser gehe, das Fieber nachgelassen, sie morgen wahrscheinlich wieder ganz wohl sein werde.

Sichtlich durch diese Nachricht erfreut, war er dann später zur Ruhe gegangen. In seinem Schlafzimmer und den anstoßenden Gemächern war durch das Feuer, welches sich auf sein Arbeitszimmer beschränkt, keine Aenderung eingetreten. Er saß nachdenkend an einem Tische, auf welchem eine helle Lampe brannte; im Kamin loderten die Reste eines dem Verlöschen nahen Feuers. Der Wind hatte sich erhoben und heulte um das Haus, als ob er seinen Zorn darüber ausdrücken wolle, daß es dem ihm befreundeten Elemente mißlungen sei, zur Herrschaft zu gelangen und er sich jetzt nicht im wilden Tanze mit ihm herumtummeln könne.

Die verhängnißvolle Mappe lag vor ihm auf dem Tische noch immer fest verschlossen, wie er sie von seiner Mutter empfangen. Zuweilen machte er eine Bewegung, als ob er sie öffnen wolle, aber die Hand sank immer wieder lässig und zaghaft herab.

Seine Gedanken weilten in vergangenen Zeiten, wo die Liebe zu Manuela seine Seele erfüllt, die ihrige und ihr Besitz der Zweck seines Lebens gewesen war. Lebhafter wie je stand sie vor ihm, in ihrer berückenden Schönheit, mit den seelenvollen Augen und dem beweglichen, ihren lebhaften Geist kennzeichnenden Spiele der Mienen. – Aber neben diesem Bilde, welches so oft vor seine Erinnerung getreten, um seine Seele mit Trauer und Schmerz zu erfüllen, stand jetzt dasjenige Wanda's.

Zum ersten Male stellte er Vergleiche zwischen Beiden an, und je länger er dachte und je mehr seine Phantasie die Herrschaft über die Reflexionen des Verstandes errang, je mehr verschwamm das Bild der treulosen, seiner unwürdigen Geliebten, an der dennoch immer noch sein Herz gehangen im Nebel der Vergangenheit, und um so heller strahlte ein anderes, welches er bisher so wenig beachtet, von dem Glanze der Unschuld und Demuth verherrlicht.

Langsam, wie von einer inneren Scheu abgehalten, öffnete er jetzt die Mappe und entnahm daraus ein mit einem schwarzen Bande umschlossenes Packet Briefe. Wie oft und mit welchen verschiedenen Empfindungen, vom höchsten Entzücken bis hinab zum brennendsten, verzehrendsten Schmerze, hatte sein Auge auf den engen Zeilen und der zierlichen Handschrift derselben geruht.

Jetzt legte sich ein verachtungsvoller, harter, stolzer Zug um seinen Mund, als er das kleine Packet, ohne das umschlingene Band zu lösen, in der Hand hielt.

»Die Flammen sollten es verzehren,« sprach er leise vor sich hin, – »das Geschick selbst wollte der unmännlichen, weibischen Schwäche ein Ende machen, – da trat sie in ihrer Unschuld und Reinheit hindernd dazwischen, um mir mit Gefahr ihres jungen Lebens diesen kostbaren Schatz zu erhalten! – Nein,« rief er lauter, und der Stolz, welcher seine Lippen kräuselte, verwandelte sich fast in Hohn, – »wir wollen endlich ganz und vollständig mit einander abrechnen, Manuela! Kein Band, auch nicht das der Erinnerung soll uns fortan mehr vereinen! So wie Du mich in den Armen eines Andern längst vergessen und meiner gespottet hast, so vernichte ich hiermit Alles und Jedes, was unsere Seelen noch gemein gehabt, und wenn ich künftig gegen meinen Willen dennoch Deiner gedenken muß, so soll es nur geschehen mit Gleichgültigkeit oder mit Verachtung, wie man einer Unwürdigen, Verlorenen, Niegeliebten gedenkt!«

Langsam, ohne Leidenschaft, mit der Ruhe und Entschlossenheit eines Mannes, der eine wohlüberlegte That begeht, erhob er sich und warf das Packet in die glimmenden Kohlen.

Es währte eine Zeit, ehe das dem Verlöschen nahe Feuer die fest zusammen gebundenen Papiere in Flammen setzen und der Vernichtung verfallen lassen konnte. Sie krümmten sich zum Theil verkohlend, als ob sie den Schmerz des Verbrennens empfänden, und erst, als das Band abgefallen und die einzelnen Briefe sich gelöst, loderten sie hell auf, um nach kurzer Zeit sich in ein kaum sichtbares Häufchen Asche zu verwandeln.

Mit stierem Blicke und verschränkten Armen, als ob er der Hinrichtung eines zum Tode Verurtheilten zusähe und berufen sei, sich von der Vollziehung zu vergewissern, stand er regungslos da, bis das letzte Stückchen Papier verbrannt, der letzte aufwirbelnde Funken verlöscht war, – dann stieß er hart mit dem Fuße die Asche auseinander, daß sie sich zerstreuend hoch aufflog, wandte dem Kamine den Rücken und setzte sich wieder an den Tisch.

Nach einiger Zeit verschloß er die Mappe wieder, legte sie fort, und indem er langsam, erhobenen Hauptes und leuchtenden Blickes in dem Zimmer auf- und abschnitt, war er das Bild eines Mannes, der, zum ersten Male von einer schweren, drückenden Last befreit, sich wieder erhebenden, beglückenden und heiteren Gedanken und Empfindungen hingibt.

DREIZEHNTES CAPITEL. *Dona nobis pacem.*

Wanda war am andern Tage wieder ganz wohl. Sie wollte nicht krank sein, die unbedeutende werthlose Handlung sollte keine Folgen haben, man sollte nicht davon reden und sich nicht daran erinnern. Lothar befand sich bei seiner Mutter, hatte sich eben theilnehmend nach ihr erkundigt, als sie eintrat. Erfreut sprang er auf, eilte ihr entgegen und sagte, indem er ihre Hand ergriff, mit freundlichem, gewinnenden Tone:

»Wie soll ich Dir danken, liebe Wanda? Du hast Dich meiner wegen einer großen Gefahr ausgesetzt. Ich müßte Dir eigentlich zürnen, denn wenn Du dabei beschädigt

worden wärest, was so leicht hätte geschehen können, würde ich mich immer als die Veranlassung davon ansehen haben. Gott sei Dank, Du bist unversehrt und auch wieder ganz wohl, nicht wahr?«

Sie stand tief erröthend mit gesenkten Augen vor ihm, er fühlte das Beben ihrer Hand, welche er noch immer in der seinigen hielt, und es währte eine längere Zeit, ehe sie die Kraft gewann, die Gefühle, von denen sie ergriffen wurde, zu beherrschen und zu antworten.

»Herr Graf,« sagte sie dann mit leiser und unsicherer Stimme, »Sie beschämen mich, – es war nicht der Mühe werth, – ich freue mich, wenn ich Ihnen einen unbedeutenden Dienst habe leisten können – wie – wie es meine Pflicht erheischte.«

Es lag nichts Außergewöhnliches in dieser unzusammenhängenden Antwort eines jungen Mädchens, welches mit ihrer Verlegenheit und Befangenheit in sichtbarem Kampfe lag, und doch machte sie auf Lothar einen unerwarteten Eindruck, einen Eindruck, welcher ihn veranlaßte, ihre Hand loszulassen, und der seinen Mienen einen Ausdruck verlieh, als ob die Befangenheit des jungen Mädchens sich auf ihn selbst übertragen habe.

Er blickte sie an, wie sie immer noch mit gesenkten Augen und mit Purpur übergossen vor, ihm stand, ein Bild, verherrlicht durch den ganzen Zauber jungfräulicher, lieblicher, demuthsvoller Schönheit, und der Gedanke trat plötzlich vor seine Seele, daß er sie bisher hart und rücksichtslos behandelt, ja daß er dies noch thue, indem er sie Du und Wanda nenne, während er sich von ihr

mit Sie und Herr Graf anreden lasse. Noch niemals war ihm dies aufgefallen, noch nie hatte er daran gedacht; es hatte ja auch nicht anders sein können und war im Laufe der Zeit als selbstverständlich zur Gewohnheit geworden, aber jetzt in diesem Augenblicke kam ihm das plötzlich als durchaus ungeeignet, als ein Mißbrauch seiner Stellung, als eine Ueberhebung und ein ihn entwürdigender Dünkel vor.

Er schwankte einen kurzen Moment, ob er ihr nicht sagen solle: nenne mich nicht Herr Graf, Wanda, sondern Lothar, und nicht Sie, sondern Du, oder Du zwingst mich sonst, Dich gleichfalls Fräulein Wanda und Sie zu nennen; aber er machte sich das Auffällige und Unpassende einer solchen plötzlichen Anforderung klar, und diese Ueberlegungen waren es, welche seine Entgegnung so lange verzögerten und das Lächeln der Befangenheit um seinen Mund entstehen ließ.

»Meine liebe Wanda! sagte er endlich, »wenn Du mir einen Dienst leisten willst, wie Du es nennst, so setze Dich dabei vor allen Dingen nicht irgend einer Gefahr aus, darum bitte ich Dich recht herzlich; auch darum,« fuhr er zögernd fort, »daß Du mir nie wieder sagst, Du seiest zu Dienstleistungen gegen mich verpflichtet; es würde mich sehr betrüben, wenn ich glauben müßte, es könnten wirklich solche für mich kränkende Vorstellungen bei Dir Raum finden.«

»Herr Graf,« stammelte sie, »ich – ich weiß nicht, – ich erkenne –«

»Herr Graf?« unterbrach er sie lächelnd und durch einen heitern Ton die eigene Bewegung verbergend, »macht es Dir demn ein so ganz besonderes Vergnügen, mich fortgesetzt mit einem Titel zu bezeichnen, der, wie Du doch gewiß überzeugt bist, nur einen sehr untergeordneten Werth für mich hat – Dir gegenüber gar keinen,« fuhr er scherzend und wieder zaghaft ihre herabgesunkene Hand erfassend fort, »denn Du selbst bist ja vielleicht eine Prinzessin oder ein Feenkind. Das Letztere jedenfalls, meine liebe Wanda, wenigstens für uns, das mußt Du nie vergessen, stets daran denken, und deshalb nie mehr so thörichte Dinge zu mir reden, wie vorhin.«

»Macht es Euch Vergnügen,« sprach er nach kurzer Zeit weiter, während Wanda sich gesetzt hatte, »eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen? Ich habe ein Paar neue Pferde, gut und sicher eingefahren, es ist ein wundervoller Wintertag heute; wenn Ihr einverstanden seid, lasse ich anspannen und fahre selbst.

Ihr Herz klopfte hoch vor Freude, während sie wieder mit gesenkten Augen dasaß, die Gräfin bereitwillig ihre Zustimmung ertheilte, und Lothar dann, mit der Bitte, sich fertig zu machen, aber sich warm anzuziehen, aus dem Zimmer eilte. Noch nie war sie mit ihm zusammen in einem Wagen gefahren und jetzt hatte er ihr das nicht nur angeboten, sondern er selbst wollte sie fahren, sie in Gemeinschaft mit der Gräfin.

Diese Vorstellungen und Gedanken erfüllten für den Augenblick so ausschließlich ihre junge Seele, daß sie alle anderen von trüben Farben angehauchte daraus verdrängten.

Im Mantel gehüllt saß sie neben der Gräfin. Von feurigen Rossen gezogen flog der leichte elegante Wagen rasch dahin; ihre dunkeln Augen strahlten vor Wonne und Glück, um ihren Mund, lag ein anmuthiges verschämtes Lächeln, ihre Locken flatterten in dem leichten Winde, welcher ihre jugendlichen Wangen mit einem höheren Roth färbte. Immer aber erhöhte sich der Glanz ihrer Augen und das Lächeln ihres Mundes, wenn er sich umdrehend freundliche und wohlwollende Worte zu ihr sprach. Der helle Schein der Wintersonne lag auf Wald und Flur; es fehlten zwar die Blüthen des Frühlings, die Früchte des Sommers und des Herbstes, die Bäume und die Felder standen ihres Schmuckes beraubt, – und doch war die Welt nie so schön so herrlich gewesen, wie in dieser Stunde, der nichts fehlte, als eine längere Dauer, da sie wie ein Augenblick dahin rauschte.

Der Wagen hielt wieder vor dem Portale des Schlosses. Die Bedienten eilten herbei, er aber sprang vom Vordersitz und hob sie selbst leise heraus. Beugend, von nie gefühlter namenloser Wonne durchzuckt, schwebte sie einen kurzen Moment von seinen Armen gehalten in der Luft, bis er sie sanft und leicht wie eine Feder auf die Stufen der Treppe niedersetzte.

»Hat es Dir ein wenig Vergnügen gemacht, liebe Wanda?« fragte er dann noch, ohne daß sie befähigt gewesen

wäre, diese Frage anders als durch einen von Freude und Dank erfüllten Blick zu erwidern.

In einigen Tagen wurde das Fest der heiligen drei Könige gefeiert, einer der größten Festtage Böhmens. Es hatte von jeher und hat noch jedes Land seine besonderen Heiligen, männlichen oder weiblichen Geschlechts, die, anderswo mehr oder weniger unbekannt, dort mit der höchsten Verehrung und der größtmöglichen Ostentation gefeiert werden; so gibt es zum Beispiel viele hundert besondere Marien. In Böhmen aber beherrschen der heilige Wenzel und der heilige Nepomuck alle ihre Collegen und Colleginnen, dabei etwas Huß und etwas Haß gegen alles Nichtczechische, dies bleibt aber nebensächlich. Es wird sich Niemand noch jetzt, selbst bei einem kurzen Besuch in der vielgethürmten alten Hauptstadt Böhmens, dem Einflusse Wenzels und Nepomucks entziehen können, und an den Festtagen dieser Heiligen gleicht die Stadt einer von Freude, Glück und Wonne berauschten Schönen. Außer diesen beiden höchsten böhmischen Feiertagen gibt es jedoch noch viele andere, und so wurde daher in Hardeck auch der Dreikönigstag festlich begangen. Alle Arbeiten ruhten und in der Kirche fand feierlicher Gottesdienst mit Gesang-Aufführung statt. Der Rest des Tages blieb den weltlichen Vergnügungen, Spiel, Tanz und Trinkgelagen gewidmet. So verlangte es Sitte und Herkommen, welches bis auf den heutigen Tag daselbe geblieben.

Lothar ging mit seiner Mutter zur Kirche, nicht aus innerem Bedürfnisse grade an diesem Tage, sondern weil es

Anstoß und öffentliches Aergerniß erregt haben würde, wenn er es nicht gethan, wozu er durchaus keine Veranlassung fand. Er gehörte zu der großen Zahl derjenigen Katholiken, welche die Lehren ihrer Kirche in vielen Dingen, namentlich in ihren starren Consequenzen, zwar nicht anerkennen, es jedoch vermeiden, darüber zu reden, vielleicht sogar weiter darüber nachzudenken, geleitet von dem Gefühle, daß sie dadurch in unbestimmte Bahnen und Consequenzen getrieben würden, von denen sich beeinflussen zu lassen, für sie nachtheiliger sein könnte, als in dem Halbdunkel des angelernten und erzogenen Glaubens zu verharren.

Er war also ein an den Formen und Gebräuchen der Kirche im Allgemeinen festhaltender Katholik und in seinem Innern ein frommer, gläubiger Christ.

Die Messe begann, während er ruhig, vielleicht auch etwas zerstreut neben seiner Mutter in der für die gräfliche Familie besonders eingerichteten Loge saß. Seine Gedanken beschäftigten sich so eben mit der Frage, weshalb Wanda nicht ebenfalls neben ihm und seiner Mutter sitze, und er nahm sich vor, der Letzteren nach ihrer Rückkehr das Unpassende dieser Unterlassung klar zu machen, da setzte die Orgel in leisen tremulirenden, tiefen Akkorden ein. Die Töne schwebten gleich Frieden und Glück verkündende göttliche Verheißungen durch die kleine Kirche, – ebenso unfäßbar, nur einem Hauche, nur einer Ahnung gleichend, – und doch die Seele bis in ihre innersten Tiefen ergreifend und erschütternd!

Auch ihn erfaßte die so verkündete göttliche Nähe und er beugte gläubig sein Haupt, als das helle Glöckchen des Meßners zur gemeinschaftlichen Verehrung das Zeichen gab. – Da aber flog plötzlich der lang getragene Ton einer vollen, lieblichen Stimme durch die leisen Tonwellen der Orgel, einer Stimme, die er so zwar noch niemals gehört hatte, die er jedoch sogleich erkannte, während sie mit unwiderstehlicher, sympathischer Gewalt sein Herz ergriff und seine starken Nerven erbeben machte. Der Chor fiel sie begleitend und ergänzend ein, aber ihre Stimme schwebte darüber hin, jetzt stark und mächtig, fortgetragen von der eigenen Begeisterung, aufjubelnd und herniedertönend, wie der Gesang einer sich in das Blau des Himmels aufschwingenden Lerche. Die Kirche schien zu klein, um diese mächtigen, wunderbaren Tonwellen zu fassen; noch weniger Raum aber besaß sein Herz dafür, das in heftigen Schläge gegen seine rasch athmende Brust klopfte.

Nochmals ertönten wie eine Botschaft und Verheißung des Himmels die von ihr gesungenen Worte: *dona nobis pacem*, dann verklang der Gesang und auch die letzten, leise verschwebenden Akkorde der Orgel. *Dominus vobiscum*, recitirte der Priester am Altare, *ite, missa est!*

Die kirchliche Feier war beendet; Lothar verließ, einer der Letzten, mit seiner Mutter das Gotteshaus; draußen blieben sie stehen, um auf Wanda zu warten und mit ihr gemeinschaftlich nach dem Schlosse zu gehen. Er hatte kaum ein Wort gesprochen, seine Gedanken beschäftigten sich allein mit ihr, und als sie dann kam, noch

durchglüht von der inneren Begeisterung und Erregung mit leuchtenden Blicken und von einem sanften Roth angehauchten Wangen, auch jetzt den freundlich, kindlich demuthsvollen Zug um den lieblichen Mund, – da kam sie ihm plötzlich von einer höheren Macht verschönt vor.

Wie geblendet blickte er zu ihr auf und senkte seine den ihrigen begegnenden Augen, als vermöge er den Glanz derselben nicht zu ertragen.

Und doch sah sie in jenem Momente nicht anders aus, wie sonst, vielleicht etwas erregter und bewegter, aber er erblickte jetzt in ihr die Trägerin eines großen, bewunderungswürdigen Talentes, eine der Auserwählten der Menschheit, von der Gottheit besonders Begnadigten.

Nicht erst heute hatte sie es erworben, nein, schon immer, schon lange besessen; nur er es nie erkannt, es mißachtet, wie er ja überhaupt sich stets rücksichtslos und voll Nichtachtung gegen sie benommen hatte.

Und auch jetzt wußte und ahnte sie es gar nicht, welchen Eindruck ihr Gesang auf ihn hervorgebracht, im Gegentheil, sie schien zu fürchten, daß er ihm unangenehm gewesen sein könnte. Dieselbe Bescheidenheit kennzeichnen ihr Wesen wie sonst, und gesenkten Hauptes schritt sie neben der Gräfin hin, kaum die Augen zur Erwiederung der ihnen zahlreich zu Theil werden ehrfurchtsvollen Grüße erhebend.

Er ging hinter ihnen. Auch jetzt hatte er keine Anerkennung für sie, sie auch keine erwartet; aber er schwieg, weil er nicht die richtigen Worte zu finden vermochte, weil er davor bangte, weil er sich schämte. Er, der

sonst so entschlossene, häufig selbst rücksichtslose, immer thatbereite Mann, er bangte vor diesem demüthig gesenkten Hauptes vor ihm hinschreitenden Kinde.

Während der Tafel, zu welcher heute viele Gäste, namentlich alle Beamten geladen waren, behandelte er sie mit einer auffälligen Rücksichtnahme, fast als ob ihretwegen das Fest stattfände, sie die Gefeierte sei. Sie kam deshalb aus der Verlegenheit und dem Erröthen gar nicht heraus und fühlte sich beglückt, als die Gräfin das Zeichen zum Aufstehen gab.

Aber jetzt war er auch seiner wieder Herr geworden und an die Stelle der Beschämung, von der er bisher beherrscht worden, war das Verlangen getreten, ihr zu zeigen und zu beweisen, daß er sie hochschätze und ihre Vorzüge anerkenne.

»Wanda, sagte er im Laufe des Gespräches mit ihr, welches er fast ausschließlich geführt, »zürnst Du mir noch? Du glaubst nicht, wie sehr mich Dein Gesang heute entzückt hat; es ist dies vielleicht nicht der richtige Ausdruck, – und davon habe ich bis jetzt nichts gewußt oder nichts wissen wollen! Nicht wahr, Du zürnst mir nicht mehr, vergibst es mir, daß – daß ich – oft so wenig freundlich, so wenig brüderlich gegen Dich gewesen bin.«

»Herr Graf,« erwiderte sie, kaum eines Wortes mächtig, »Sie waren ja stets so gütig, so –«

»Wenn Du mich noch einmal Herr Graf nennst, so erkenne ich, daß Du mir immer noch nicht vergeben hast. Bin ich nicht Dein Bruder, den Du Lothar und Du nennen

mußt, wie ich Dich, meine liebe Schwester, schon immer Wanda und Du nenne!

VIERZEHNTE CAPITEL. DIE HERAUFZIEHENDE NACHT.

Ueber Radowa senkte sich die Dämmerung eines trüben, kalten, nebligen Wintertages. Das Schloß stand zwischen den entlaubten Bäumen einsam und finster da, vollständig mit seiner düstern, fast unheimlichen Umgebung harmonirend. Die Thore des eisernen Gitters, welches den geräumigen Vorplatz umgab, waren geschlossen, eben so die Thür des Hauptportals, fast alle Fenster dunkel, nur aus wenigen schimmerte ein matter Lichtschein. Hin und wieder bewegte sich eine menschliche Gestalt über den Platz, um bald und eilig wieder in der Thür eines Nebengebäudes zu verschwinden. Ohne dies würde man das Schloß für unbewohnt gehalten haben. Kein Geräusch, die Thätigkeit von Menschen bekundend, unterbrach die Stille der heraufziehenden Nacht; nur zuweilen strich der Wind leise, einem Seufzer oder einem Klagelaute ähnlich, durch die hohen Wipfel der entlaubten Bäume.

Der Graf stand vor seinem Arbeitstische, auf dem mehrere Wachskerzen brannten, und blickte regungslos mit stieren Augen auf die darauf liegenden Papiere. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Anderem; sie waren abwesend, gingen eigenwillig ihre besonderen Wege. Er hatte in den drei Jahren sehr gealtert; auch seine Kleidung war wenigstens in diesem Augenblicke, wo er sich unbeobachtet wußte, unordentlich und lässig. Während er

mehrmals unwillkürlich mit dem Taschentuche über sein Gesicht fuhr, als ob er sich den Schweiß abtrocknen wollte, vermischte er auf einer Seite die Schwärze, womit seine Augenbrauen und die Schminke, womit seine bleichen Becken gefärbt waren. Er erhielt dadurch ein wildes, verzerrtes Aussehen. Er glich einem abgehetzten Raubthiere, dem die Verfolger hart auf der Fährte sind, und dem kein anderer Ausweg mehr bleibt, als sich zu stellen und den Kampf aufzunehmen.

Und sie waren dicht auf seiner Fährte, die mitleidlosen, rächenden Verfolger des Geschickes!

Vor einer Stunde hatte er seinen ältesten Sohn begraben, der am Scharlachfieber gestorben; der zweite lag, ebenfalls davon ergriffen, fast hoffnungslos darnieder. Das Zerwürfniß mit seiner Frau war durch die Zeit nicht abgeschwächt, sondern bis zur Unerträglichkeit gesteigert. An die Stelle der früheren, wenigstens formalen Zuneigung war der Haß getreten. Sie hatte ihm den Tod Sardoni's nie vergeben, und behauptete mit der Zähigkeit und Nachhaltigkeit ihres Charakters ihr Recht gegen ihn, der, wie sie ihm jetzt unumwunden erklärte, viel Schlimmeres gegen sie verbrochen habe, als er ihr in seiner Ueberhebung und Brutalität zum Vorwurfe mache. Sie ließ sich nichts von ihm gefallen; sein Zorn, selbst die Ausbrüche seiner Wuth scheiterten an ihrer Entschlossenheit und besonders an den Drohungen, welche sie gegen ihn aussprach und an deren Verwirklichung er nicht zweifelte.

Er hatte ihr angeboten, sie solle Radowa verlassen und sich einen andern Aufenthalt wählen, aber dies war entschieden von ihr abgelehnt, und so mußte er denn selbst die größte Zeit des Jahres außerhalb seines Stammschlusses zubringen. Aber er fand nirgendwo Ruhe; man mied ihn, er fühlte das, und sehnte sich nach der Heimath, wo er unumschränkter Gebieter war, es wenigstens hätte sein können, wenn seine Frau nicht dort gewesen.

Seit einem Monate war er von einer längeren Reise zurückgekehrt, auf der er sich ruhelos umhergetrieben; jetzt war sein ältester Sohn, der Erbe seiner irdischen Herrlichkeit, gestorben, um den er sich im Leben wenig oder gar nicht bekümmert, und dessen Verlust auch nicht den Schmerz des Vaters, sondern nur den Kummer des Magnaten erzeugte.

Auf seinem Tische lagen zwei Briefe; einer von der Handschrift Manuela's, der andere von einem wüsten wilden Manne, dem Genossen seiner bösesten Stunden, – beide noch unerbrochen; er scheuete davor, die Siegel zu lösen und ihren Inhalt kennen zu lernen. – Diese beiden Briefe gehörten auch zu den Verfolgern, welche das Geschick auf seine Fährte gesetzt, – er fühlte das, und deshalb scheuete er davor, sie zu erbrechen und sich den Verfolgern zu stellen.

Doch wozu eine längere Zögerung? Die Ungewißheit ist von allen Uebeln das schlimmste und ein kühner Entschluß hilft über Vieles hinweg. – Was nützt es, dem Unvermeidlichen eine Zögerung entgegenzustellen?

Dies mochten die Gedanken sein, welche ihn bewegten, als er langsam die Hand nach Manuela's Brief ausstreckte; den andern zu lesen, schien ihm noch die nothwendige Entschlossenheit zu mangeln.

Funkelnd flogen seine Augen über der Tochter bekannte Schriftzeichen; um seinen Mund legte sich während des Lesens ein haßerfüllter, rachedurstender, widerlicher Zug, knirschend biß er die Zähne fest aufeinander und schleuderte dann den mit der Hand zusammengeballten Brief mit einem Aufschrei von Wuth auf den Fußboden.

Der Inhalt desselben war wohl dazu angethan, ein väterliches Herz zu erschüttern. Sie schrieb:

»Nach Eurem letzten, jetzt zwei Jahre alten Briefe würde ich mich nicht erdreistet haben, Euch mit einer weiteren Mittheilung zu belästigen; da ich aber im Begriff stehe, Europa für immer zu verlassen, dies daher der letzte Brief sein wird, den Ihr von Eurer Tochter erhaltet, so war es mir ein Bedürfniß, Euch dies mitzutheilen, um Euch auch in Gedanken jeder Sorge für mich zu entheben. Ich verlange und bedarf nichts, welches Bewußtsein gewiß eben so wohlthuend für Euch sein wird, als es für mich schon lange gewesen ist.

»Mein Mann und ich gehen nach Amerika, dem einzigen Lande, wo es Jedem gestattet ist, frei und ungehindert nach seiner eigenen Ueberzeugung zu leben. Hier in England herrschen in vielen Dingen eben so engherzige und beschränkte Vorurtheile, wie in Deutschland, und der Adel, wenn er reich ist, erfreut sich eines eben so unverdienten Ansehens. Man betet z. B. einen Lord

an, mag er noch so dumm und erbärmlich sein, nur weil er ein Lord, ein höheres Wesen, ist. Walburg hat natürlich dieser Lächerlichkeit längst entsagt; Eure Tochter, die Reichsgräfin von Thurnau, ist einfach: Frau Walburg. Frau, nach Euren Begriffen, eigentlich auch erst seit vier Wochen, denn wir haben es vorgezogen, uns doch trauen zu lassen, nicht unsertwegen, da wir diese thörichte Form verlachen, sondern lediglich unserer Kinder wegen.

»Die Menschen sind einmal so, das heißt: sie müssen etwas Aeüßerliches haben, was sie sehen, fühlen, schmecken oder hören, sonst halten sie sich für unglücklich. Seit vier Wochen bin ich also wirklich Frau Walburg, ein Priester hat uns ganz in der Stille getraut; – für Geld ist Alles zu haben, und die Diener Gottes gehören zu den habgierigsten und zu den herrschsüchtigsten Menschen. Wir haben zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, sie gleichen zu meiner Freude beide ganz ihrem Vater.

»Ueber Euch und die Verhältnisse in Radowa bin ich zufällig durch einen Bekannten genau unterrichtet. Ich weiß, daß die Mutter ein Liebesverhältniß mit Sardoni gehabt und daß Du ihn deshalb erschossen hast, auch daß Ihr jetzt in Feindschaft und Unfriede mit einander lebt. Meine Freude und innere Genugthuung, Radowa verlassen zu haben, ist dadurch natürlich noch erhöht worden. Es wäre ja schrecklich für mich, wenn ich jetzt noch dort sein müßte. Ihr werdet daraus aber selbst erkennen, daß es die veralteten Formen nicht machen, sondern das Wesen.

»Walburg und ich sind jetzt nicht fester mit einander verbunden als wir es früher waren, wir werden uns nicht trennen, niemals, weil wir uns lieben und achten, und werden deshalb unsere Pflichten gegen einander jedenfalls besser erfüllen, als Ihr es gethan, obgleich Ihr mit dem ganzen götzendienstlichen Apparat der katholischen Kirche zusammengekoppelt seid. Ihr werdet nicht zürnen, daß ich so offen und rückhaltslos schreibe, weshalb sollte ich es nicht?

»Habt Ihr mir nicht geschrieben: ich sei eine Verlorne, Entehrte, Nichtswürdige, – ich sollte nie mehr vor Eure Augen kommen, nie wolltet Ihr mehr etwas von mir hören! Soll ich Euch vielleicht für Eure Liebe *vorher* dankbar sein? Worin hat dieselbe bestanden? Atzung geben selbst die blutgierigsten Raubthiere ihren Jungen und vertheidigen sie mit dem eigenen Leben. Das ist ein Naturtrieb, den der Mensch mit dem Thiere gemein hat, weiter nichts. Ich fühle das an mir selbst; ich würde für meine Kinder in jedem Augenblick zu sterben bereit sein, aber ich rechne mir dies eben so wenig zum Verdienst an, als daß ich trinke, wenn ich Durst empfinde. Ich verlange auch keine Dankbarkeit oder Anerkennung dafür; das ist eine widernatürliche, sentimentale Theorie. Die Gattungen müssen fortbestehen, die Individuen gehen zu Grunde; die Jungen werden wieder alt, nachdem sie sich abermals verjüngt haben, aber was die Alten den Jungen Liebes erweisen, ist kein Verdienst, sondern für sie eine Nothwendigkeit.

»Außerdem, um diesen Punkt zu Ende zu bringen, selbst wenn man den Dank nach dem Empfangenen abwägen wollte, es würde kein Ueberschuß für Euch herauskommen. Ihr habt mich früh aus dem Hause geschickt, weil Euch die Erziehung des Kindes zu viel Mühe machte und Ihr Euch selbst leben wolltet; dann habt Ihr mich als Mittel zur Darlegung Eurer Prunksucht benutzt, mich sogleich, ehe ich zum Bewußtsein meiner selbst gekommen, verlobt mit einem Grafen, natürlich mit einem reichen, obgleich er schon mit der Bellona die engste Verbindung geschlossen, – und zur Krönung Eurer elterlichen Liebe habt Ihr mich endlich verstoßen und beschimpft, als ich mich mit dem Manne meiner Wahl verband, und mir noch nachträglich kundgegeben, daß ich es nie wagen solle, jemals wieder die Stätte meiner hochgräflichen Vorfahren zu betreten.

»Ihr seid nun vollständig über mich beruhigt, ich scheide hiermit für immer; ich freue mich, dies schreiben zu können, und sage Euch und meinen Brüdern das letzte Lebewohl!

Manuela Walburg.«

»Was hat dieser nichtswürdige Schuft aus dem armen Kinde gemacht!« knirschte der Graf, »o! verflucht sei die Stunde, wo ich dieses hinterlistige Raubthier in mein Haus genommen, aber was hilft es, jetzt darüber zu jammern,« fuhr er, mit der Hand über das Gesicht streichend, fort, – »ich habe nur noch Ein Kind, einen schwächlichen Knaben, der vielleicht noch in dieser Nacht seinem Bruder nachfolgt, dann,« – setzte er mit einem inneren

Schauer hinzu, – »erlischt mit meinem Tode der Stamm der Reichsgrafen von Thurnau! Alles dahin, – Alles vergebens!«

»Was willst Du,« schrie er plötzlich auf und sich entsetzt umwendend, als ob er von Jemand berührt worden sei, – »Du weißt es ja, daß ich es so nicht gewollt!«

Der Angstschweiß perlte auf seiner bleichen, mit Runzeln bedeckten Stirn, er holte tief Athem, blickte nochmals scheu im Zimmer umher und dann lächelte er verachtungsvoll – über sich selbst und seine eigene kindische, thörichte Furcht.

Entschlossen ergriff er jetzt den andern Brief, erbrach und las ihn.

Er enthielt nichts, als die Worte:

»Ich komme morgen Abends 9 Uhr nach Radowa zu unserer schließlichen Abrechnung. Wenn Sie sich wieder dieser Unterredung entziehen, geht am andern Tage meine Anzeige nebst allen Documenten nach Wien. Also kein falsches Spiel.

Razinczy.«

»Also heute,« murmelte der Graf vor sich hin, – »heute ist ganz der geeignete Tag dazu, ich wüßte kaum, was nun sich sonst noch ereignen könnte!«

»Aber er soll mich gerüstet finden,« sprach er mit entschlossener Miene weiter, – »wohl, wir wollen Abrechnung halten und ganz bestimmt: *die letzte*. Wie ich aussehe,« fuhr er, in den Spiegel blickend und über sich selbst erschreckend fort, – »lächerlich, wie ein Narr! Wie würde er sich freuen, wenn er mich so sähe.«

Er stand eine kurze Zeit überlegend da, ob er seinem Kammerdiener klingeln und von diesem seine derangirte Toilette wieder herstellen lassen sollte, kam jedoch zu dem Beschlusse, daß dies auffällig und es daher angemessener sei, es selbst zu thun.

Ruhig, als ob er sich zu einer Gesellschaft rüste, stellte er sich vor den Spiegel, ergänzte die abgewischte Farbe und Schminke, streute sogar Puder in das Haar, legte das Trauerkleid ab, das er noch vom Begräbniß seines Sohnes an hatte, und zog einen warmen eleganten Hausrock an.

»So,« sprach er dann, sich im Spiegel musternd, »er wird mich wenig verändert finden, äußerlich und innerlich! Wir sind bereit, das Stück kann beginnen, da man jedoch die Entwicklung nicht kennt,« fuhr er mit halb geschlossenen Augen und einem widerlichen Lächeln fort, »so wird es nöthig sein, sich auf alle Fälle vorzusehen.«

Er öffnete, während er die letzten Worte halblaut vor sich hinmurmelte, einen Schrank und entnahm aus demselben zwei kleine, elegant gearbeitete Terzerole, schüttete frisches Pulver auf die Pfannen und steckte beide in die Brusttasche seines Rockes.

»Alles wäre bereit,« wiederholte er dann, »auf die kleinen Dinger kann ich mich verlassen, – Herr Sardoni würde es bestätigen, wenn er nicht ein schweigsamer Mann geworden, – und vielleicht möchte es auch am einfachsten und kürzesten sein,« setzte er mit einem wilden rachsüchtigen Blicke hinzu, »diesen Schuft jenem beizugesellen.«

»Ein Herr, der sich Naordy nennt,« meldete ein Bedienter, »wünschen Ew. Erlaucht zu sprechen; er behauptet, von dem Herrn Grafen ausdrücklich bestellt zu sein, und ließ sich nicht abweisen.«

Einen Moment verharrte der Graf schweigend, als ob er von der Gewalt dieser Nachricht der Sprache beraubt worden wäre, dann sagte er mit ruhiger Stimme und in nachlässigem Tone:

»Ich weiß, – er kommt sehr spät. – Laß ihn eintreten.«

FUNFZEHNTE CAPITEL. EIN NEUER PACT.

Der Fremde war unser alter Bekannte von der Ruine im Schwarzwalde, nicht der Diener, sondern Denjenigen den Wanda stets mit »Herr« bezeichnet hatte und der von den Bewohnern, des Höllenthales Wandsberg genannt worden.

Er schien wenig verändert; sein Gesicht war wie damals von einem dichten grauen Barte umgeben, aus dem eine Habichtsnase und ein Paar dunkle, stechende Augen sich abzeichneten; das ebenfalls graue Haar hing wild über die niedrige Stirn, sich mit den buschigen Augenbrauen vereinend. Man wurde durch dies Gesicht unwillkürlich an einen Wolf erinnert, besonders wenn er sprach oder lächelte und die weißen großen Zähne unter dem über den Mund herabhängenden grauen Barte sichtbar wurden. Im Blick seiner kleinen stechenden Augen paarte sich Hinterlist und Grausamkeit.

Die beiden Männer, nachdem sie sich kalt und förmlich begrüßt und der Graf den Fremden zum Sitzen eingeladen hatte, maßen sich eine kurze Zeit mit raschen feindseligen Blicken, als ob sie ihre beiderseitige Stärke gegeneinander hätten abwägen wollen.

»Sie haben mich nochmals mit Ihrem Besuche beehrt,« sagte dann der Graf in ruhigem, halb spöttischen Tone, »zugleich aber dabei erklärt, daß es der letzte sei, – nur unter dieser Bedingung sind Sie hier.«

»Das wird lediglich von Ihnen abhängen,« erwiderte der Andere, den Grafen fest ansehend. »Sie sollten wissen, daß ich nicht ein Mann bin, der mit sich spielen oder sich betrügen läßt.«

»Was wollen Sie denn noch?« fragte ungeduldig der Graf.

»Was ich *noch* will,« hohnlachte der Andere, »was habe ich denn für all meine Mühen, für all die Entbehrungen und Gefahren gehabt, die ich in Ihrem Dienste bestanden?«

»In *meinem* Dienste?«

»Daß ich Ihren Bruder haßte, weil er mir Diejenige geraubt, welche ich einst geliebt, – kommt weiter nicht in Betracht, das sind alte, längst begrabene Geschichten, erbärmliche Thorheiten! Ich würde nie aus freier Eingebung das Schloß angezündet und das Kind geraubt haben, – nie, nie,« setzte er leise aufzuckend hinzu, – »der Teufel führte meine Hand und machte mich zu ihrem Mörder. – Das Alles lastet auf *Ihrer* Seele, – *Sie* sind der

Urheber, – Sie der Mörder Ihres Bruders und seiner Gattin. – Sie allein trifft die Verantwortung. Ich, – ich war nur das Werkzeug!«

Unwillkürlich senkte sich die Hand des Grafen in die Tasche, worin sich die Terzerole befanden, während er seinen Gegner mit Haß erfüllten Blicken anstierte.

»Lassen Sie die Dinger stecken,« sagte dieser ruhig, indem er ein Pistol hervorzog und es auf den Grafen richtete, »bei der geringsten verdächtigen Bewegung schieße ich Sie nieder. Ich bin auf Alles vorbereitet, auf Alles gefaßt.«

Der Graf zuckte bei dieser Drohung einen Moment zusammen, ohne daß sich jedoch der verächtliche ruhige Ausdruck seines Gesichts veränderte.

»Was soll das?« sagte er in anscheinend gleichgültigem Tone, »Sie haben eine eigenthümliche Art zu unterhandeln, – wollen Sie nun nicht endlich zur Sache kommen?«

»Mit dem größten Vergnügen,« spottete der Andere, während er die Pistole sinken ließ, ohne sie jedoch zu entfernen, »ich will zurück nach Ungarn, die kurze Zeit die ich noch zu leben habe, auf meinem Gute zubringen. In Ihrem Dienste habe ich mich jetzt funfzehn Jahre wie ein Verfehmtter umhergetrieben, bin dabei zum Krüppel geschossen worden, jetzt will ich Ruhe haben und auskömmlich leben, dazu bedarf ich *dreißig Tausend Gulden*.«

»Mehr nicht,« lachte der Graf höhnisch und hell auf; »Ihre Bescheidenheit übertrifft vollständig meine Erwartungen.«

»Nicht mehr und nicht weniger,« sagte der Andere bestimmt. »Es würde Ihnen nichts nützen,« fuhr er ruhig fort, als der Graf wieder eine Bewegung mit der Hand nach der Rocktasche machte, »wenn es Ihnen wirklich gelänge, mich hier zu tödten. Kehre ich in längstens zwei Stunden nicht an einen bestimmten Ort zurück, so werden sämtliche Sie betreffende Papiere, Documente und Briefe, nebst meiner wahrheitsgetreuen Darstellung der Post übergeben und gehen direct an Se. Majestät den Kaiser. Das Weitere mögen Sie sich klar machen. – Lassen wir daher die Spielerei mit den Pistolen,« fuhr er grinSEND fort, indem er den Hahn der seinigen in Ruhe setzte und sie gelassen in die Tasche steckte, – »sperren Sie sich weiter nicht, ich habe keine Zeit zu verlieren.«

»Ich besitze kein Geld, ich gebe keins mehr,« fuhr der Graf wuthentbrannt mit verzerrten Mienen und geballten Fäusten auf, – »Sie haben mich schon genug geplündert! Verflucht sei die Stunde, wo ich mich zuerst mit Ihnen eingelassen! Sie sprechen davon, mein Werkzeug gewesen zu sein, während Sie mich nur zum Mittel Ihrer schändlichen Zwecke benutzt haben! War ich es, der den Befehl ertheilte, meine Schwägerin in dem Feuer umkommen zu lassen, in Folge dessen mein Bruder wahnsinnig geworden? Haben Sie diese Nichtswürdigkeit nicht verübt, von eigener Rache dazu getrieben? Und ist der eigentliche wirkliche Zweck erreicht? Ist das Kind todt, oder wenigstens unschädlich gemacht? Haben Sie sich dasselbe nicht wieder rauben lassen, damit es nach Hardeck gebracht werden mußte, von wo man unausgesetzt

bemüht ist, seine Herkunft zu erforschen? Da lesen Sie diesen Wisch,« fuhr er leidenschaftlich fort, dem Andern, welcher ihn ruhig, aber finster anstarrte, ein Papier hinreichend, »es ist ein Brief von der nichtswürdigen alten Wirthschafterin meines Bruders. Sie schreibt: sie besitze jetzt die Beweise, daß sein Kind nicht bei dem Brande des Schlosses umgekommen, sondern von zwei fremden Männern, die das Schloß angezündet, geraubt worden sei. Die Frau eines Köhlers im Walde, wo diese gerastet, habe zufällig das Kind gekannt und wieder erkannt, und sei nur durch die schrecklichen Drohungen der Räuber abgehalten worden, so lange zu schweigen, jetzt hat sie ihre Aussage gerichtlich beschworen! – Sie habe die Spur verfolgt, schreibt das Weib weiter, zuerst sei das Kind Jahrelang in einem Walde versteckt gehalten worden, dann auf eine Ruine im Höllenthale nach dem Schwarzwalde gebracht, wo es ebenfalls von ihren Räubern bewacht, mehrere Jahre gelebt habe, bis es während eines Gefechtes zwischen den Kaiserlichen und Franzosen verschwunden. Sie werde aber auch seinen jetzigen Aufenthalt erforschen, und auch die Räuber, deren einer Wandsberg heiße, auffinden. Sie wäre überzeugt: ich wisse, wo das Kind meines Bruders sich befinde, ich solle es anerkennen, ihm sein Vermögen zurückgeben, – dann wolle sie schweigen, sonst aber kein Mittel unversucht lassen, da sie zum Aeüßersten entschlossen sei.«

»Glauben Sie,« sprach der Graf in gesteigerter Heftigkeit weiter, »dieses fanatische, verrückte Weib werde ihre Drohungen nicht ausführen und doch schließlich noch

den Aufenthalt jenes Mädchens entdecken? Und dann? Wenn ich Rudin und Alles, was ich daraus gezogen und davon verkauft habe, zurückgeben muß, – so bin ich ein Bettler, – und da kommen Sie noch,« setzte er mit wildem Auflachen hinzu, »Sie, der diese ganze Angelegenheit in so stümperhafter Weise betrieben, dem ich dies Alles zu danken habe, dessen Habgier ich unaufhörlich befriedigt, und verlangen abermals die Kleinigkeit von dreißig Tausend Gulden! Weshalb ist das Kind nicht gestorben, was so leicht und tausendfach hätte geschehen können?«

»Es ist nicht gestorben,« sagte der Andere mit halbgeschlossenen Augen und leiserer Stimme, »weil es *ihr* Kind war. – Ich hätte es nicht thun können, – wäre lieber selbst gestorben. – Nachts kam sie zu mir, und, – doch lassen wir das, – ich sollte glauben, daß *Sie darüber* mir am wenigsten Vorwürfe machen würden.«

»Sie sehen grade aus, wie ein sentimentaler, von seinem Gewissen gequälter Mann,« höhnte der Graf, »aber seien Sie, was Sie wollen, – wie die Arbeit, so der Lohn! Für die Ihrige sind Sie mehr als vollauf bezahlt! Ich gebe nichts mehr, keinen Kreuzer! Handeln Sie, wie Sie wollen; Ihre Drohungen schüchtern mich nicht ein! Wenn ich zu Grunde gehen soll, durch Sie, so werden Sie mir Gesellschaft leisten, davon seien Sie überzeugt und deshalb ist dies mein letztes Wort!«

Der Fremde, welcher die heftige Rede des Grafen ruhig angehört hatte, hob, nachdem sie zu Ende, den ihm hingeworfenen zur Erde gefallenen Brief auf und las ihn

ruhig und aufmerksam durch. Dann schien er in tiefes Nachdenken zu versinken. Die beiden Männer saßen sich eine kurze Zeit schweigend gegenüber, der Graf seinen Gegner mit Haß erfüllten Blicken anstierend und die Hand langsam wieder nach den verborgenen Terzerolen ausstreckend; der Andere mit gesenkten Augen, darauf gar nicht achtend, sondern lediglich mit seinen Gedanken beschäftigt.

»Es lag etwas Wahres in Ihren Worten,« sagte er dann aufblickend mit kalter fester Stimme, wie ein Mann, der zu einem Entschlusse gekommen, »wenn auch nur wenig, aber immerhin etwas, das ich anerkennen muß. Unser gemeinschaftlicher Plan ist nur unvollständig ausgeführt. Daß ich daran nicht die Schuld trage, wissen Sie, und es beweist nur aufs Neue Ihre edle Gesinnung, daß Sie mir die Flucht des Mädchens zum Vorwurfe machen, zu einer Zeit, wo ich selbst bis auf den Tod verwundet darnieder lag. Daß sie nicht getötet werden sollte, war eine Bedingung unsers Abkommens. Was Sie sonst schwatzen, ist Lüge. Ich habe meiner Seits mehr geleistet, als mir obgelegen. Nur durch mich sind Sie sobald der Erbe Ihres Bruders geworden; er würde noch leben, wenn seine Frau nicht bei dem Brande umgekommen wäre. Es handelte sich damals nur um die Beseitigung des Kindes, seiner künftigen Erbin. – Doch Sie wissen das ja Alles, wozu es also jetzt nochmals wiederkäuen. – Aber darin haben Sie Recht,« fuhr er langsamer redend fort, »das Kind lebt

noch und zwar unter Verhältnissen, welche die Ermittlung seiner Herkunft nicht ausschließen, gar wahrscheinlich machen.«

»Es freut mich, daß Sie das wenigstens anerkennen,« höhnte der Graf.

»Ja, das erkenne ich an, auch daß in dieser Hinsicht die Erfüllung unseres Pactes von meiner Seite, wenn auch ohne meine Schuld, nur unvollständig gewesen ist.«

»Und doch wünschen Sie dafür noch dreißig Tausend Gulden.«

»Lassen Sie mich ausreden,« fuhr der Andere auf, »was ich Ihnen jetzt sage geschieht weniger Ihret-, als meinetwegen: Ich werde das Versäumte nachholen, – das Kind soll verschwinden, – für immer, – und dann erst sollen Sie vollständig zahlen.«

»Wollen Sie das Mädchen morden?« fragte rasch und mit gespannter Miene der Graf.

»Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich ihren Tod nicht will. – Sie war ja lange Jahre in meiner Hand. Ueberlassen Sie das Weitere mir, Sie haben sich früher nicht um die Ausführung bekümmert, sondern nur die Folgen davon sich zugeeignet, Sie sollen auch jetzt nichts Anderes thun, – vorausgesetzt, daß Sie zahlen.«

»Sie werden mich nicht für einen solchen Narren halten, auf einen so albernem Vorschlag einzugehen,« erwiderte der Graf, dessen Mienen ungeachtet dieser Aeußerung doch deutlich den Antheil, den er daran nahm, verriethen, »was wollen Sie mit dem Mädchen machen? Vielleicht wieder entführen? Sie wird scharf bewacht,

und selbst, wenn Ihnen die Entführung gelänge; die Verfolgung würde sofort hinter Ihnen her sein, und wir leben in einem civilisirten Staate. Auf diesen Köder beiße ich nicht mehr an, ich lasse mich nicht weiter prellen, bin, wie gesagt, auf Alles gefaßt und werde gerüstet sein, aber keine neue Thorheiten mehr begehen.«

»Wie Sie wollen, aber zuerst hören Sie meinen Plan. Sie können ja dann immer noch thun, was Sie wollen und ich kann es auch, wir vergeben uns beiderseitig nichts. Mein Gut liegt unfern der Quellen der Theiß hoch in den Karpathen, nahe an der galizischen Grenze. Es ist groß, aber völlig verwahrlost und so verschuldet, daß ich mich darauf nicht sehen lassen kann. Der civilisirte Staat hört dort auf, oder hat vielmehr schon längere Strecken vorher aufgehört; wenn ich sie auf meinem Grund und Boden habe, und von demselben die Gläubiger fern halten kann, so ist sie so sicher vor jeder Nachforschung und Entdeckung geborgen, als ob sie sich in den Urwäldern Amerika's befände. Sie ist dann für immer verschwunden, für immer,« fügte er mit einem wilden Blicke hinzu, »in meiner Heimath setzt man der Gewalt Gewalt entgegen und ich würde im äußersten Falle auch zum Aeüßersten entschlossen sein! Lebend wird sie Kuskowa nicht wieder verlassen!«

»Und wie sollte sie dahin gebracht werden?« fragte lauernd der Graf.

»Ueberlassen Sie das Alles mir. – Wir bleiben im Gebirge, in drei Tagen haben wir die Karpathen, und sind bei der jetzigen Jahreszeit vor jeder Verfolgung sicher.«

»Und wenn Sie sterben werden, Sie sind ein alter Mann, was dann? dann kehrt sie zurück und Alles war vergebens.«

»Sie kehrt *nie* mehr zurück,« sagte der Andere mit hartem festen Tone, »mag ich leben oder sterben, – vorausgesetzt, daß Sie zahlen.«

»Was hätte ich für eine Garantie, wenn ich mich auf diese abenteuerliche Idee einließe?«

»Sie zahlen mir jetzt zehn Tausend Gulden, so viel bedarf ich, um meine Vorbereitungen zu treffen, ein paar Hauptgläubiger zu befriedigen und mein Haus einzurichten. Wenn sie bei mir in Kuskowa sein wird, wenn Alles zu Ende ist, zahlen Sie die anderen zwanzig Tausend. Sie sehen, ein reelles und ehrliches Abkommen.«

»Fast zu reell,« erwiderte entschlossen der Graf, »denn, wenn ich nun später *nicht* zahlte?«

»Dann würden Sie die zehn Tausend nutzlos verschwendet haben, denn ich würde das Mädchen sofort in Freiheit setzen und zurückschicken. Sie sehen, ich bin nicht so unvorsichtig, wie Sie glauben.«

»Wer bürgt mir dafür, daß Sie dies nicht auch später thun?

»Unser gegenseitiger Vorthail. – Weshalb sollte ich mich, im Besitze einer auskömmlichen und mir zusagenden Existenz, selbst unter Anklage stellen.«

Der Graf saß längere Zeit, schweigend vor sich hinhinblickend, da. Der Vorschlag zur Theilnahme an einem neuen Verbrechen hatte an sich nichts Abschreckendes für ihn; er überlegte nur die Wahrscheinlichkeiten des

günstigen oder ungünstigen Erfolges. Seine Lage war eine so verzweifelte, daß er begierig nach jedem Mittel greifen mußte, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Die Auffindung der Tochter seines verstorbenen Bruders, der Erbin dessen Vermögens, blieb gleichbedeutend mit seinem Untergange.

»Wohlan,« sagte er dann mit leiserer Stimme, aber den Fremden fest und durchdringend ansehend, – »wir wollen auch diesen neuen Pact schließen. Bleiben Sie die Nacht hier, denn wir haben noch das Nähere festzusetzen oder zu überlegen, doch nein, es ist besser, wir treffen uns morgen, vielleicht vier Uhr, wenn es dämmt, bei der Fasanerie, damit unser langes Beisammensein keinen Verdacht erregt; ich will Sie jetzt vielmehr vor den Bedienten in auffälliger Weise entlassen.«

»Wie Sie das für gut befinden,« lächelte der Andere; »also bis morgen Nachmittag vier Uhr bei der Fasanerie. Ich werde pünktlich dort sein, vergessen Sie die zehn Tausend Gulden nicht, – das ist die erste Bedingung.«

»Sie soll erfüllt werden,« sagte aufstehend der Graf, »scheiden wir jetzt, wie verabredet.«

Er klingelte und fuhr, als der Bediente eintrat, heftig auf:

»Sie sind ein unverschämter, anmaßender Mensch! Wie können Sie sich unterstehen, mich in solcher Weise anbetteln zu wollen! Hinaus! Und daß sich Keiner von Euch mehr untersteht, solche Leute vorzulassen.«

SECHSZEHNTE CAPITEL. DER RAUB.

Einige Wochen später, am Nachmittage eines stürmischen unfreundlichen Tages, befand sich Wanda wie so häufig im Pfarrhause. Es war um die Mitte des Januar, und hatte die ganze vorhergegangene Nacht stark geschneit und gestürmt. Nach einer kurzen, von einigen Sonnenblicken begleiteten Pause, in welcher Wanda nach dem unfernen Pfarrhause gegangen, fing der Schnee wieder an, in dichten großen Flocken zu fallen, obgleich sich der Wind gelegt hatte.

Der Pfarrer saß lesend in einem Lehnstuhle, während seine Schwester und Wanda musicirten. Diese wurde jetzt von einem fast leidenschaftlichen Hange zur Musik beherrscht. Der Grund, weshalb sie sich der Ausbildung dieses ihr angeborenen Talentos jetzt mit gesteigertem Fleiße hingab, lag in der Anerkennung Lothars.

Er war plötzlich ein großer Freund der Musik, namentlich des Gesanges, wenigstens ihres Gesanges geworden. Sie mußte ihm fast täglich vorsingen, und wenn er auch den einfachen Liedern den Vorzug gab, so hörte er doch auch längere und schwierige Arien mit der größten Aufmerksamkeit an, sprach sich jedesmal im hohen Grade anerkennend und theilnehmend darüber aus, und steigerte dadurch bei ihr das Verlangen, zu diesen für sie so genußreichen Stunden stets würdig vorbereitet zu erscheinen.

»Ihr werdet Euch die Augen verderben,« sagte der Pfarrer, als Wanda so eben eine längere Arie beendet hatte, »wollen wir nicht Licht anzünden?«

Lehrerin und Schülerin hatten im Eifer ihrer Studien die schnell hereinbrechende Dämmerung gar nicht beachtet, und getrieben von dem Verlangen, dadurch nicht gehindert zu werden, holte des Pfarrers Schwester eilig Licht, ließ die Laden schließen und man setzte den Gesang sogleich wieder fort.

Der Pfarrer nahm lesend, wie er dies immer that, lobend oder tadelnd daran Antheil. Die Uhr der nahen Kirche schlug die sechste Stunde, als man endlich aufhörte.

»So spät schon,« bemerkte Wanda, »ich werde gehen müssen.«

»Ich werde Dich begleiten,« sagte der Pfarrer, »es schneit noch immer zu.«

»Mich begleiten den kurzen Weg, den ich so oft Tag und Nacht gegangen bin.«

»Du könntest im Schnee stecken bleiben.«

»Seien Sie ohne Sorgen, in fünf Minuten bin ich drüben.«

»Ueber den Kirchhof kannst Du nicht gehen, – da liegt der Schnee Fuß tief.«

»Ich weiß, ich weiß, es ist anders nur wenig weiter.

»Aber fürchtest Du Dich nicht, so allein in der Dunkelheit?«

»Bin ich nicht oft so gegangen und ist Herko nicht bei mir?«

»Sie hat ganz Recht,« bemerkte des Pfarrers Schwester, »weshalb sollte sie heute wie immer nicht allein gehen.«

»Gute Nacht,« sagte Wanda, die ihren Mantel und ihre Capuze umgenommen, mit der ihr eigenen gewinnenden Freundlichkeit, »nochmals meinen besten Dank, und schlafen Sie recht wohl.«

Herko, der bis dahin ruhig in der Ecke am Ofen gelegen, sich aber, sobald Wanda den Mantel umgenommen, erhoben hatte, stand jetzt neben ihr und berührte leise mit der Schnauze ihre Hand, als ob er ihr hätte sagen wollen, daß er bereit sei.

»Es ist wirklich sehr finster,« sagte der Pfarrer, welcher sie bis an die Hausthür geleitet hatte, »aber der Schnee leuchtet und der Wind hat sich gelegt.«

Rasch und flüchtigen Fußes schritt sie auf dem gewohnten Wege dahin, obgleich derselbe mit Schnee bedeckt nicht erkennbar war. Sie mußte, wie der Pfarrer bereits bemerkt, längs der hohen Kirchhofsmauer fortgehen, weil der Fußpfad über den Kirchhof des tiefen Schnees wegen ungangbar geworden. Sie erreichte so auf einem kleinen Umwege die große, vom Dorfe nach dem Schlosse hinaufführende Straße. Als sie das Ende der Kirchhofsmauer erreicht hatte, stieß Herko ein dumpfes Knurren aus, und während sie davon beunruhigt einen Augenblick stehen blieb, ertönte hart in ihrer Nähe ein scharfer, harter Knall und der Hund stürzte mit einem winselnden Aufschrei zusammen.

Ehe sie Zeit hatte, über dieses plötzliche Ereigniß nachzudenken, wurde eine dicke wollene Decke über ihren Kopf geworfen und fest zusammengezogen, so daß jeder Schrei von ihr darin erstickte, und sie fühlte sich aufgehoben und fortgetragen.

Starke Arme hielten sie umschlungen, und als sie sich mit Aufbietung aller ihrer Kraft sträubte, um sich zu befreien, wurde ein Strick um ihren Leib und Füße geschlungen, und eine schreckliche, ihr nur zu gut bekannte Stimme zischte in ihr Ohr.

»Wenn Du nun noch weitere Umstände machst, so wirst Du der Bestie folgen, – Du kennst mich und daß ich Wort halte.«

Sie verlor, während sie die Ueberzeugung gewann, wieder in die Gewalt jener schrecklichen Männer gefallen zu sein, die ihren lieben treuen Herko bereits gemordet hatten, das Bewußtsein, und war jetzt eine leichte Beute Derjenigen, welche, gekommen waren, um sie ihrer Freiheit zu berauben.

Die Schloßuhr schlug die achte Stunde, als sich die Ungeduld Lothars, welcher, im Zimmer seiner Mutter, oft an das Fenster tretend, auf- und abschritt, zu ihrem Höhepunkte steigerte.

»Sie kommt immer noch nicht,« sagte er wieder durch das Fenster blickend, – »es ist im höchsten Grade auffällig, – und es schneit ohne Unterlaß.

»Sie bleibt ja oft so lange im Pfarrhause,« erwiderte seine Mutter, »wird heute, wie sie öfter gethan, dort zur

Nacht essen. Du machst Dir wirklich ganz unnöthige Sorgen.«

»Es ist überhaupt im hohen Grade unpassend,« sprach er erregt weiter, »daß sie, sobald es dunkel geworden, allein von dort nach Hause geht, – haben wir nicht tagediebende Bedienten genug?«

»Sie wünscht es nicht, hat mich oft gebeten, sie nicht abholen zu lassen.«

»Weil sie zu bescheiden, zu ausdruckslos ist, Du hättest darauf keine Rücksicht nehmen sollen, – wie leicht kann ihr ein Unglück, oder auch nur etwas Unangenehmes begeben! Uns allein würde die Verantwortung treffen! – Ich werde selbst gehen und sie abholen,« setzte er mit Entschiedenheit hinzu.

»Du?« fragte verwundert seine Mutter, »glaubst Du, daß dies passend sein würde.«

»Weshalb sollte es nicht passend sein? Gehört sie nicht zu uns, und ist es nicht bereits sehr spät und dabei ein abscheuliches Wetter?«

Ehe die Gräfin ein weiteres Bedenken zu äußern vermochte, sofern dies überhaupt in ihrer Absicht lag, war er aus dem Zimmer verschwunden. Nach einer kurzen Zeit stand er klopfend vor der Thür des Pfarrhauses und unmittelbar darauf im Zimmer.

»Ich komme, Wanda abzuholen,« sagte er nach einer eiligen Begrüßung, unruhig im Zimmer umherblickend.

»Wanda?« fragten erstaunt und besorgt gleichzeitig die Pfarrersleute, »Wanda? Sie ist schon vor zwei Stunden hinauf nach dem Schlosse gegangen und muß –«

»Man hat sie allein in der Dunkelheit und in diesem abscheulichen Wetter gehen lassen?« unterbrach er mit flammenden Augen.

»Sie wollte es nicht anders,« erwiderte der Pfarrer, »sie ist immer –«

»Wollte es nicht anders!« wiederholte er zornig. »Welchen Weg hat sie genommen?«

»Längs der Kirchhofsmauer, aber es wird –«

Der Pfarrer vermochte nicht weiter zu reden, denn Lothar war bereits aus dem Zimmer und dem Hause fortgestürzt.

Eilig schritt er auf dem bezeichneten Wege dahin, angstvoll nach den Spuren ihrer kleinen Füße spähend oder nach irgend einem Zeichen, welches ihre Anwesenheit hinterlassen haben könnte. Aber es schneite noch immer in dichten Flocken fort, jede Spur war verschwunden. Da, als er fast das Ende der Mauer erreicht hatte, erblickte er eine kleine dunkle Stelle im Schnee. Schnell mit der Hand danach greifend, erfaßte er einen rauen Gegenstand, in welchem er, hastig den Schnee davon entfernend, zu seinem Entsetzen, den getödteten Hund, ihren treuen Begleiter, den armen Herko, erkannte.

Es war ihm bei dieser Entdeckung, als ob er einen Dolchstoß empfangen, und er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten, denn die Gewißheit, daß sie geraubt sei, daß jene finstern Mächte, welche ihr Dasein von ihrer Geburt an beeinflußt, abermals und diesmal mit Erfolg

ihre verbrecherische Thätigkeit entwickelt hatten, durchzuckte seine Seele, seinen Geist und seine Sinne verwirrend. Jetzt, in dem Augenblicke, wo er sie verloren, wo man sie ihm entrissen, erkannte er, wie theuer sie ihm geworden und daß seine Seele mit unauflöslchen Banden mit ihr verknüpft sei. Er stieß einen langen wilden Schrei aus, ähnlich dem Kriegsruf des Indianers, wenn er sich in den Kampf stürzt, aber seine Stimme verhallte in dem gleichmäßig herabrieselnden Schnee, und er stürzte fort, getrieben von dem Verlangen, keine Minute der Verfolgung zu entziehen.

Aber während er durch den tiefen Schnee watend, den Hund über seine Schultern geladen, keuchend den Schloßhof erreichte, war er unter Aufbietung seiner ganzen männlichen und moralischen Stärke zu der Ueberzeugung gekommen, daß er nur durch ein umsichtiges, wohl bedachtes Verfahren zum Ziele gelangen, durch Uebereilung desselben aber jedenfalls verlustig gehen müsse.

So sehr es ihn daher auch drängte und so sehr es ihn trieb, sich selbst sogleich auf ein Pferd zu werfen und nachzujagen, – er erkannte mit den aus dem Kriege erworbenen Erfahrungen des Soldaten, daß dies eine unverantwortliche Unklugheit sein würde, denn jede Spur war verschwunden. – Zuerst mußte diese, aufgefunden sein, *dann* erst konnte eine erfolgreiche Verfolgung beginnen.

Er lenkte seinen eiligen Schritt, von diesen Erwägungen erfaßt, zu der mitten auf dem Hof auf einer Erhöhung befindlichen Alarmglocke, welche nur in ganz außerordentlichen Fällen und plötzlich eintretenden Ereignissen geläutet werden durfte. Die ganze zu dem weitläufigen Hofe gehörende Einwohnerschaft hatte die strengste Weisung, sich bei dem Schalle dieser Glocke sofort zu versammeln.

Laut, in raschen unheimlichen Schlägen ertönte sie jetzt ohne Unterlaß durch die dunkle Nacht.

Bald war der bis dahin stille Hof von Menschen, Männern und Weibern, angefüllt, welche, zum Theil Laternen tragend, den Platz um die Glocke umstanden, und ihren Herrn erschrocken und neugierig anstarrten, der immer noch, auf Alles dies nicht achtend, mit dem Läuten fortfuhr. Sie flüsterten sich leise Worte zu und deuteten mit Entsetzen auf den daliegenden getödteten, von ihnen Allen gekannten Herko.

Endlich verstummten die Töne der Glocke und es trat eine tiefe, lautlose Stille ein. Lothar hatte während des Läutens, alle Versuchungen nutzloser Uebereilungen zurückdrängend, einen festen Plan gefaßt und sprach jetzt mit der Ruhe und Bestimmtheit eines Commandeurs, der seine Befehle ertheilt.

»Fräulein Wanda ist geraubt, auf dem Wege vom Pfarrhause hierher, vor höchstens zwei Stunden. Hört genau, was ich jetzt befehle, damit keine Verzögerung eintritt,« sprach er weiter, als ein lautes Gemurmel des Erstaunens

und des Schreckens unter den Anwesenden hörbar wurde. »Sofort zwölf Pferde satteln, in zehn Minuten längstens müssen sie hier sein! – Ihr,« – er nannte die Namen der Knechte, – »werdet sie reiten! Fort! für jede Minute, die Ihr eher hier seid, zahle ich Jedem einen Gulden.

Die zwölf Männer stoben auseinander.

Der Director war gekommen und sprach angelegentlich mit ihm, auch seine Mutter erschien, aber er hatte selbst für sie in diesem Augenblick keine Aufmerksamkeit, sondern blickte nur immer wieder nach der Uhr.

Die Minuten waren noch nicht verstrichen, als die Knechte auf den Pferden heransprengten.

Es führten vier größere Fahrstraßen aus Hardeck, zwei davon theilten sich vor dem Orte, um in Nebenwege, deren einer in den Wald, der andere in das Gebirge ging, zu verlaufen.

Lothar gab jetzt den Knechten, indem er sie je zu zwei abtheilte, die Ordre, diese sechs Wege in in der möglichst schnellsten Gangart zu verfolgen, bis zu den nächsten Ortschaften oder auch noch weiter, und zu erforschen, ob ein Schlitten oder Reiter in den letzten Stunden darauf gesehen worden sei.

»Wenn eine sichere Spur aufgefunden ist, fuhr er fort, »so kehrt einer sogleich mit der Nachricht hierher zurück. Ihr braucht die Pferde nicht zu schonen, es ist durchaus gleichgültig, ob sie zu Grunde gehen, sofern nur der Zweck erreicht wird. Der andere bleibt an der Stelle, wo Ihr Euch getrennt und erwartet mich. Für die Auffindung der wirklichen Spur erhält jeder von den Beiden, der

sie ermittelt, fünfhundert Gulden; wer aber eine falsche Nachricht bringt, ist sofort seines Dienstes entlassen! Nun Marsch!« rief er mit lauter weit hallender Stimme, als ob ihm dies ein Bedürfnis sei, »fort! Galop! und laßt mich nicht lange auf eine Nachricht warten!«

Auch der Pfarrer und die Schwester des Pfarrers waren gekommen und es herrschte auf dem Hofe, wo man Fackeln angezündet, ein lebendiges wirres Treiben.

Lothar schien darauf gar nicht zu achten, mit der verzehrenden Ungeduld eines Mannes, der die Secunden zählt, von denen das Leben eines geliebten Menschen abhängt, schritt er auf und ab.

Dann befahl er, sein bestes Pferd zu satteln, einen Hengst von arabischer und ungarischer Kreuzung, ließ die Pistolenhalftern aufschnallen und prüfte selbst sorgfältig die Pistolen, ob sie schußbereit seien, ehe er sie einsteckte. Vier andere Knechte, worunter sich Franz gedrängt hatte, hielten, auf seinen Befehl ebenfalls bewaffnet, zu Pferde. Jetzt, nachdem eine halbe Stunde vergangen, schnallte er seinen Säbel um, und blickte mit einer gesteigerten Ungeduld nach dem Thore.

Aber es verging in dieser bangen und aufregenden Erwartung abermals fast eine Stunde.

»Gott sei Dank, es hört auf zu schneien,« flüsterte er vor sich hin. – »Ha! Und da kommt endlich ein Bote!« rief er, laut und freudig dem nahenden Reiter entgegen eilend.

»An der Waldschenke?« hörte man seine bebende fragende Stimme, – »ein verdeckter Schlitten, – vor zwei

Stunden? – Fort, folgt mir! tönte sein Commando für die Reiter, dann warf er den Mantel ab, um dadurch nicht gehindert zu sein, schwang sich auf sein Pferd und sprengte in wilder Carriere davon.

SIEBENZEHNTES CAPITEL. DIE VERFOLGUNG.

Seine Begleiter weit hinter sich lassend, erreichte er nach kurzer Zeit die ihm bezeichnete, ungefähr eine halbe Meile von Hardeck entfernte Waldschenke, ein einsames Haus am Rande des Waldes. Hier wartete seinem Befehle gemäß der andere berittene Knecht.

Der Wirth und seine Frau standen bei seiner Ankunft vor der Thür, und er konnte daher sofort die nöthigen Erkundigungen einziehen. Er erfuhr, daß vor ungefähr drei Stunden ein verdeckter, mit zwei Pferden bespannter Schlitten rasch vorübergefahren sei, auf dem Bocke habe ein im Mantel gehüllter Mann gesessen. Weiteres wußten sie nicht. Der Schlitten wäre sogleich wieder in der Dunkelheit und dem Schneegestöber verschwunden und würde gar nicht bemerkt worden sein, wenn der Wirth sich nicht zufällig vor der Hausthür befunden.

»Gibt es verschiedene Wege von hier, die sie eingeschlagen haben könnten?« fragte Lothar, nur mit Ungeduld sein Pferd zügelnd.

»Es gibt nur diesen einen Weg, Herr Graf,« erwiderte der Wirth, »er führt zwei Meilen weit durch den Wald, dann geht einer weiter nach dem Gebirge hinauf, den sie bei dem jetzigen Wetter schwerlich eingeschlagen haben werden, der andere nach Hranow.«

Ehe die nachfolgenden Reiter angekommen waren, sprengte Lothar schon wieder davon.

Der Weg durch den Wald kennzeichnete sich nur durch einen lichterem Einschnitt zwischen den Bäumen; der Schnee lag so tief, daß sonst nichts, auch keine Spur zu erkennen war.

Immer in gestrecktem Galop jagte er weiter. Das edle Pferd, welches er ritt, bedurfte keiner Aufmunterung, und nicht ein einziges Mal strauchelte es oder kennzeichnete die Gefährlichkeit des Weges. Nach ungefähr einer Stunde hatte er das Ende des Waldes und den aus dem Schnee hervorragenden Rest eines alten Wegweisers erreicht; zögernd blieb er halten, denn hier trennten sich die Wege, und wenn er den unrichtigen einschlug, waren alle seine Anstrengungen vergebens.

Es hatte, wie gesagt, schon kurz vorher, ehe er Hardeck verlassen, zu schneien aufgehört, jetzt war das Gewölk lichter geworden und der von demselben nur schwach verdeckte Mond verbreitete auf der weiten weißen Schneefläche eine dem Tageslicht ähnliche Helle.

Er stieg ab und untersuchte, sein Pferd am Zügel führend, ängstlich spähend den nach abwärts führenden Weg, ob er nicht irgend eine Spur des Schlittens darauf entdecken könne, aber seine sorgfältigsten Nachforschungen blieben vergebens. Auf dem andern Wege fortschreitend erblickte er endlich eine kaum sichtbare, zum Theil schon wieder verwehte und verschneite Spur, und vermochte bei dieser Entdeckung einen lauten freudigen Aufschrei nicht zu unterdrücken.

Rasch sich auf sein Pferd schwingend, jagte er weiter, aber er war dennoch bald wieder genöthigt, seine Ungeduld zu zügeln, denn der Weg zeichnete sich wenig oder gar nicht ab und die aufgefundene Spur verschwand an manchen Stellen oft ganz. Endlich wurde sie deutlicher und lag bald, wie zwei dunklere Linien sich von dem weißen Schnee abhebend, vor ihm da. Als sie hier gewesen, hatte es zu schneien aufgehört, schloß er, zu derselben Zeit, als er Hardeck verlassen. Sie besaßen also einen großen Vorsprung. Aber er vertraute der Ausdauer seines braven Pferdes und dem Umstande, daß diejenigen seiner Feinde noch mehr ermattet sein mußten. Wieder jagte er, den Kopf gesenkt, eine dunkle schweigsame Gestalt, in flüchtigem Galop über die weiße Fläche dahin. Nach einiger Zeit stieg der Weg steil an. Er fühlte, daß er seinem Pferde Erholung gönnen müsse, wenn er es im entscheidenden Augenblicke gebrauchen wolle, und hier konnten sie ja auch nur langsam gefahren sein.

Er kürzte daher den Zügel und streichelte den glatten Hals des Pferdes, welches diese Liebkosung durch ein freudiges Wiehern erwiederte. Nach kurzer Zeit war die Höhe und mit ihr ein ebenes Hochplateau erreicht, eine weite Sicht gestattend. Spähend hielt er, mit scharfem Auge über die weite Schneefläche hinblickend. Da gewahrte er in der Ferne einen kleinen sich bewegenden dunkeln Punkt.

»Nun gilt es, Ajax,« rief er aufjubelnd und dem Pferde den Schenkel fehlen lassend, »auch bewähre dich und ich werde diese Stunde dir nie vergessen!«

In wilder Carriere flog er dahin, ohne dadurch gehindert zu werden, die Pistolen aus den Halftern zu nehmen und sie schußbereit zu machen. Immer näher kam er dem dunkeln Gegenstande und schon erkannte er deutlich einen sich rasch fortbewegenden Schlitten. Jetzt war er in seine unmittelbare Nähe gelangt. Niedergebückt, den Kopf bis auf den Hals seines Pferdes hinabgebeugt, die Pistole in der Hand, sprengte er dicht daran vorbei, und in demselben Momente stürzte eines der Schlittenpferde, von ihm durch den Kopf geschossen, todt zusammen.

Nur einen Moment bedurfte er, um sein Pferd zu pariren, abzuspringen, den Schlitten zu erreichen und den Kutscher, welcher fluchend das andere sich aufbäumende und ausschlagende Pferd zu halten beschäftigt war, aus nächster Nähe mit der zweiten Pistole zu erschießen. Dann riß er seinen Säbel aus der Scheide und war im Begriff, sich auf den Schlitten zu stürzen, als rasch hintereinander zwei Schüsse daraus fielen. Einen kurzen Moment stutzte er, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er unversehrt sei, obgleich der Dampf des Pulvers ihn verhüllt hatte, dann sprang er wieder vorwärts, als eine Stimme aus dem Innern des Schlitten ihm wild zurief:

»Bei der geringsten weiteren Gewaltmaßregel tödte ich das Mädchen, die Spitze meines Messers steht auf ihrem Halse! Ich halte Wort, Sie können fest davon überzeugt sein.«

Die erhobene, mit dem Degen bewaffnete Hand sank herab, und der muthige, vor keiner Gefahr zurückschreckende Mann stand plötzlich da, von Zagen und Furcht erfaßt.

»Was stellen Sie für Bedingungen?« fragte er nach kurzem Ueberlegen, »Sie sind in meiner Gewalt.«

»Meine Freiheit. Meine unbedingte, ungehinderte Freiheit!«

»Und Sie werden dann die Gefangene sofort und unversehrt freigeben?«

»Sofort und unversehrt.«

»Es sei! Angenommen!« rief Lothar von dem alleinigen Verlangen beseelt, Wanda zu befreien und aus den Qualen ihres jetzigen Zustandes zu erlösen.

»Ihr gräfliches Ehrenwort darauf?«

»Mein gräfliches Ehrenwort!«

Der Ledervorhang des Schlittens wurde zurückgezogen und Wandsberg entstieg demselben, anscheinend nicht ohne Mühe.

»Dort ist sie,« sagte er dann mit höhnischem Grinsen, »unversehrt, nur etwas fest eingewickelt.«

Lothar stürzte auf den Schlitten zu, aber im Begriffe, das Leder des Vorhanges zu erfassen, sah er, wie Wandsberg unter seinem Mantel einen Degen hervorriß und gegen ihn ansprang. Nur mit Mühe gelang es dem gewandten Fechter, den furchtbaren, ihm zugedachten Hieb zu pariren.

»Ha!« rief er dann mit lauthin schallender freudiger Stimme, »der Räuber und Mörder bricht selbst unser Abkommen und gibt sich in meine rächende Hand!«

Ihre Degen kreuzten sich; Wandsberg war ein geübter Fechter, und wenn auch älter als Lothar, doch noch in der vollen Kraft des Mannes. Eine kurze Zeit schien die Entscheidung zweifelhaft, dann ließ Wandsberg, während er zu einem wüthenden Hiebe ausholte, mit einem lauten, wilden Aufschrei den gehobenen Arm sinken und stürzte blutend in den Schnee.

Lothar sprang hinzu, fest entschlossen, ihm ohne Erbarmen den Todesstoß zu geben, aber er überzeugte sich, daß dies nicht mehr erforderlich sei. Ein leises Röcheln und Aufzucken des mit halb gespaltenem Kopfe Daliegenden, dessen Blut in dunkeln Wellen den Schnee färbte, ließ erkennen, daß der Tod seine Beute bereits erfaßt habe oder zu erfassen im Begriffe stehe.

Den Degen fortwerfend schwang er sich in den Schlitten, die Vorhänge desselben hinunterreißend. Wanda lag regungslos auf dem Rücksitze. Er befreite sie mit bebenenden Händen von ihren Banden, aber als er diese endlich beseitigt hatte, sah er mit Schrecken ihr bleiches lebloses Gesicht.

Er schloß sie in seine Arme, rief, von der höchsten Angst erfaßt, wiederholt ihren Namen, drückte sie fest an sich, küßte Ihre bleichen, kalten Lippen und bat sie in den zärtlichsten Ausdrücken, zu erwachen, sich zu erheben; *Er* sei es, der zu ihr rede, alle Gefahr sei beseitigt, *Er* schütze sie, sie habe nichts mehr zu fürchten. Aber

seine Bemühungen blieben vergebens, was er auch beginnen und mit welcher gesteigerten Zärtlichkeit er auch zu ihr reden mochte, kein Zeichen verrieth das wiederkehrende Leben, ihre kalten, starren Züge wurden von dem bleichen Lichte der schneeerhellten Nacht leichenartig beleuchtet.

Die Verzweiflung erfaßte ihn bei der Vorstellung, daß jener schreckliche Mann sie dennoch getödtet haben könne, als er sein Vorhaben vereitelt gesehen, und daß dann Er die Schuld ihres Todes trage; rathlos fingen seine Gedanken an, sich bei dieser gräßlichen Möglichkeit zu verwirren, während er sie wieder zärtlich und sanft an seine Brust und einen langen Kuß, als hätte er ihr damit Leben einflößen wollen, auf ihre Lippen drückte, da verrieth ein leises Beben ihres Körpers die Wiederkehr des verlorenen Bewußtseins, das Erwachen aus der tiefen Nacht der Ohnmacht, welche sie umfingen.

Er hätte bei dieser Wahrnehmung hoch aufjubeln, Gott für diese Gnade laut danken mögen, aber die ganze Gewalt seiner übermächtig ihn ergreifenden Gefühle drängten sich in dem Einen zusammen, sie zu beruhigen, zu trösten und ihr die Versicherungen seiner Liebe darzubringen.

Mit dem Ausdrücke des Entsetzens schlug sie jetzt die Augen auf und starrte ihn an, während ein convulsivisches Beben durch ihren Körper flog.

»Wanda,« flüsterte er leise, sein Gesicht dicht an das ihrige gelehnt, »meine geliebte Wanda, *ich* bin es. Komme zu Dir, scheuche jede bange Vorstellung, jede Furcht

von Dir. Ich bin es, *ich, Lothar*. Deine Verfolger haben keine Gewalt mehr über Dich, nie mehr. Du bist frei, und wir werden sogleich zurück nach Hardeck fahren. O! erhole Dich, meine theure Wanda, es wird uns nichts mehr trennen, ich werde Dir immer zur Seite stehen. Fasse Dich, Du armes, geliebtes Kind, kannst Du Dich immer noch nicht freuen und nicht einmal freundlich lächeln, wie sonst?«

»Ist es Wahrheit?« hauchte sie, scheu und noch immer angstvoll um sich blickend, »kein Traum? Sie – Herr Graf –«

»O! sprich nicht so zu mir,« unterbrach er sie leidenschaftlich wieder fest an sein Herz drückend und ihren Mund mit einem Kusse schließend, fortan gehörst Du mir! Ich habe Dich mir erkämpft, und nichts auf der Welt wird Dich mir wieder entreißen, – es wäre denn Dein eigener Wille,« setzte er plötzlich zaghaft hinzu, »wenn Du mich nicht lieb hättest.«

Von den Gefühlen des höchsten namenlosen Entzückens bewältigt und noch immer unter dem Banne der erschütternden Aufregung, welche sogar das Leben eine Zeitlang in ihr gefesselt hatte, fand sie kein Wort der Erwiderung, aber sie duldete seine Liebkosungen, und während sie sanft von seinen Armen umschlungen mit gesenktem Kopfe und geschlossenen Augen an seiner Brust ruhte, durchzitterte sie das Empfinden, daß es die höchste Seligkeit sein müsse, in diesem Augenblicke zu sterben.

Das Geräusch heransprengender Pferde unterbrach diese mitternächtliche, einsame Liebesscene.

Erschreckt fuhr sie wieder zusammen.

»Beruhige Dich,« flüsterte er, ohne sie eher als im letzten Momente aus seinen Armen frei zu geben, »es sind Freunde, sie kommen auf mein Geheiß.«

Erst als die Reiter in die unmittelbarste Nähe gekommen waren, verließ er rasch den Schlitten und trat ihnen entgegen. An der Spitze befanden sich der Director und sein alter Franz, der, ungeachtet er nie Cavallerist gewesen und ungeachtet seines lahmen Fußes, es sich doch nicht hatte nehmen lassen, seinem Herrn auf diesem gefährlichen Streifzuge zu folgen.

Es währte eine längere Zeit, ehe die Angekommenen, sowohl durch kurze Mittheilungen Lothars, als durch den Augenschein und die vorgenommenen Besichtigungen den Thatbestand festgestellt und von dem Vorgefallenen eine zweifellose Ueberzeugung gewonnen hatten.

Die beiden Räuber waren todt. Wandsberg mit halb gespaltenem Kopf, der Diener durch die Brust geschossen, hatten aufgehört zu den Lebenden zu gehören, ebenso das eine Schlittenpferd. Das andere stand zitternd neben seinem todtten Gefährten. Lothars Hengst war ruhig stehen geblieben und wieherte den Ankommenden entgegen.

Jetzt, wo der Mond hell durch die licht gewordenen Wolken schien, bot das Alles, mit den Blutlachen auf dem weißen Schnee den darin gebetteten Todten, dem Schlitten und den vielen dunkeln Reitergestalten einen wilden und schauerlichen Anblick.

Lothar war vor Allem bemüht, denselben Wanda zu entziehen; er ließ daher sogleich andere Pferde an den Schlitten spannen und denselben umwenden, so daß ihr der eigentliche Schauplatz des stattgehabten Kampfes und seiner Ergebnisse entzogen wurde.

Dann bat er leise den Director, den von ihm im Zweikampfe Getödteten genau zu untersuchen und ihm das Gefundene zu geben. Es fand sich eine große lederne Briefftasche, welche er zu sich steckte.

»Das Weitere überlasse ich Ihnen,« fuhr er fort; »die Todten können nach der nächsten Ortschaft gebracht und dort beerdigt werden, so fern nicht die Anwesenheit des Gerichts vorher nöthig sein sollte. Alles, was sich bei ihnen noch finden sollte, wird mir zugestellt.

»Jetzt aber muß ich fort, um meine Braut, die so viel Angst und Schrecken ausgestanden, vor Allem wieder unter Dach und Fach zu bringen. Seien Sie der Erste,« setzte er mit freudestrahlenden Blicken und so laut, daß es Alle hören konnten, hinzu, »Herr Director, der meine Verlobung mit Fräulein Wanda Schwarzwald erfährt, und Du, der Du so tapfer bis hierher geritten bist, sollst die Ehre haben, Deine künftige Herrin zum ersten Male als Braut zu fahren, und auch wieder mein Leibdiener werden, wenn Du einen besonderen Werth darauf legst.«

Unter einem lauten jubelnden Hoch aller Anwesenden setzte sich der Schlitten in Bewegung, glitt rasch über die helle Schneefläche dahin und verschwand dann in der Ferne in dem dunkeln Rande des Waldes.

ACHTZEHNTE CAPITEL. ZUM SCHLUSSE.

Auch während der mehrstündigen Fahrt nach Hardeck an der Seite Lothars, von seinem Arme umschlungen, war Wanda kaum befähigt, die plötzliche Wandelung ihres Geschickes und die Größe eines nie gehofften Glückes zu fassen. Da das Wetter sich aufgeklärt, hatte er das Verdeck des Schlittens beseitigen lassen und so fuhren sie dahin im Austausch leise geflüsterter Worte, innige, ihr ganzes Empfinden strömender Blicke, und überfluthet von den Wogen eines Glückes, so blendend und entzückend, wie der Glanz der eben aufgehenden Sonne, welcher das verschämte Gesicht des mit gesenkten Augen an seine Seite geschmiegtten lieblichen Mädchens mit erhöhtem Zauber umfloß.

Lothars Mutter, sowie alle Zurückgebliebenen verharrten in der bangsten Erwartung dem Ausgange des so plötzlich eingetretenen Ereignisses. Sie kannte seinen tollkühnen, jede Gefahr verachtenden Muth, und hatte daher, von Furcht und Besorgniß getrieben, unaufhörlich auf jedes Geräusch gelauscht, dann als es Tag geworden, angstvoll nach der Richtung hinausgspäht, von der er kommen mußte.

Endlich verkündeten die freudigen Ausrufe und Winke im Hofe Befindlichen das Herannahen des so sehnlich Erwarteten und wenige Augenblicke darauf lagen Mutter und Sohn in den Armen.

Es war das freudigste und stürmischste Wiedersehen, was Beide gefeiert, obgleich ihre Trennung nur wenige

Stunden gewährt und er oft auf lange Zeit zu gefährvollen Unternehmungen fortgezogen war. Aber nicht die unversehrte Rückkehr des geliebten Sohnes, auch nicht die Wiedererlangung des von ihr ebenfalls mit mütterlicher Zärtlichkeit geliebten Mädchens, sondern seine mit leuchtenden Blicken und bebender Stimme gemachte Erklärung, daß Wanda seine Braut sei, daß sie sich verlobt hätten und um ihren Segen bäten, brachte den Sturm der Gefühle hervor, welcher, obgleich von dem Uebermaß der Freude erzeugt, doch längere Zeit bedurfte, um einer ruhigeren Fassung, einer Besänftigung der so plötzlich erregten Gefühle neuen Platz zu machen.

Wir wollen, da wir überhaupt nur noch Weniges zu erzählen haben, uns nicht mehr in ausführlichen Schilderungen ergehen, und nur hinzufügen, daß es schwer gewesen sein würde zu bestimmen, wer von den drei Menschen der glücklichste gewesen oder sich dafür gehalten, worauf es doch allein ankommt.

Nach unserer Auffassung war es Wanda, und wir glauben, daß die geneigten Leserinnen wenigstens darin mit uns übereinstimmen werden. Daß Lothars Mutter der Vereinigung Beider kein Hinderniß entgegensetzte, sondern derselben freudig zustimmte, bedarf hiernach ebenfalls keiner besonderen Erwähnung. Nachdem die Aufregung sich gelegt, bestand Lothar darauf, daß Wanda zur Ruhe gehe und sich erhole, und sie mußte diesem Wunsche gehorchen, obgleich sie versicherte, nicht im Mindesten ermüdet zu sein.

Allein auf seinem Zimmer, öffnete Lothar die Wandsberg abgenommene Briefftasche und fand darin alle Documente nicht nur über Wanda's Geburt, sondern auch eine von Wandsbergs Hand geschriebene, mit den Briefen des Grafen belegte Darstellung des Raubes und der dabei stattgefundenen Ereignisse. Finster und mit kaltem Zorn flogen seine Augen über diese verhängnißvollen Papiere hin, dann legte er sie wieder in die Briefftasche und verschloß diese in seinen Schreibtisch.

»Wir werden Abrechnung halten, Herr Graf, rücksichtslose, unbarmherzige Abrechnung für die meiner armen Wanda zugefügten Nichtswürdigkeiten und für ihre gemordeten Eltern!«

Noch am Abende desselben Tages theilte er seiner Mutter und dann auch Wanda die gemachten Entdeckungen über ihre Herkunft mit. Mit erhöht aufflammender leidenschaftlicher Zärtlichkeit schloß er die über diese Mittheilung erschreckt und sprachlos dastehende Geliebte in seine Arme und flüsterte, während er sie fest umschlungen hielt, mit halblauter Stimme, daß auch seine Mutter diese Worte verstehen konnte:

»Die Gunst des Zufalls hat es gefügt, daß Du mein wurdest, ehe ich von Deiner Abkunft unterrichtet wurde, ich will nur Dich, ob namenlos oder eine Königin, mir bist Du meine über Alles geliebte Wanda, die ich fern halten werde von Allem, was sie schädigen oder auch nur betrüben könnte, und deshalb vorzugsweise von Radowa und Allem, was damit zusammenhängt.«

Wanda wurde am andern Tage als Gräfin Thurnau, Tochter des verstorbenen Grafen Thurnau auf Rudin, vorgestellt. Sie war nicht anders wie sonst und blieb auch immer dieselbe liebenswürdige, bescheidene Frau, welche sie als Mädchen gewesen, nur ihre geistige Bildung und ihre körperliche Schönheit erhöhten sich, und die letztere von Anmuth und Geist umstrahlt verblieb ihr bis in das höhere Alter.

Doch wir vergaßen, zu erzählen, sofern es dessen bedarf, daß nach einem halben Jahre die Hochzeit des jungen Paares in glänzender Weise zu Hardeck gefeiert wurde. Glänzend ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck, da es kein großes, durch vornehme Gäste verherrlichtes Fest war; aber sämmtliche zu der Herrschaft Hardeck gehörende zahlreiche Bewohner und sämmtliche Fabrikarbeiter feierten mit. In großen, festlichen, decorirten Zelten oder im Freien saßen zusammen und tranken unter zuletzt lautem Jubel viel Wein auf die Gesundheit des jungen Paares.

Auch der Oheim Lothars war zur Hochzeit herüber gekommen, da es immer noch Friede war, und brachte den ersten, von rauschenden Fanfaren und nicht enden wollenden Böllerschüssen begleiteten Toast auf das junge Paar aus.

Zu diesem in lachenden hellen Farben strahlenden Bilde ein nächtliches, finsternes, unheimliches Radowa.

Lothar hatte den Grafen von Allem in Kenntniß gesetzt, zugleich mit der Benachrichtigung, daß die bei

Wandsberg gefundenen Papiere und Documente direct nach Wien gegangen seien.

Als bald darauf eine Untersuchungscommission nach Radowa kam, mit dem Befehle, sich vor Allem der Person des verbrecherischen Grafen zu bemächtigen, fand man diesen, an selbst genommenem Gifte gestorben, todt in seinem Bette. Der Prozeß nahm seinen Fortgang und Thurnau kam unter Administration; später wurde Rudin der Tochter ihres verstorbenen Vaters, der jetzigen Gräfin Hardeck zugesprochen, und die Administration des gänzlich verschuldeten Radowa zu Gunsten des am Leben gebliebenen, aber siechen zweiten Sohnes des Grafen fortgesetzt.

Man rieth der Gräfin, in ein Kloster zu gehen, was sie jedoch entschieden ablehnte. Lothar oder vielmehr Wanda schenken ihr Rudin, wohin diese selbst nie einen Fuß setzte. Die Gräfin nahm es mit einem kurzen kalten Danke an und hat dort bis an ihren Tod einsam und verlassen gelebt.

Von Manuela ist nie mehr eine Kunde über das zu jener Zeit länger als ein Decennium ins verschlossene Weltmeer gedrungen, auch später nicht, als die Schifffahrt wieder frei war.

Lothar, der vielfach Gelegenheit hätte haben können, sich an den Kämpfen zu betheiligen, welche Oesterreich gegen Frankreich führte, hat nie mehr den Soldatenrock angezogen. Er lebte allein seinem Beruf, seiner Familie und seinen Kindern und ist vor noch nicht zu langer Zeit, wenige Monate vor seiner Gattin gestorben.

Ein Freund aber von mir, ein preußischer Officier, hat während des deutschen Krieges im Jahre 1866 längere Zeit in Hardeck im Quartier gelegen. Er war entzückt von der Liebenswürdigkeit und edlen Gastlichkeit seiner jetzigen Bewohner, den Nachkommen Lothars und Wanda's, sowie Zeuge des ehrenvollen und liebevollen Andenkens, welches diesen zu Theil wurde.

Den Mittheilungen dieses meines Freundes verdanke ich auch den Stoff zu dieser wahrhaften Geschichte.